

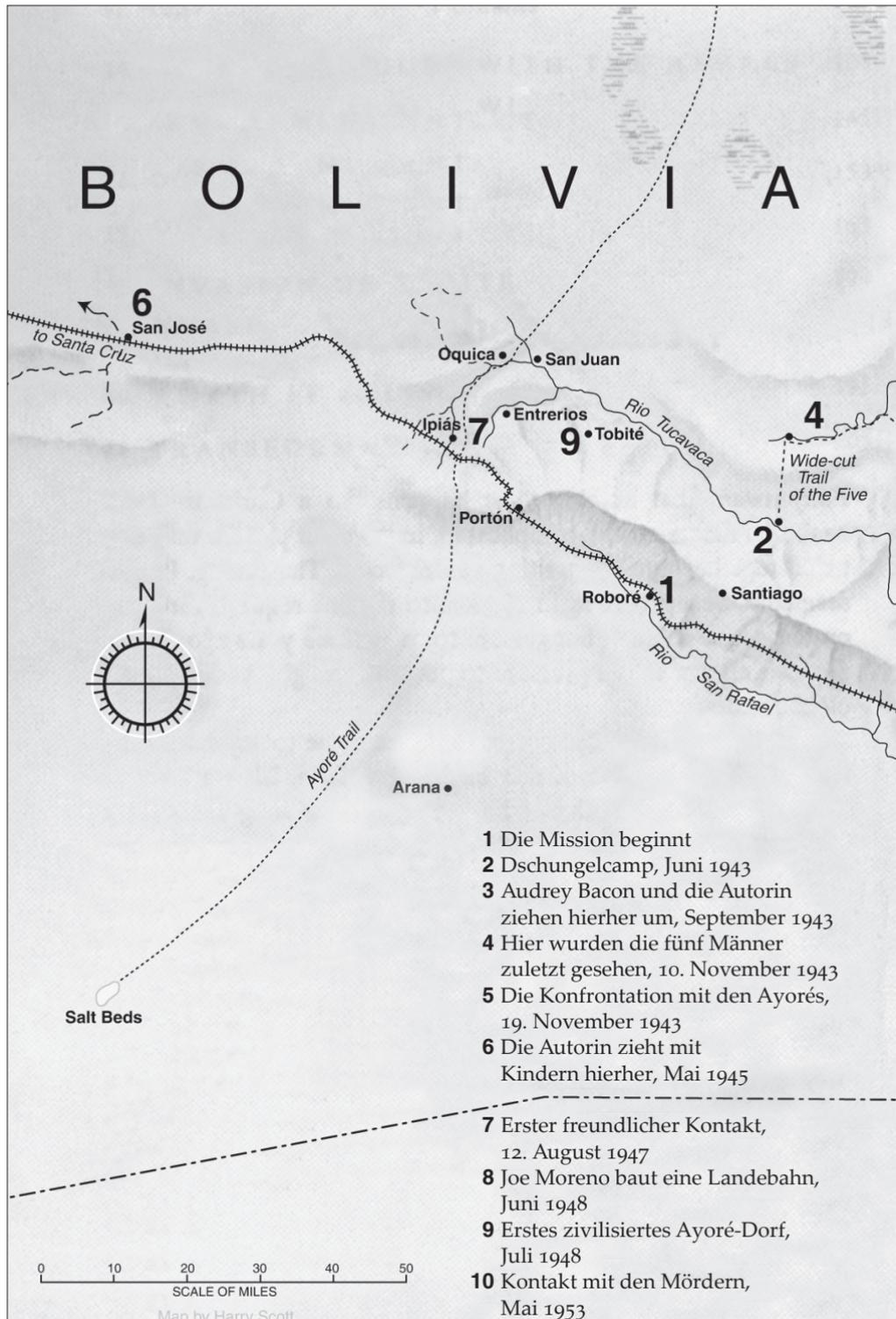
Jean Dye Johnson

***Er säte
fünf Körner***

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

B O L I V I A



- 1 Die Mission beginnt
- 2 Dschungelcamp, Juni 1943
- 3 Audrey Bacon und die Autorin ziehen hierher um, September 1943
- 4 Hier wurden die fünf Männer zuletzt gesehen, 10. November 1943
- 5 Die Konfrontation mit den Ayorés, 19. November 1943
- 6 Die Autorin zieht mit Kindern hierher, Mai 1945
- 7 Erster freundlicher Kontakt, 12. August 1947
- 8 Joe Moreno baut eine Landebahn, Juni 1948
- 9 Erstes zivilisiertes Ayoré-Dorf, Juli 1948
- 10 Kontakt mit den Mördern, Mai 1953

0 10 20 30 40 50
SCALE OF MILES

Map by Harry Scott

Candelaria • 8

BRAZIL

Equator

SOUTH AMERICA

BOLIVIA

AREA OF THIS MAP

Tropic of Capricorn

SUNSA HILL

• 5

• 3

Santo Corazón

• 10

Rincón •

El Carmen

Puerto Suarez

Corumbá

Rio

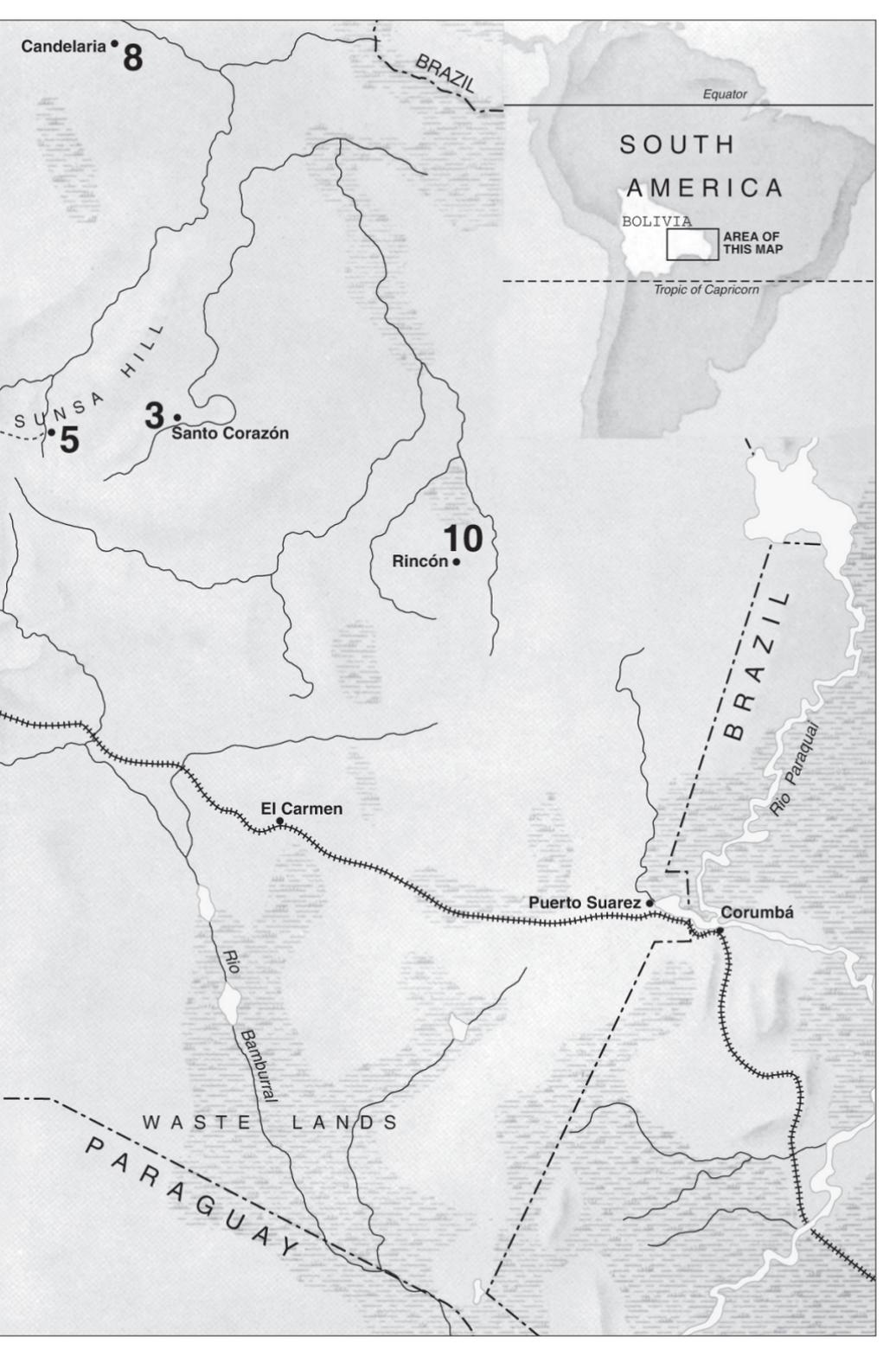
Bamburuzal

BRAZIL

Rio Paraquá

WASTE LANDS

PARAGUAY



© 1966 by New Tribes Mission, Inc., Woodworth, Wisconsin, USA
Originaltitel: God Planted Five Seeds

© der überarbeiteten deutschen Ausgabe
2010 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de
(früher erschienen im Hänssler-Verlag)

Übersetzung: Litera
Umschlaggestaltung: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-221-4

Vorwort

Ich bin mir völlig bewusst, dass einem Christen nichts »einfach so zustößt«, und so schaue ich mit Staunen auf das komplizierte, verwobene Geschehen zurück, das der Anlass zum Schreiben dieses Buches wurde. Selbst die zeitliche Reihenfolge gehört wohl dazu. Bereits 1949 kamen die ersten Anfragen nach einem Bericht über den Kontakt mit den Ayorés, aber erst vor zwei oder drei Jahren wurden sie so dringend, dass sie sich durchsetzten. Und es gab noch andere Faktoren:

Unaufgefordert ließen mir manche Leute Teile des früheren Briefwechsels zukommen, ohne dass sie etwas von einem Buch gewusst hätten. Mein Weg kreuzte sich unerwartet mit anderen Menschen, die mich an Ereignisse erinnerten, von denen lange nicht mehr gesprochen wurde. Und manche Missionare begegneten mir »ganz zufällig«. So konnte ich sie über einzelne Zusammenhänge befragen, an die ich mich nicht mehr genau erinnerte. Unter anderem traf ich Dorothy Dye bei ihrem Heimaturlaub und Joe Moreno während seiner Versetzung von Brasilien nach Kolumbien. Später kam mir Edward R. Sammis, der Mitherausgeber von Harper & Row, zu Hilfe und fügte die

einzelnen Teile zu einem lebendigen Gesamtbild zusammen.
Das war eine klare Gebetserhörung.

Ich bin Gott unaussprechlich dankbar für alle, die willig ihre Zeit geopfert haben, um mich zu beraten, mir zu helfen oder für mich zu beten. Alle haben einen wesentlichen Teil dazu beigetragen, die Ereignisse möglichst wahrheitsgetreu zu schildern.

Jean Dye Johnson

Bei den Eingeborenen

Corabe, das hübscheste und begehrteste Mädchen ihres Stammes im bolivianischen Urwald, kletterte bis zur Spitze des schlanken Baumes. Nur ihre Freundin Froggie wusste, auf welcher merkwürdigen Weise sie sich einen Mann aussuchen wollte. Die tropischen Vögel, von den Papageien bis zu den wilden Truthähnen, hatten bereits ihren Schlafplatz für die Nacht gefunden. Es war die Zeit, zu der die Nachtule nach ihrem Partner ruft.

»Wenn die Männer heute Abend wiederkommen«, rief Corabe herunter, »kannst du ihnen sagen, dass ich in der Spitze eines glatten Baumes bin.«

Sie war es so leid, die Freier immer wieder abweisen zu müssen. Nach echter Ayoré-Sitte schmückten Froggie und sie ihre Körper oft mit Holzkohlezeichnungen. Aber Corabe blieb nie lange bemalt. Sie hatte etwas gegen künstliche Schönheitsmittel – und sie hatte sie auch gar nicht nötig. Schnell wusch sie sich im Flusswasser ab, und ihre Haut war wieder so hell wie sonst und hob sich gegen ihr kurz geschnittenes, schwarzes Haar ab. Doch Froggie war keine Sekunde ohne ihr Holzkohle-Make-up.

Die Ayorés führen Einehen, und jeder junge Stammes-

angehörige, der infrage kam, hatte sich schon um Corabe (Weißer Schmetterling) beworben und sie gebeten, sich für ihn zu entscheiden. Bei den Ayorés war es Tradition, dass die Frauen den Heiratsantrag stellten. Corabe hatte eigentlich noch keine Lust zum Eheleben. Doch wegen der Kämpfe, die es unter ihren Freiern gab, fühlte sie sich zu einer Entscheidung gedrängt.

»Sag ihnen«, beauftragte sie Froggie in jener Nacht, »wem es gelingt, zu mir hier oben auf den glatten Baum zu klettern, der kann mich haben.«

Schnell wurde die Nachricht von Mund zu Mund weitergetragen: »Corabe wird die Frau des Mannes, der auf den glatten Baum klettert und sie als Erster erreicht.«

Junge Krieger aus allen Ecken des Lagers stürzten in den dichten Urwald hinein. Sie gönnten sich keine Pause, während sie jede Baumspitze sorgfältig nach Corabe absuchten. Palmblätter rauschten im Wind. Nachtaffen fingen an, sich zu regen und gegen die Störenfriede zu wettern.

Bald stieß einer der Männer einen Siegeschrei aus. Er hatte ihren Hochsitz entdeckt.

»Sie ist meine Erhoffte!«, rief er wie einer, der einen Bienenstock zu seinem Eigentum erklärt, bevor es Zeit ist, den Honig einzusammeln. »Ich werde sie gleich haben!«

Bevor einer der anderen ihn einholen konnte, hatte er schon begonnen, den Baum hinaufzuklettern. Aber eine Minute später fand er sich verblüfft am Boden wieder.

»... der glatteste Baum, den ich je gesehen habe!« Das war keine von den gewöhnlichen Palmen, auf die er sonst kletterte, um Nüsse zu holen.

Ein junger Mann nach dem anderen versuchte es – jedoch ohne Erfolg.

Corabe hatte von den obersten Zweigen aus eine gute Sicht. Sie beugte sich herunter, während sie ihre Freier abwechselnd verspottete und anfeuerte.

»Denkt daran, wer mich zuerst hier oben erreicht, wird mein Mann! Es spielt keine Rolle, wie alt er ist. Er kann ein unerfah-

rener Jäger sein und braucht nicht einmal schön auszusehen. Ich habe mein Wort gegeben, und ich werde es nicht brechen. Der Erste soll mich haben!«

Inzwischen hatte der ungewöhnliche Plan viele Stammesgenossen zum Baum gezogen. Auch Verwandte der Möchtegern-Gatten stimmten in die anfeuernden Rufe mit ein. Wäre es nicht wunderbar, wenn ein Mädchen von solch seltener Schönheit in die Familie käme? Man hackte das Unterholz ab, um weiteren Zuschauern Platz zu machen.

Ein Neuankömmling kämpfte sich durch die Menge. Es war »Kleine Eidechse«, kurz, unersetzt, mit breiten, wenig anziehenden Gesichtszügen. »Geht mir aus dem Weg, damit ich auf den Baum klettern kann!«, rief Kleine Eidechse. »Ich denke, ich werde es schaffen.«

»Du willst es schaffen? Ha! Ha! Ha!« Verächtliches Gelächter folgte ihm, während die Menge zurückwich, um ihn durchzulassen. »Wie kommst du darauf, dass es *dir* gelingen soll, wenn alle Tapferen es nicht schaffen?«

Eidechse sagte nichts. Mit Staunen sah die Menge, wie er langsam, aber beständig und mit festem Griff hinaufkletterte. Schon war er nicht mehr zu sehen – die oberen Zweige verdeckten ihn.

»Er hat es geschafft!«, schrie die Menge wie aus einem Munde. Und tatsächlich! Oben empfing ihn Corabe voller Bewunderung. Sie stand zu ihrem Wort, stieg glücklich herab und erklärte ihn zu ihrem Mann.

Für Corabe und ihren Stamm war die Spannung vorbei. Im Lager ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Aber nein! Viele junge Männer konnten ihre Eifersucht gegenüber Eidechse einfach nicht überwinden. Das war ja ein Witz, dass dieser unerfahrene, winzige Kerl die tapfersten Krieger des Stammes übertreffen sollte!

Eidechse berichtete Corabe, welche Feindseligkeit ihm im Lager begegnete. »Sie nörgeln ständig an mir herum«, sagte Eidechse. »Es scheint, als ob sie mich jeden Augenblick töten wollten.«

Corabe kannte ihr Volk nur zu gut. Nörgeln war so viel wie eine Drohung; sie hätten ebenso gut direkt sagen können, dass sie ihn töten wollten. Corabe befürchtete, ihren Mann zu verlieren; außerdem hatte sie die unaufhörliche Spannung satt. Und so blieb ihr nur eine Möglichkeit.

»Eidechse«, sagte sie eines Nachts, nachdem sie es sich reiflich überlegt hatte, »wir müssen fliehen. Wir müssen mit meinen Verwandten weit weggehen und für uns selbst leben – viel nördlicher als irgendeiner unserer Stammesgenossen. Ich kann die boshaften Reden nicht mehr ertragen. Komm, wir gehen.«

Die ängstlichen Verwandten, die Eidechse am Anfang auf die düsteren Drohungen aufmerksam gemacht hatten, schlossen sich dem geheimen Vorhaben an, nordwärts zu ziehen. Leise packten sie ihren ganzen Besitz auf den Rücken und stahlen sich mit ihrer kostbaren Corabe und ihrem Mann davon – weit weg von dem Zorn der eifersüchtigen jungen Männer.

Corabe und Eidechse wurden nie wieder gesehen. Man hat nur ihre Spuren entdeckt, die geradewegs nach Norden führten, nördlicher, als irgendein Ayoré vorher gelangt war. Der Stamm stellte sich manche Fragen:

»Was ist aus ihnen geworden? Wie ist es da, so weit im Norden? Leben sie in einem Palmenhain? Gibt es dort viele wilde Ananaspflanzen, deren Fäden man verarbeiten kann? Sind sie außer Reichweite aller Feinde? Und wie steht es um die Nachkommen der Jungvermählten? Sie sind gewiss hellhäutig wie Corabe, der Weiße Schmetterling!«

Die Jahre zogen ins Land. Die kalte Zeit der Südwinde zeigte den Jahreswechsel an. Auch an der *motacú*-Palme, die einmal im Jahr ihre Früchte abschüttelt, zählten sie die Jahre. Mit der Zeit konnten die Ayorés die Zahl nicht mehr überblicken. Die Ayoré-Nomaden durchstreiften nach ihrer alten Gewohnheit weiterhin dieselben Jagdgründe. Generationen kamen und gingen, bis die Geschichte von Corabe, dem Weißen Schmetterling, zu einer Sage wurde.

Eines Tages gellte ein warnender Schrei durch den bolivianischen Dschungel. Eine Jagdgruppe von nackten Nomaden blieb auf ihrem Pfad stehen. Einer von ihnen, ein großer, geschmeidiger Ayoré namens Ugucharene, vergaß plötzlich die große Schildkröte, die von seiner Hand herabhing und eine schmackhafte Abendmahlzeit werden sollte. Seinem jungen Neffen Noraine verging das gewohnte Lächeln; er wurde blass, als er einen der älteren Männer anblickte, der den Schrei aus der Ferne beantworten sollte.

»*Cojñone! Cojñone!*« (»Die Zivilisierten! Die Zivilisierten!«) hatte man gerufen. Die *cojñone* waren ihre Erzfeinde. Hatten ihre Ohren sie getäuscht? Einer aus ihrem eigenen Stamm hatte den Warnruf abgegeben. Sollte es möglich sein, dass die *cojñone* gerade jetzt in der Nähe ihres Gebietes lauerten? Vom Norden her – aus dem Grenzgebiet zwischen Brasilien und Ostbolivien – führte der Weg der Ayorés nach Süden. Sie brauchten noch zehn Nachtlagerplätze, bis sie ihr Ziel, die Salzlager, erreichten, die sich in einem kleinen Gebiet nördlich von Paraguay befanden. Aber noch waren sie nicht nah genug an die »breite Straße« der *cojñone* herangekommen, um Vorsichtsmaßnahmen ergreifen zu müssen. Nur ihr Salzbedarf konnte sie dazu veranlassen, einen solch gefährlichen Pfad mehrmals jährlich zu betreten.

Ugucharene rief dem Ayoré, der gewarnt hatte, aus voller Kehle eine Frage zu: »Wo sind sie?«

»Auf unserem Pfad! In Richtung Salzlager!«, lautete die erregte Antwort. Dann hörte das Schreien auf. Der die Warnung abgegeben hatte, eilte durch Büsche, an Kletterpflanzen vorbei, über Baumstämme und an Bäumen entlang bis zu der Gruppe, die bereits ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen hatte. Mit ernstem Gesicht, erschrocken und atemlos berichtete der Kundschafter dem ganzen Lager, was er gesehen hatte. Die Furcht stand auf allen Gesichtern geschrieben. Das Wort *cojñone* rief bei ihnen immer die Angst vor den Gewehren hervor. Und Gewehre bedeuten den Tod für jeden Stammesgenossen, der

sich in der Nähe des »hellen Klanges« befand, das dem schrecklichen Geräusch folgte.

Ein Schauer durchlief Ugucharene, als er sich daran erinnerte, wie viele seiner Verwandten und Freunde durch diese Gewehre getötet worden waren. Seine eigene Schwester Aroide war von den *cojñone* vor langer Zeit gefangen genommen worden. Man brauchte alle Finger und die Zehen eines Fußes, um die Jahre zu zählen. Aber er konnte sich an jenen Zwischenfall noch gut erinnern. Das ganze Lager war überraschend von *cojñone* überfallen worden. Die Ayorés rannten in alle Richtungen. Die Schnellsten versteckten sich im Sumpf. Andere wurden von den ersten Gewehrsalven getötet. Doch seine Schwester Aroide und ihre Kinder konnten nicht so schnell fliehen. Sie und ihre zwei kleinen Töchter gehörten zu den vierzehn Gefangenen, die nie wieder gesehen wurden.

Und bedeutete dieser Schrei im Wald nun, dass ein weiterer Überfall bevorstand? Ugucharene und Noraine erschauerten. Es war kein verspäteter Südwind, der sie erzittern ließ, denn die heiße Zeit hatte wieder begonnen. Sie war der Vorbote der Regenzeit, die in einigen Monden eintreten sollte. Frauen fingen an zu weinen. Was konnten sie tun? Sollten sie zurück nach Norden laufen? Doch der Kundschafter hatte noch mehr zu sagen. Alle hielten an, um seinem Bericht zu lauschen.

»Ich habe drei *cojñone* gesehen, die neben unserem Pfad lagerten«, begann der Kundschafter etwas außer Atem. »Sie saßen so da und hielten die Hände über ihre Gesichter«, und der Sprecher demonstrierte eine sitzende Gebetshaltung. »Warum haben sie wohl ihre Gesichter versteckt? Ob sie manchmal so schlafen?« Dann fügte er hinzu: »Ich gehe heute Nacht zurück, um sie zu töten!«

Wenn den Dschungelkrieger auch die Furcht trieb, so war er doch äußerst selbstsicher. Er konnte sich im Geist vorstellen, wie sehr sich sein ohnehin schon hohes Ansehen steigern würde, wenn er sich rühmen könnte, weitere *cojñone* getötet zu haben. Natürlich würden seine Stammesgenossen ihm hel-

fen. Es müsste einfach sein – nur drei Männer, die man in der undurchdringlichen Dunkelheit des vertrauten Urwalds im tiefen Schlaf überraschen würde.

Doch Ugucharene war vorsichtiger – oder war er klüger? Hatten die *cojñone* ihnen nicht vor kurzer Zeit Freundlichkeiten erwiesen? Noraine erprobte gerade eine behelfsmäßige Axt, die aus einem Stück einer Lastwagenfeder hergestellt worden war. Die Feder gehörte zu den Geschenken, die sie auf ihrem Pfad gefunden hatten. Die Leute vom »großen Eisen« (Eisenbahn) mussten diese Geschenke wohl hinterlassen haben. Ugucharene und andere dankbare Ayorés hatten ihrerseits auch Geschenke ausgelegt. Waren diese drei Männer, die sich jetzt auf ihrem Pfad befanden, die Freunde vom »großen Eisen«, das ihren Weg weiter südwärts kreuzte? Oder waren sie Feinde, wie die übrigen *cojñone*?

»Fragen wir den Medizinmann«, schlug Ugucharene vor. Der Medizinmann Noraide, der Vater von Noraine, war sein eigener Bruder. Doch alle hielten es für weise, Noraide um Rat zu fragen.

Sofort setzte sich der Medizinmann mit gekreuzten Beinen nieder und legte seine Tasche mit Krimskrams auf seinen Schoß. Zufrieden paffte er auf seiner Pfeife. Seine schwarzen Augen schauten in die Ferne. Nun begann er zu zittern. Es schien, als ob seine rechte Hand etwas Unsichtbares festhielt. Er suchte auf spiritistische Weise Kontakt mit der Geisterwelt. Nach kurzer Zeit bekam er allmählich seine »Offenbarung«.

»Diese *cojñone* sind Freunde der Ayorés«, sagte er feierlich. Aller Augen waren auf Noraide gerichtet, diesem älteren, schwächeren und kleineren Bruder von Ugucharene. Seine Pferdeschwanzfrisur hatte gerade die richtige Länge (von der Fingerspitze bis zum Ellenbogen). Nichts an ihm kennzeichnete ihn als Häuptling. Doch seine Stimme hatte Autorität. Er war einer ihrer »Wissenden«. Waren nicht einige seiner Offenbarungen schon wahr geworden? Und hatte nicht sein Blasen die Schmerzen vieler Stammesgenossen vertrieben?

»Einer dieser Männer«, murmelte Noraide weiter, »ist ein Anführer unter den Zivilisierten, und er liebt uns Ayorés sehr. Wir werden sie nicht töten!«, sagte er mit ganzer Entschiedenheit.

Auf den Gesichtern der Krieger spiegelte sich ihr Erstaunen wider. Sie steckten tief in der Tradition, sich zu rächen und zu töten. Die Natur der Ayorés wehrte sich gegen die Vorstellung, einer der Zivilisierten könnte ihr Freund sein. Der Krieger, der die *cojñone* auf dem Pfad gesehen hatte, war ganz verblüfft, und er versuchte sich das vorzustellen: Seine »zukünftigen Opfer« sollten sich als Freunde erweisen. Das war undenkbar! Aber Noraide musste recht haben. War er nicht der angesehenste Medizinmann? Und der Krieger unterdrückte seine Neigung zum Töten.

»Ich werde ihnen ein Geschenk dalassen«, sagte Ugucharene und hob seine Schildkröte auf, die er über einem Feuer hatte kochen wollen. Mit diesen Worten ging er zum Pfad und legte die Schildkröte auffällig an eine Stelle, wo die *cojñone* sie finden müssten, wenn sie weiter nach Norden gingen. Wie eine Gefangene in ihrem eigenen Panzer lag die Schildkröte auf dem Boden und zappelte hilflos.

Noraine und seine jungen Gefährten zeigten sich aufgeregt und glücklich, obwohl sie vor einigen Augenblicken noch zu Tode erschrocken waren. Sie glaubten der »Offenbarung« Noraidés bedingungslos. Bis tief in die Nacht plauderten die Jüngeren und machten Pläne.

»Lasst uns zu dem großen Eisen gehen!«, schlug jemand vor. Das bedeutete den Weg zur Eisenbahnlinie. Dem Plan stimmten alle zu, die noch wach waren, und nun schlief man überhaupt nur noch sehr wenig. Sie unterhielten sich, lachten und malten sich die Zukunft aus. Hatte man so etwas in ihrer ganzen Geschichte jemals gehört? Sollte es wirklich zu einer Freundschaft zwischen ihnen und »den Leuten vom großen Eisen« kommen?

»Aber wir müssen unsere Lanzen, Keulen, Pfeile und Bogen im Dschungel zurücklassen, sonst haben *sie* vor *uns* Angst!«,

entschied ein älterer Gefährte von Noraine. Alle nickten. Waffen waren ja ein Zeichen der Feindschaft.

Mit dem ersten Morgenschimmer des nächsten Tages war jeder Ayoré in Alarmbereitschaft. Ob diese drei *cojñone* noch weiter nach Norden gingen? Kundschafter zogen aus, um das zu erkunden. Sie sahen niemanden – nur Fußspuren, die nach Süden wiesen; die *cojñone* waren also wieder zum »großen Eisen« zurückgekehrt. Ohne Furcht folgten die Kundschafter ihrer Spur. Sie fanden ein Stück Eisen (Lastwagenfeder), einigen Plunder und ein quadratisches Stück Baumwollstoff. Geschenke? Konnten diese *cojñone* die Ayorés hassen, wenn sie ihnen Geschenke zurückließen? Noraide hatte recht gehabt! Die drei *cojñone* waren ihre Freunde!

Nach sieben Nachtlagern ruhten die Ayorés in Hörweite des »großen Eisens« aus.

Am nächsten Morgen kam der entscheidende Augenblick! Zuerst befestigten die Frauen und die älteren Männer ihre Bündel mit einer Schlinge an der Stirn. Sie protestierten zwar sehr gegen den kühnen Plan der Jüngeren, denn alle mussten die Lichtung überqueren. Aber die Älteren eilten verstohlen hinüber, bis sie die südliche Seite des Schienenstrangs erreichten. Dort verschwanden sie in den Büschen und setzten ihren Weg zu den Salzlagern fort. Doch etwa achtzig junge kühne Krieger warfen ihre Waffen in Baumgabeln oder steckten sie in den Boden und gingen mit Furcht und Zittern den Schienenstrang hinunter. Gewiss waren die Jahre des Tötens vorbei! Gewiss würden sie gut empfangen werden! Oder würde man doch die schrecklichen Gewehre auf sie richten, wenn sie den Zivilisierten begegneten? Es war immerhin noch möglich.

Aber dies alles erfuhr ich erst viel später, nachdem viele Monde vergangen waren – aus dem Mund von Noraine selbst.

Auf dem Weg zu den Unerreichten

Der Zollbeamte in Arica in Chile, dem Landepunkt für Bolivien, betrachtete äußerst misstrauisch die vielen Musikinstrumente, die vor ihm ausgebreitet wurden. Peinlich genau hakte er sie ab: Posaune, Mellophon, zwei Akkordeons, Gitarre, Trompete und Kornett. Dann blickte er die sportlichen, zwanglos gekleideten jungen Männer an.

»Aber wer sind Sie denn, Señores? Eine Jazzband?«

Joe Moreno, ein untersetzter Mann Anfang dreißig, war als Hilfskraft mitgekommen. Er konnte Spanisch und trat jetzt vor, um zu übersetzen.

»Nein, Señor. Keine Jazzband!«

»Dann ein Orchester?«

»Nein, Señor, kein Orchester!«

Der Zollbeamte machte ein verdutztes Gesicht.

»Wir sind Missionare«, sagte Joe.

»*Missionare?*« Der Beamte schien noch erstaunter zu sein.

»Aber, Señores, Sie sehen nicht wie Missionare, sondern eher wie Fußballspieler aus.«

Joe übersetzte diese Bemerkung seinen Kameraden, und sie grinsten alle. Doch der Beamte war nicht gerade erfreut.

»Da Sie kein Orchester und keine Jazzband sind, kann ich die Möglichkeit nicht ausschließen, dass Sie diese Instrumente in das Land gebracht haben, um sie zu verkaufen.«

Zuerst sahen sich die Männer gegenseitig an, dann den Beamten. Darauf schien es keine Antwort zu geben. Sie waren in eine Sackgasse geraten.

Plötzlich hellte sich das Gesicht des Beamten auf. Er hatte eine Lösung.

»Wenn das wirklich Ihre Instrumente sind, die Sie mitgebracht haben, um selbst darauf zu spielen, kann man das ja leicht herausfinden. Spielen Sie!«

Die Männer hätten auf keinen besseren Gedanken kommen können. Sogleich packten sie die Instrumente aus, bildeten einen Halbkreis um ihren Anführer Cecil Dye und begannen, die Melodie eines ihrer Lieblingslieder zu spielen.

Das Zollhaus war einstöckig und hatte vorn Fensterläden, die direkt zur Straße führten. Eine große Menschenmenge wurde von den bewegenden Klängen des Liedes angezogen. Nun wünschte der Zollbeamte, dass sie aufhörten. Er war erschrocken darüber, was er in Bewegung gesetzt hatte. Aber die Missionare spielten mit Begeisterung einen Vers nach dem anderen.

Der Anblick der sich ansammelnden Menge war zu viel für Joe Moreno, der seine neuen Aufgaben als Missionar voller Eifer erfüllte. Er fing an, zu der Menge zu sprechen. Bald lauschten alle, die in Hörweite waren, seiner Predigt.

Dem Beamten war ein Licht aufgegangen. Am besten, er sorgte dafür, dass diese »lärmende, widerspenstige« Gruppe so schnell wie möglich wieder weiterziehen konnte. In größter Eile fertigte er die Papiere für die Instrumente aus, stempelte ihre Ausweise und überreichte sie ihnen mit einer steifen Verbeugung.

Die Frauen und Kinder, die im Hotel zurückgeblieben waren, warteten besorgt. Es waren Joe Morenos drei Kinder und Cecils Frau Dorothy mit ihren drei Kindern, dann noch die »kleine Audrey«, die vor Kurzem Dave Bacon geheiratet hatte. Sie konn-

ten die gute Nachricht kaum glauben, die die Männer ihnen brachten. Alles war in Ordnung. Sie konnten in den nächsten Zug steigen, der die Anden hinauf nach La Paz fuhr, der Hauptstadt von Bolivien. Es war Ende November 1942.

In La Paz nahm der Aufenthalt noch mehrere Tage in Anspruch. Aber die Zeit war nicht verloren. Während die Missionare bei verschiedenen Regierungsstellen nach einer Lösung für die üblichen Einwanderungsprobleme suchten, bemühte sich Cecil eifrig, alle möglichen Informationen über unerreichte Stämme zu bekommen. Da dies die erste Arbeit ihrer Mission war, gab es kein älteres Mitglied in Cecils Organisation, bei dem er hätte Rat holen können. Er musste seinen Weg selbst finden.

Eines Tages machte Cecil mit zwei oder drei von den anderen einen Höflichkeitsbesuch auf dem amerikanischen Konsulat. In einem der Büros wurden sie einem bolivianischen Arzt vorgestellt, einem erfahrenen Praktiker, der mehrere Jahre im Tiefland gearbeitet hatte. Hier in der klaren Bergluft von La Paz konnten sich die Männer das Tieflandgebiet kaum vorstellen, das ihr Missionsfeld werden sollte. Aber ihre Studien hatten sie schon mit der Tatsache vertraut gemacht, dass sich auch innerhalb der bolivianischen Grenzen ein großer, üppiger, verhältnismäßig unbekannter Dschungel vom Fuß der Anden nach Osten hin erstreckt. Dort hofften sie, mit abgelegenen Stämmen in Berührung zu kommen.

Cecil berichtete dem Arzt von ihren Absichten, und Joe übersetzte ihn. Der Arzt hörte aufmerksam zu. Dann sagte er:

»Wenn Sie einen unerreichten Stamm suchen, dann schlage ich Ihnen vor, in das Gebiet um die Stadt Santo Corazón im Oriente zu gehen.«

Cecil hatte nie etwas von Santo Corazón gehört. Aber er wusste, dass Oriente der bolivianische Begriff für das östliche Tiefland war.

»In diesem Gebiet streifen echte *bárbaros* herum«, fuhr der Arzt fort. »Sie tragen keine Kleidung und kommen nie aus dem

Dschungel, es sei denn, um mit den Zivilisierten Krieg zu führen.«

Als er merkte, wie aufmerksam Cecil und die anderen seinen Worten lauschten, erzählte der Arzt Einzelheiten.

»Dieser Stamm benutzt kurze Pfeile mit einer solch tödlichen Wirkung, dass sogar die benachbarten Stämme, die sehr lange Pfeile haben, sich sehr vor ihnen fürchten.« Er machte eine Pause und dachte nach.

»Ich meine, der beste Platz für einen Stützpunkt ist wohl Roboré. Das ist eine nette kleine Stadt direkt am Rande des Dschungels.«

Regierungsbeamte bestätigten den Bericht des Arztes. Aber sie gaben sich auch alle Mühe, auf die Gefahren hinzuweisen. Auch von anderer Seite erfuhren die Männer, dass der Stamm von Santo Corazón eine Bedrohung für die Zivilisierten war.

Die jungen Missionare stellten die Berichte und die übrigen Informationen zusammen. Als sie wieder in ihrem Hotel waren, sprachen und beteten sie Abend für Abend darüber.

»Man sagt, diese Wilden greifen jeden Zivilisierten an, der in ihre Nähe kommt. Sie sollen ihre Opfer nachts in den Hängematten überraschen und sie mit Keulen niederschlagen«, erinnerte sich einer der Männer.

»Es heißt, es sei unmöglich, diesen Stamm zu bezähmen«, wusste ein anderer zu berichten. Das Wort »unmöglich« hatten die Missionare erwartet. Diese Arbeit erschien für Menschen unmöglich. Man musste sich allein auf Gott stützen. Alles deutete darauf hin, dass der bedürftigste Stamm in der Nähe von Roboré lebte, der kleinen Stadt weit ostwärts von La Paz, von der der Arzt gesprochen hatte.

Als ihre Entscheidung feststand, sahen sie sich den Reiseweg an. Sie würden über Cochabamba und Santa Cruz fahren.

Cochabamba lag in einem kleinen Tal weit unten in den Anden. Seine Höhenlage von 2400 Metern machte das Atmen für die amerikanischen Reisenden viel leichter. Auf dem Bahnhof von Cochabamba empfing sie Verne D. Roberts, der erfah-

rene Missionar und Direktor der Bolivianischen Indianer-Mission. Er war der Schwager eines Mitglieds von Cecils Gemeinde.

Cochabamba erwies sich als eine merkwürdige Mischung von alt und neu. In einigen Teilen der Stadt hatte man moderne Häuser neben Hütten mit Strohdächern gesetzt. Wunderlich gekleidete Quechua-Verkäufer boten in ihrer althergebrachten Art allerlei Waren auf einem faszinierenden, geräuschvollen Marktplatz an.

Die jungen Missionare nahmen begierig alles auf, was sie von den Leuten in Cochabamba, die das Hinterland kannten, über den Eingeborenenstamm in Erfahrung bringen konnten.

»In dieser Jahreszeit wollen Sie mit dem Lastwagen nach Santa Cruz?«, fragte einer. »Das schaffen Sie nie!« Aber andere machten ihnen Mut. Ältere erfahrene Missionare hatten diesen Weg auf Maultieren zurückgelegt.

Einer hatte in Städten gewohnt, in deren Nähe sich das Gebiet der gesuchten Eingeborenen befand. Und so wusste er einiges von ihnen zu berichten. Als die neuen Missionare erwähnten, dass sie zu diesen Indianern gehen wollten, sagten die Leute zu ihnen:

»Sie werden nicht lebendig zurückkommen!«

Die Geschichten, die man ihnen erzählte, entsprachen dem, was sie in La Paz erfahren hatten. Ja, das waren die gefürchteten Wilden mit den kurzen Pfeilen. Niemand kannte ihre Sprache. Sie waren nackt und hatten langes schwarzes Haar. Gewöhnlich töteten sie mit Keulen, Pfeilen oder Lanzen.

»Sie werden an Malaria sterben, bevor Sie die Leute jemals erreichen«, warnte ein wohlwollender Freund.

»Das ist Jaguar-Gebiet«, sagte ein anderer.

Das Bild wurde immer düsterer. Doch die Männer waren sich sicher, dass Gott sie gerufen hatte. Sie bekräftigten ihre Entscheidung um jeden Preis, ihm zu dienen.

Cecil brachte den Rest der Gruppe zu einem Zug, der nach Osten fuhr. Er selbst musste nach La Paz zurück, um einige bürokratische Vorschriften zu erledigen.

Der Rest der Gruppe fuhr mit dem Zug bis zum Ende der Bahnlinie und stieg dann auf Lastwagen um. Der nächste Haltepunkt sollte Santa Cruz sein, das am Fuß der Anden lag.

Am Weihnachtsabend 1942 fuhr ein Lastwagen mit Reisenden und Gepäck durch die leeren Straßen von Santa Cruz. Die Missionare waren nicht nur in Bolivien, sondern endlich am Rand des Gebiets, in dem sich der unerreichte Stamm befand. Die Leute von Santa Cruz kannten die Wilden nur als *bárbaros*.

Herr und Frau Peter Horne, Missionare der Schottischen Brüdergemeinde, nahmen sie alle auf, bis sie ein Hotel finden konnten. Sie mussten nun auf Cecil warten und konnten bis zu seinem Eintreffen nichts tun.

Santa Cruz bot eine ganz ungewohnte Umgebung für das Weihnachtsfest, aber das konnte die Stimmung der Gruppe nicht dämpfen. George Hosbach, der Jüngste von ihnen, schrieb aus dem Hotel von Santa Cruz einen Brief, in dem ihre Haltung gut zum Ausdruck kommt:

»Wir haben an nichts Gutem Mangel gelitten.«

Bis Roboré lag noch eine sehr schlechte Straße von vierhundertfünfzig Kilometern vor ihnen. Sie war noch nicht durch das »große Eisen« ersetzt worden – die Eisenbahn, die damals von Brasilien nach Santa Cruz gebaut wurde.

Am Neujahrstag 1943 kam Cecil aus La Paz. Die Gruppe hatte seine Briefe nicht erhalten. Und auch ihr Telegramm, in dem sie versicherten, dass alles in Ordnung sei, war nicht angekommen. Seine Ankunft wurde mit Loben und Danken gefeiert. Aber sie mussten noch gewisse Vorkehrungen treffen, bevor sie Santa Cruz verlassen und weiterziehen konnten. Die Regenzeit hatte begonnen. Die Lastwagen fuhren nicht so häufig wie in der trockenen Zeit.

Ein Mitglied der Gruppe wurde allmählich ungeduldig – die braunhaarige, braunäugige, nur neunzig Pfund schwere »kleine Audrey«. Auf der Reise bis hierher war Daves Lächeln und Gut-

mütigkeit für alle in der Gruppe – auch unter den härtesten Bedingungen – immer wieder eine Ermunterung gewesen. Aber nun war Dave sehr bestürzt, als er merkte, dass seine Frau »nicht abwarten konnte, bis es weiterging« und »das Leben in diesem Hotel von Santa Cruz nicht ertragen konnte«. In ihrem Schlafzimmer huschten abends große Küchenschaben hin und her. Audrey floh unter das schützende Moskitonetz. Dave versuchte sie zu trösten, indem er ihr sagte: »Ach, die beißen nicht!«

Doch es kamen immer mehr Dinge dazu, die Audrey »nicht aushalten konnte«. Zwei Wochen lang bekamen sie jeden Tag Rindsgekröse mit einer heißen Soße. Die ersten paar Tage aß Audrey davon, bis sie sich beinahe erbrach. Doch sie wollte unbedingt eine Veränderung: anderes Essen, eine andere Umgebung. Wenn sie nach Roboré kämen, würde Dave sicher dafür sorgen, dass sie es bequemer hatte.

Eines Nachts ließ Audrey ihren Gefühlen freien Lauf: »Mir hängt dieses Rindsgekröse zum Hals raus! Und diese Badezimmer! Ich kann es einfach nicht mehr ertragen.« Audreys Ausbruch kam für Dave völlig überraschend. Damals in Saginaw, als er sich zu Christus gewandt hatte, wusste er, dass es Opfer zu bringen galt. Sein Motto in allen Lagen lautete: »Preis dem Herrn!« Er merkte jetzt, dass seine eigene Frau dieses Geheimnis nicht gelernt hatte! Dave wies Audrey mit einer ungewöhnlichen Härte zurecht.

»Audrey, du weißt, das gefällt Gott nicht. Komm jetzt und danke Gott für genau die Dinge, über die du meckerst.«

Audrey war gar nicht danach zumute, vom Meckern zum Loben »umzuschalten«. Noch nie hatte Dave so streng mit ihr gesprochen. Auf seinem Gesicht war kein Lächeln. Sie kniete neben dem Bett auf dem Lehm Boden nieder. Meinte Dave es wirklich ernst? Konnte er nicht mitfühlen? Aber sie fing an: »Ich danke dir, Herr, für das Essen.« Plötzlich kam sie in Schwung: »Ich erkenne, ich könnte auch hungern müssen. Und ich danke dir für diese Dinge, die meine Geduld prüfen – die Küchenschaben und die schmutzigen Badezimmer ...«

Als sie fertig war, fühlte sie sich schon wohler, wenn sie auch nur das sagte, was Dave von ihr wollte. Sie war über sich selbst erstaunt und erkannte, dass man am besten die Probleme auf diese Weise sehen sollte. Wenn sie sich auch noch ein wenig über Dave ärgerte, stand sie doch von ihren Knien auf, um auch ihm zu danken, dass er sie eine wichtige Lektion gelehrt hatte. Wie erstaunt war sie, dass sie das Hotel jetzt mit anderen Augen sah.

Man plante schon für die Reise von Santa Cruz nach Roboré. Herr und Frau Horne wussten, welche Vorbereitungen für eine mehrere Wochen dauernde Reise getroffen werden mussten. Sie bemühten sich eifrig, der Gruppe in jeder Beziehung zu helfen. Das Vorhaben, diesen *bárbaros*-Stamm zu erreichen, wurde zum neuen Gebetsanliegen der Hornes.

Am 13. Januar ging es los. Joe Morenos Sohn Tommy, der noch nicht ganz elf war, schätzte sich glücklich, als ihm gestattet wurde, mit seinem Vater und den anderen Männern auf der Ladefläche des Lastwagens zu fahren. Außer ihm waren dort Eldon Hunter, George Hosbach, Dave Bacon, Bob Dye, Clyde Collins und Wally Wright. Die Herzen waren unbeschwert, obwohl diese schlechte Straße eher viereinhalbtausend als vierhundertfünfzig Kilometer lang zu sein schien. Oft mussten sie die Nacht in gefahrvollem Dschungelgebiet verbringen. Die Lastwagenfahrer hatten schon viele Fahrten ins Hinterland gemacht. Sie unterhielten sich angeregt über die schauerlichen Taten der *bárbaros*. Joe übersetzte den anderen, was sie sagten.

»Die *bárbaros* greifen schlafende Reisende auf einsamen Straßen mit ihren *macanas* an«, sagte einer. Die *macana* ist eine lange, abgerundete Keule aus Hartholz, die an einer Seite zu einer messerscharfen Kante zurechtgeschnitten wird. »Nur ein Schlag mit dieser *macana*, und man wacht nie wieder auf!« Die Fahrer zeigten, welche Gegenden besonders gefährlich waren.

»Diese Lastwagenfahrer saßen bei uns und hörten zu, wenn wir am Lagerfeuer unsere Lieder sangen«, schrieb George Hos-

bach nach Hause. »Es dauerte nicht lange, bis Joe ihnen auf Spanisch die gute Botschaft brachte. Wir saßen einfach dabei und beteten leise.« Vier von ihnen bekannten sich zu Christus, bevor die Fahrt zu Ende war.

In San José hatten sie etwas mehr als die Hälfte der Gesamtstrecke bis Roboré hinter sich. Die Ankunft der Lastwagen mit den Fremden war schon ein Ereignis für die verschlafene Stadt, und viele Bewohner kamen heraus, um sie zu betrachten.

Bob Dye, der ziemlich blond war und fast ein Meter achtzig groß, schloss mit einem Rancher Freundschaft, der deutscher Abstammung war und sich über die Gelegenheit freute, sein Englisch anwenden zu können. Im Laufe der Unterhaltung erzählte ihm Bob von ihrem Auftrag, einen unerreichten Stamm zu finden, und der Mann erwähnte, er habe einen *bárbaro*-Jungen als Hausdiener angestellt, der gefangen genommen und an ihn verkauft worden war. Bobs Interesse erweckte. Hier sah er eine Möglichkeit, Informationen aus erster Hand zu bekommen, und er fragte den Farmer, ob er mit dem Jungen sprechen könne. Sie kannten sich schon so gut, dass der Farmer zustimmte.

Der *bárbaro*-Junge war zuerst ängstlich und erschrocken, aber Bob und er konnten genug Spanisch, um sich ein wenig zu verständigen.

Bob fragte den Jungen, ob er tatsächlich ein *bárbaro* sei. Der Junge blickte ihn zornig an. Man merkte, dass er das Wort *bárbaro* nicht gerne hörte. Aber in Gegenwart seines Herrn sagte er nichts und schaute nur düster drein. »Meine Leute heißen Ayorés«, sagte er schließlich.

Ayoré! Warum nannte man sie dann *bárbaros*?, fragte sich Bob. Ayoré war der richtige Name des Stammes, zu dem dieser Junge gehörte.

Bob holte sein Notizheft hervor und überredete den Jungen, einige einfache Wörter zu nennen. Der Junge merkte, dass Bob es gut mit ihm meinte, und willigte ein. So hörte er auch das Wort für zivilisierte Menschen: *cojñone*.

Bob drang weiter in ihn, um Ausdrücke zu erfahren, die bei einer Begegnung nützlich sein könnten. Er suchte auch Wörter, mit denen man den Ayorés etwas über Gott und seinen Sohn Jesus sagen könnte. Bob war erstaunt, als er erfuhr, dass die Ayorés ein Wort für Gott haben: *Dupade*, das nach der Aussage des Jungen »den Einen« bezeichnet, der alles gemacht hat.

Die Lastwagen mussten weiterfahren. Bob steckte seine Notizen in die Tasche, um später einmal darauf zurückgreifen zu können.

»Endlich zu Hause!«

Am 4. Februar kamen die Männer in Roboré an. Sie sprangen über das kleine Tor, um Cecil, Dorothy, Audrey und die fünf Kinder zu begrüßen, die schon am 16. Januar hergefliegen waren. Das Zuhause bestand aus einem gemieteten Haus mit dreieinhalb Zimmern, die plötzlich zum Bersten voll waren. Auf der hinteren Veranda brachte man Hängematten an, um mit der »Überbevölkerung« fertig zu werden.

Für die Kameraden, die von der schlechten Dschungelstraße kamen, war das Haus in Roboré das Höchste an Bequemlichkeit und Luxus.

Als die Männer ankamen, hatten Dorothy und Audrey schon gelernt, das Holzfeuer in dem Küchenherd, der sich draußen befand, anzufachen. Sie bereiteten die Yucca (Ersatz für Irish Stew) auf viele schmackhafte Arten zu. Ihre Fingerknöchel gewöhnten sich allmählich an das Waschbrett, und sie lernten, die Kohlen in dem Holzkohlenbügeleisen durch Blasen anzufachen. Die Neuankömmlinge machten nun einen Arbeitsplan, um Cecil einige seiner Aufgaben abzunehmen. Einer holte in zwei Eimern Wasser von einer Wasserstelle, die etwa eine Häuserreihe weit entfernt war. Ein anderer musste in den frühen Morgenstunden anstehen, um Fleisch zu kaufen, wenn irgendwo eine Kuh zur Versorgung der Leute in der Stadt geschlachtet worden war. Die Männer machten auch abwechselnd den Abwasch, während Dorothy und Audrey für alle sechzehn Personen kochten.

Die Anzahl der Missionare in Bolivien betrug offiziell zehn. Ich sollte die Elfte sein. Aber ich wartete noch in den USA und bereitete mich auf die Fahrt vor. Noch musste ich ein Semester an der Bibelschule studieren, bis ich abfahren konnte. Ich sehnte mich nach dem Missionsfeld, aber auch danach, Bob Dye wiederzusehen. Wir wollten so schnell wie möglich nach meiner Ankunft heiraten.

Sofort nach meiner letzten Prüfung machte ich mich auf zum Zug nach Chicago. Zwei Wochen lang war ich im Haus und Büro von Herrn und Frau Fleming und hatte so die Gelegenheit, diejenigen kennenzulernen, die uns in der Heimat vertreten sollten.

Ohne große Umstände fuhr ich dann von New Orleans ab. Das chilenische Schiff war grau gestrichen wie ein Kriegsschiff. Der Zweite Weltkrieg war in vollem Gange, und Chile hatte mit den Mittelmächten gebrochen. Wir fuhren im Geleitzug.

Auf der Schifffahrt nach Süden traf ich einen Missionar, der mich fragte: »Jean, was würdest du tun, wenn du nach Bolivien kämst und dort erfahren würdest, dass dein Bob von Kannibalen getötet worden ist? Würdest du in Bolivien bleiben, oder würdest du wieder nach Hause fahren?«

Ich musste einen Augenblick lang überlegen. Ein solcher Gedanke war mir noch nie gekommen. Aber ich wusste meine Antwort. »Gott hat mich berufen, eine Missionarin zu sein, nicht nur die Frau eines Missionars.«

Noch lange musste ich über diese Frage und meine Antwort nachdenken. Ich versprach Gott erneut, dass ich für ihn kämpfen würde. Es stand ihm zu, mit seinen Soldaten nach seinem Willen zu verfahren.

Mein Flugzeug kreiste über Roboré. Vorsichtig zog ich einen weißen Handschuh über meine Finger. Niemand hatte mich darauf hingewiesen, dass Hüte und Handschuhe hier völlig unangebracht waren. Fertig zurechtgemacht sehnte ich mich danach, aus dem Flugzeug zu kommen.

»Es tut mir schrecklich leid«, hörte ich die Stimme eines Ame-

rikaners neben mir sagen. Der Kapitän des Flugzeugs saß im Gang und blickte mich aufmerksam an, um meine Reaktion zu sehen. »Wir können auf dieser Rollbahn nicht landen«, sagte er. »Wir müssen Sie bis nach Corumbá mitnehmen. Das ist drüben in Brasilien. Aber machen Sie sich keine Sorgen, wir bringen Sie dort auf Kosten der Gesellschaft für eine Woche in einem Hotel unter.«

»Wo ich bleibe, ist nicht mein Problem!«, protestierte ich. »Ich wollte in acht Tagen hier in Roboré heiraten!«

Der Kapitän blickte mich so liebevoll und bedauernd an, dass ich ihn schnell beruhigen musste. Daraufhin sagte er mir, warum wir nicht landen konnten.

»Sehen Sie, die Landebahn ist nach dem vielen Regen hier sehr tückisch. Deshalb baut man einen neuen Landeplatz am anderen Ende der Stadt. Sie werden ja nicht wollen, dass das ganze Flugzeug mit den Passagieren im Schlamm stecken bleibt!« Ich merkte, dass ich der einzige Fahrgast war, der in Roboré aussteigen wollte.

Mit großem Interesse hatte ich vorher beobachtet, wie zwei Leute vom Personal ein Bündel Post vom Flugzeug auf eine Landebahn warfen, auf der wir nicht landen konnten. Der Steward stand an der hinteren Tür des Flugzeuges bereit, sie auf ein vereinbartes Zeichen hin zu öffnen. Der Co-Pilot saß auf dem Fußboden und hielt sich an stabilen Stangen fest, bis die Tür geöffnet wurde. Im Bruchteil einer Sekunde stieß er das Postbündel aus dem Flugzeug, während die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Nun sah ich, wie dasselbe beim Anflug auf Roboré geschah. Beim letzten Kreisen über einer glänzenden grünen Landebahn öffnete sich eine Tür, die Post wurde hinabgestoßen, und dann ging es wieder hoch und weiter zur brasilianischen Grenze, ohne dass ich auch nur einen flüchtigen Blick von meinem zukünftigen Mann hätte erhaschen können.

Drei Frauen allein

In Roboré war Bob jedem Flugzeug immer als Erster entgegengegangen. Aber natürlich sah er keinen Grund, warum er auf eine Maschine warten sollte, die aus Brasilien kam! Er war nach einem Anfall von Ruhr gerade wieder auf den Beinen, und so lief er erst die sandige Straße hinunter, als er den Hut und die Handschuhe einer gewissen Person erblickte.

Roboré selbst sah recht einladend aus. Weiße Häuser mit Strohdach- oder Ziegeldächern hielten durch ihre besondere Bauart die Hitze ab. Zwar waren vor den Häusern am Marktplatz Bürgersteige, doch Bob und ich gingen fröhlich mitten auf der Straße; wir brauchten keinen Verkehr zu fürchten. In der Stadt gab es außer den Lastwagen der Armee und der Eisenbahngesellschaft kaum irgendwelche Fahrzeuge.

In seliger Unwissenheit über mein wunderliches Aussehen spazierte ich dahin. Frauen mit langem, schwarzem, geflochtenem Haar lächelten ihr *Buenos días*, als wir an ihnen vorbeigingen. Wir ahnten nicht, dass die Leute am Ort diese neue Señorita noch Jahre später als »die mit dem Hut« bezeichnen sollten.

Unsere Hochzeit fand zehn Tage später in Santiago statt, einer kleinen Stadt, die sich etwa 25 Kilometer in nordöstlicher Richtung befand. Eine Schwesternmission leitete die dortige Schule, die Betty Ann Dye und die Kinder von Joe Moreno besuchten. Die Lehrer schmückten sorgfältig und mit viel Geschmack die Kapelle für uns. Vielleicht freute sich der Trauzeuge Mario von allen Teilnehmern am meisten. Man sagte von ihm, er sei »Bobs erster Bekehrter in Spanisch«. Mario war Flugzeugmechaniker. Zuerst hatte er dankbar die Gelegenheit wahrgenommen, Bob Spanisch-Unterricht im Austausch für Englisch-Unterricht zu erteilen. Aus der Bekanntschaft wurde eine Freundschaft, als Mario sein Vertrauen auf Christus setzte.

Während unserer Flitterwochen war ich zum ersten Mal draußen in der Wildnis. Wir wohnten auf einer Ranch, die der Schule in Santiago gehörte. Der alte Verwalter lebte mit seiner Frau am anderen Ende des weißen Hauses. Alles – auch die Fußböden – war aus Lehm. Wir schliefen in Hängematten. Aber wir hatten wenigstens ein Zimmer für uns.

Der Verwalter bearbeitete einen Orangenhain und eine kleine Pflanzung. »Hier, geben Sie Ihrer Frau mein Gewehr, wenn Sie auf die Jagd gehen«, sagte er eines Tages zu Bob. Das angrenzende Weideland war von Wäldern umgeben. Ein Südwind wehte über das Land, und dadurch wurde die Hitze etwas erträglicher.

Ich hatte Angst, dass uns Jaguare begegnen könnten, aber als es darum ging, ein Gewehr zu bedienen, um mich wenigstens verteidigen zu können, wurde ich noch ängstlicher. Bob lag viel daran, dass ich mich an die Wildnis gewöhnte, und ich lief schließlich ohne Gewehr hinter ihm her, wenn er zur Jagd ging.

»Pst«, machte er, »ein Hirsch! Warte hier, während ich das Dickicht umgehe und mich vergewissere, dass es nicht das Kalb der Missionsstation ist!«

Zitternd vor Erregung gehorchte ich. Aber plötzlich kam der argwöhnische Hirsch auf mich zu. Ich blieb wie angewurzelt ste-

hen. Schließlich entdeckte er mich und sprang davon. Danach erklärte ich mich bereit, schießen zu lernen!

Unsere Flitterwochen waren nur zu schnell vorüber. In Roboré wartete Arbeit auf uns. Für die Männer war nun endlich die Zeit gekommen, ihr Eindringen in den Dschungel vorzubereiten. Wir mussten Moskitonetze machen, Rucksäcke herstellen und Nahrung zubereiten. Es war etwas anderes als ein Camping-Urlaub. Alles musste viel sorgfältiger geplant werden.

Cecil war von einer Predigt in Cochabamba zurückgekommen und wollte bald starten. Der erste Marsch in den Urwald sollte am 12. Juni 1943, einen Monat nach unserer Hochzeit, stattfinden.

Zu unserer eigenen Gruppe war Herr Zebers, ein lettischer Landmesser, hinzugekommen. Er und seine Frau freuten sich sehr, Glaubensgenossen zu treffen, und auch unsererseits war die Freude groß. Herr Zebers war unermüdlich, wenn er mit Cecil diskutieren und sich über die Bibel unterhalten konnte. Seine Begeisterung wuchs so sehr, dass er sich bereit erklärte, den unerfahrenen Neulingen im Dschungel als Anführer zu dienen.

Niemand wusste, wie weit die Expedition vordringen musste, um in die Nähe der *bárbaros* zu gelangen. Herr Zebers kannte das Gebiet, das der Arzt in La Paz erwähnt hatte. Er kannte Santa Corazón – das nur durch Pfade mit anderen Ortschaften verbunden war und ständig Angriffe der *bárbaros* zu befürchten hatte. Ihr Weg führte sie über eine Bergstraße, und sie waren fast fünfzig Kilometer von der Stadt entfernt, bis sie dichten Dschungel erreichten. Von hier aus mussten sie sich selbst einen Pfad zu den Sunsa-Hügeln hauen, auf die sie nach etwa hundertundfünfzig Kilometern stoßen würden. Man nahm an, dass die *bárbaros* hier ihren mehr oder weniger festen Wohnsitz hatten.

Bald merkten die Missionare, dass Herr Zebers ihnen unschätzbare Dienste leistete. Er brachte ihnen alles bei, was sie über den Dschungel wissen mussten.

»Dieses Gebiet ist sehr trocken«, sagte der Landmesser, »und Wasser ist selten. Aber es gibt hier Pflanzen, die Wasser enthalten. Ich werde Ihnen zeigen, wie man sie erkennt.«

Kurz vor meiner Ankunft in Roboré hatte sich die ganze Gruppe zwei Wochen in besonderer Weise dem Gebet gewidmet. Alle Tätigkeiten wurden unterbrochen. Sie wollten alle nichts ohne Gott tun. Wie Daniel in der Bibel aßen sie keine »Tafelkost«, weil sie sich ernsthaft dem Gebet hingaben, bevor endgültige Entscheidungen getroffen werden mussten. Es wurde kaum noch gekocht.

Die Stille der Gebetszeit wirkte lange nach. Als ich ankam, berichteten mir Dorothy und Audrey voller Freude, wie gesegnet diese beiden Wochen gewesen seien. Auch sie hatten sich in dieser Zeit der bevorstehenden Aufgabe neu hingeeben. Audrey wunderte sich, warum Cecil immer wieder betonte, jeder der Gruppe müsse ganz entschieden sein, wenn es darum ging, Kontakt mit den Wilden zu suchen. Seine Worte prägten sich ihr tief ein.

»Kameraden, wenn einer von euch glaubt, dass diese Arbeit nicht Gottes Wille für ihn ist, dann bitte ich ihn inständig, jetzt auszusteigen! Niemand wird daran Anstoß nehmen, niemand wird ihn tadeln.« (»Wir wussten alle«, erklärte Audrey später, »dass es so war, denn wir liebten einander sehr.«) Cecil warnte noch eindringlicher:

»Wenn du nicht mit ungeteiltem Herzen bei dieser Sache bist, kann es in unserer Gruppe keine Einheit geben. Und der Herr kann uns nur segnen, wenn wir eines Sinnes sind.«

Einer nach dem anderen brachte dann seine Überzeugung zum Ausdruck, dass Gott ihn gerufen habe, den ersten Kontakt mit diesem sogenannten »härtesten Stamm« aufzunehmen. Dabei kamen alle vor Gott überein, bei ihrer ersten Begegnung mit *bárbaros* keine Waffen zu tragen. So viele Jahre lang hatte es zwischen den Zivilisierten und den *bárbaros* nur Krieg gegeben. »Diese Kerle kann man nur mit Kugeln zähmen!« war das übliche Motto. Die Missionare wollten ihre Waffen nur für

die Jagd gebrauchen. Sobald sie in der Nähe der Sunsa-Hügel waren, wollten sie sie zurückschicken.

Gewöhnlich benötigte Cecil viel Zeit, um seine Aufgaben als Direktor und Geschäftsleiter der jungen Mission zu erfüllen. Aber er verlangte von seinen Männern nichts, was er nicht auch selbst getan hätte. Er wollte bei der ersten Begegnung mit den Wilden dabei sein. Damals war er der Meinung, dass in diesem Dschungelgebiet mehrere Stämme herumstreiften. (So hatte man es ihm berichtet.)

Für die Evangelisierung der Wilden ist Roboré, strategisch gesehen, der wichtigste Punkt von ganz Südamerika, hatte ein Armeeeoffizier zu Cecil gesagt. »In einem Umkreis von vierhundertfünfzig Kilometern können mehrere Stämme erreicht werden.« Damals wussten nur wenige, dass es sich bei den Stämmen, die in Bolivien in einem Gebiet als Nañaigua und in einem anderen Gebiet als Zamuco bekannt waren, in Wirklichkeit um dieselben umherstreifenden Ayorés handelte.

Die Gruppe dachte auch an die Zukunft. Nach der Kontaktaufnahme musste natürlich jemand die Verantwortung für die Evangelisation übernehmen. Einmütig kamen sie zu dem Schluss, dass sie »in Zweiergruppen« arbeiten wollten. Das bedeutete, zwei sollten dableiben, um dem ersten Stamm die Botschaft zu bringen, während die anderen versuchten, mit einem zweiten Stamm Kontakt aufzunehmen, und dann sollte ebenso mit einem dritten verfahren werden. So baten sie um Klarheit, in welcher Weise sie zusammenarbeiten sollten. Bob sagte mir, es schiene, als ob Gott selbst die Paare zusammenfügte: Bob und Dave, George und Eldon, Wally und Clyde. Joe war der Missionar für die Einheimischen.

Aber eine wichtige Frage blieb noch offen: Welches Missionspaar sollte das Vorrecht haben, mit dem Stamm von den Sunsa-Hügeln zu arbeiten? Und welches von den anderen sollte ihm bei der Kontaktaufnahme helfen? Ein Brief, den Bob vor meiner Ankunft schrieb, berichtet von der Entscheidung, die während der Gebetstage im April getroffen wurde:

»In der letzten Nacht erkannten wir, welches Paar als Erstes zu dem Eingeborenenstamm im Norden gehen und dort arbeiten sollte ... Ich betete ernstlich, dass der Herr mich doch als Ersten senden möge, da ich meine Bereitschaft fühlte, für ihn alles auf mich zu nehmen. Ich betete, Gott möge es verhüten, dass dies je aus einem ichsüchtigen Motiv geschähe oder dem Gedanken entspränge, ich sei etwa geistlicher als die anderen, aber der Herr kannte ja mein Herz. Du kannst dir vorstellen, wie froh ich dann war, als ich erfuhr, dass Dave und ich als Erste gehen sollten.«

Dann bestimmte man Eldon und George als Hilfe für Bob und Dave. Und Wally und Clyde sollten wiederum Eldon und George helfen, sich in ihrem Stamm einzuleben. Aber zunächst einmal würden alle gebraucht werden, um einen Weg zu bahnen, auf dem man leichter zu den Sunsa-Hügeln gelangen konnte. In Bobs Brief hieß es weiter:

»Ich weiß, dass es für einen natürlichen Menschen Dummheit wäre, so etwas zu versuchen; deshalb müssen wir uns mit unserem Tun sicher in Gottes Willen wissen. Bete doch mit uns dafür, dass der Herr bei dem ersten Kontakt dabei ist und dass wir schon am ersten Tag ihr Vertrauen gewinnen können.«

Und an anderer Stelle im selben Brief: »Der Herr hat mir eine solche innere Gewissheit gegeben, dass ich getröstet bin, auch wenn diese Unternehmung mich das Leben kostet. Vielleicht kann er gerade dadurch verherrlicht werden, indem er dadurch jemanden zu sich zurückbringt, der einen Auftrag als Missionar hatte, aber dem Herrn davongelaufen ist.«

Eines Abends bot Carlos Pacheco ganz von sich aus seine Hilfe an. Er war ein Ranchbesitzer und hatte erst vor Kurzem Christus angenommen. »Mein Ochsenwagen steht immer zu Ihrer Verfügung«, sagte er ihnen, »wenn Sie Ihre Vorräte zum Pfad nach Santo Corazón bringen wollen.« Er versprach, mit den Ochsen auch einen Kutscher zu schicken. Außerdem bot er ihnen so viel Reis an, wie sie nur verwerten konnten.

In den ersten Junitagen 1943 gab es im ganzen Haus niemanden, der faul gewesen wäre.

Bob und ich kämpften mit einem Fass Teig zur Herstellung von Schiffszwieback. Wir richteten uns nach dem Rezept von Señora Carlos Pacheco. Schiffszwieback (hart gebackene Rollen) sollte unendlich lange halten, während Brot zu schnell schimmelte.

Dave und Audrey Bacon gingen in dem winzigen Raum auf der hinteren Terrasse ein und aus. Dave bestand darauf, sie sollten ihr schönstes Leinen benutzen und das Zimmerchen als ihr Heim betrachten! Er wollte nichts für einen »festen Wohnsitz« aufsparen, hatte Gott ihnen doch diesen Raum zum Wohnen gegeben.

Der blonde, blauäugige Eldon Hunter, den man in der Gruppe »Holländer« nannte, ging mit ruhigen, festen Schritten umher, immer bereit, den anderen zu helfen. Als Junge war »Holländer« ein richtiger Erfinder gewesen. Einmal hatte er einen brauchbaren Taucherhelm gebastelt und später ein Gewehr, mit dem man wirklich schießen konnte. Nun machte er aus einem Ölfass einen Heizofen für uns Frauen und die Kinder. Wir hatten ja schon erlebt, wie viel Kälte ein Südwind auch hier in den Tropen bringen konnte.

George Hosbach, der Jüngste der Gruppe, mühte sich tagelang mit einem Rucksack ab. Bei allem, was er tat, war er ziemlich hartnäckig; so nähte er und trennte wieder auf, bis sein Werk wirklich nach einem Rucksack aussah. Doch diese Reisevorbereitung schien Georges täglichem Spanisch-Studium keinen Abbruch zu tun. Er betrieb es weiter sehr gewissenhaft. Die Briefe, die George in dieser Zeit nach Hause schrieb, lassen erkennen, wie ernst er diese erste Reise zu dem unerreichten Stamm nahm.

»Der Herr hat sich uns ganz gewiss geoffenbart. Einmal machte die Frau eines Brasilienmissionars hier auf ihrer Reise halt. Sie konnte uns viele wertvolle Informationen über die wilden Indianer geben ...

Natürlich ist es mit Gefahren verbunden, zu ihnen zu gehen;

aber hat Gott nicht die Mäuler der Löwen von seinen Engeln verschließen lassen und die Gewalt des Feuers durch seine Gegenwart gelöscht? Und ist er nicht derselbe, gestern und heute und in Ewigkeit? ...

Immer wenn wir die Kosten überschlagen, wird unser Entschluss fester, für den Herrn vorzudringen und nicht zurückzugehen.«

In den Briefen der anderen klang derselbe Ton an.

»Ich will nur, dass mein Leben für den Herrn zählt – komme, was da wolle«, schrieb Dave Bacon. »Wenn der Herr dadurch verherrlicht wird, dass er mein Leben nimmt, so stehe ich zu seiner Verfügung. Wenn es ihn ehrt, dass ich hier bleibe, um den *bárbaros* Zeugnis zu geben, so möge sein Wille geschehen.«

Eines Tages landete ein amerikanischer Reporter von Trans Radio Press in Roboré. Südamerikanische Zeitungen hatten Geschichten über die wilden Stämme groß herausgebracht.

»Man hat mich von La Paz und von Cochabamba zu Ihnen geschickt«, sagte er. »Sie könnten mir Informationen geben! Die Botschaft in La Paz hat vorhergesagt, dass Sie alle auf Tragen zurückgebracht würden!«, sagte er mit einem Lächeln. Ein Blick auf die gesunden Missionare bestätigte ihm, dass diese Befürchtung wohl unnötig sei.

Der Reporter wollte mit den Männern in den Dschungel gehen, um den Wilden zu begegnen.

»Unter einer Bedingung«, bestimmten die Missionare.

»Und die wäre?«, fragte er.

»Sie müssen sich unserem Beschluss betreffs Waffen fügen. Wenn wir merken, dass wir uns in der Nähe der Wilden befinden, darf niemand mehr ein Gewehr tragen. Wir wollen nicht, dass sie vor uns Angst haben, und wir wollen nicht, dass ein Wilder getötet wird.«

Der Reporter zögerte. Er hätte diese Missionare nur zu gern begleitet. Aber unbewaffnet gehen?

»Ich fürchte, ich kenne Gott nicht genug dafür!«, sagte er lächelnd.

Plötzlich waren wir drei Frauen allein in einem fremden Land. Die Männer hatten sich verabschiedet und hinter dem Tor noch ein wenig gezögert, um ein letztes Mal zu winken. Sie waren zu Fuß, aber sie würden gewiss ohne Schwierigkeiten den langsamen Ochsenwagen einholen, der ihre Vorräte transportierte.

Dann gingen Dorothy, Audrey und ich in unser kleines weißes Haus zurück. Es kam uns sehr groß und leer vor. Paul und Kathryn, die noch nicht zur Schule gingen, vergaßen schnell, dass die Männer gegangen waren, und spielten im Hof weiter. Aber wir konnten es nicht so schnell vergessen.

Wir mussten jetzt mit Situationen fertig werden, denen wir nie zuvor begegnet waren. Wenn Verkäufer an die Tür kamen, blieb uns nichts anderes übrig, als Spanisch zu sprechen. Wir mussten nun auch die täglichen Arbeiten der Männer tun: Eine holte Wasser, eine andere stellte sich für Fleisch an. Doch die kleine neue Gemeindeversammlung in unserem Wohnzimmer stellte uns vor besondere Probleme, denn sie musste in Spanisch durchgeführt werden. Cecil hatte mir die Gemeindeversammlungen anvertraut, weil er wusste, dass ich ein ordentliches Spanisch-Studium begonnen hatte. Aber die Kenntnisse von einem Semester hatten mir schon auf der Schiffsreise hierher einiges Gelächter eingebracht.

»Señorita, ich verstehe kein Englisch«, hatte ein peruanischer Hafearbeiter auf eine Frage geantwortet, die ich in meinem allerbesten Spanisch formuliert hatte.

Wenn jetzt nur Joe Moreno zum Predigen da wäre! Er evangelisierte zurzeit auf dem Weg nach Santa Cruz. Ich konnte aus der spanischen Bibel und aus Cecils Studienbibel vorlesen. Dann setzte ich selbst noch etwas dazwischen, und das Ganze ergab vielleicht so etwas wie eine Predigt. Aber beten konnte ich wirklich nur in Englisch.

So fing ich an, auch für mich selbst in Spanisch zu beten. Nur Gott weiß, was ich wirklich meinte. Aber die Last meines Herzens ließ mich buchstäblich in Tränen ausbrechen – mir fehlten die Worte, das auszudrücken, was ich sagen wollte. Wenn ich

es auch noch nicht merkte, so war doch das Schlimmste überstanden. Von nun an hatte ich so etwas wie eine Hausandacht in Spanisch, aber ich war mir darüber im Klaren, dass ich die Gedanken, die mir gegeben wurden, nicht in Spanisch ausdrücken konnte. Aber es dauerte nicht lange, und die Neubekehrten beteten selbst.

In unserer Einsamkeit fanden wir Frauen Zeit zum Nachdenken. Es schien alles so merkwürdig: Wir waren hier auf einem fremden Missionsfeld, und unsere Männer standen dicht vor dem Kontakt mit einem unerreichten Stamm. Alles war so schnell gegangen, wenn auch der eigentliche Ursprung schon recht weit zurücklag. Die treibende Kraft des ganzen Unternehmens war zweifellos Cecil – auf Veranlassung von Paul Fleming. Cecil vereinigte in ganz besonderer Weise Spannkraft und Weitblick. So hatte diese Mission so schnell verwirklicht werden können.

An den Abenden saßen wir bei Lampenlicht um den Tisch, und Dorothy erzählte mir viel, was ich noch nicht wusste, obwohl ich mit Bob, Cecils Bruder, verheiratet war.

Cecil war in einer christlichen Familie aufgewachsen und hatte sich offensichtlich von Jugend an darauf vorbereitet, in die Mission zu gehen. Zuerst besuchte er eine Bibelschule, dann eine christliche Universität. Doch nach der Promotion fand Cecil in der Geschäftswelt von Detroit ein Anwendungsgebiet für seine fruchtbaren Ideen und sein Organisationstalent.

Cecils Leben war nun mit weltlichen Interessen angefüllt. Eine Autofirma stellte ihn ein, und er spielte begeistert in ihrer Baseball-Mannschaft. Die Familienzeitung, die er für dieselbe Firma herausgab, wurde von seinen Arbeitgebern sehr begrüßt.

Dann hatte er mitten in seiner Laufbahn überraschend eine Blinddarm-Vereiterung, und man brachte ihn schnell ins Krankenhaus. Als verantwortliche Krankenschwester wies man ihm eine attraktive, junge Brünnette namens Dorothy Gray zu, die er vorher im Haus eines Freundes kennengelernt hatte.

Cecil glühte vor Fieber – er war sehr, sehr krank, und man befürchtete, er könne die Nacht nicht überleben.

Plötzlich sah er zu seiner Krankenschwester auf und fragte:

»Dorothy, würden Sie mir bitte aus der Bibel vorlesen?«
Dorothy ging auf alles ein, was ihn beruhigen könnte, und so nahm sie die Bibel von seinem Nachttisch.

»Was soll ich lesen, Cecil?«

»Beginnen Sie mit Jesaja dreiundfünfzig, Vers drei.«

Dorothy kannte sich in der Bibel nicht sehr gut aus. Es dauerte ziemlich lange, bis sie Jesaja fand. Sie las von Vers drei bis Vers sechs, und dann unterbrach Cecil sie.

»Lesen Sie das bitte noch einmal«, bat er. »Das gilt mir.« Während sie las, sprach er mit: »Wir alle irrten umher wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg ...«

Er bat sie, einige Abschnitte aus dem Neuen Testament zu lesen. Dann betete er still und schlief bald ein.

Am nächsten Morgen war seine Temperatur merklich zurückgegangen. Die Krise war vorüber. Aber Cecil hatte die vergangene Nacht nicht vergessen.

»Wissen Sie, ich war nicht wirklich bereit, Gott zu begegnen«, gestand er. »Ich hatte nicht so gelebt, wie ein Christ leben sollte. Wenn ich das getan hätte, was ich sollte, wäre ich heute auf dem Missionsfeld. Aber ich bin Gott davongelaufen.«

Dann erzählte er Dorothy, wie er sein ganzes Leben lang Missionar werden wollte, dieses Sehnen aber ständig unterdrückt hatte.

Cecil wurde ein paar Tage später entlassen, aber er brauchte noch die Hilfe einer Krankenschwester, und so befasste sich Dorothy weiterhin mit dem Fall. Auch nach Cecils Genesung blieben sie in Verbindung. Einige Wochen später bekannte Dorothy bei einer Neujahrsversammlung ihren Glauben an Christus. Cecils wachsende Zuneigung zu Dorothy vertiefte sich noch mehr. Sie heirateten im darauffolgenden März.

Cecil gab weiter seine Zeitung heraus; aber die Dinge gingen ihm zu glatt. Er fühlte sich nicht mehr voll beansprucht und wurde immer unruhiger.

Dann kamen eines Abends – nach einer Bibelkonferenz in der

Innenstadt von Detroit, bei der er gepredigt hatte – zwei fremde Frauen zu ihm, um ihn zu sprechen. Sie sagten ihm, sie seien aus Saginaw in Michigan, und beschrieben ihm, wie nötig ihre Gemeinde eine Bibelunterweisung nach den Richtlinien brauche, die in der Versammlung zum Ausdruck gekommen waren. Cecil war sofort Feuer und Flamme. Jedes Wochenende besuchte er Saginaw, um dort einen Bibelkreis zu unterrichten. Bald gab er seinen Beruf auf und zog dorthin, um eine feste Gemeinde zu gründen.

Die ersten Gottesdienste fanden in einem gemieteten Raum statt, bis die Mitglieder sich ihre eigene Kapelle bauen konnten. Durch seine klare Botschaft fand Cecil bald eine Anhängerschaft, und die Gemeindegemeinschaft war von Anfang an gesegnet.

Cecil hatte sich immer besonders für junge Leute interessiert. Um ihnen ein eigenes Betätigungsfeld zu bieten, mietete er einen Raum und gründete den »Wolkenclub«. Hier konnten sie über ihre täglichen Probleme sprechen, die sie als Christen hatten, so wie es ihnen ums Herz war. Cecil wollte ihnen die Frische ihres Ausdrucks bewahren und verhindern, dass ihre Zeugnisse bloße Routine wurden; deshalb durften sie nur davon sprechen, was sie in der Woche vor der jeweiligen Versammlung erlebt hatten. Der »Wolkenclub« war überkonfessionell und das Echo überwältigend. Bald bildeten sich weitere Clubs in anderen Gemeinden.

Eines Abends kam ein Besucher unbemerkt herein. Er wollte nur dasitzen und zuhören. Als die Versammlung zu Ende war, wurde er der Gruppe als Joe Moreno vorgestellt.

Joe war gut gekleidet und hatte recht südländische Züge. Seine tiefbraunen Augen ruhten auf den lebhaften jungen Leuten.

Es war noch keine zehn Tage her, dass Joe in die Kapelle gekommen war, um Cecil Dye predigen zu hören. Seine drei Kinder sahen ihren Vater nur selten; denn er arbeitete den ganzen Tag und trank dann die Nächte hindurch.

Mit vierundzwanzig Jahren war Joe mit Frau und Sohn von Texas nach Mount Pleasant in Michigan gezogen. Sein Vater, der

französischer und mexikanischer Abstammung war, übte verschiedene Beschäftigungen aus: Er arbeitete als Cowboy-Gehilfe und in der Landwirtschaft in Michigan. Joe hatte die Schule nur bis zur sechsten Klasse besucht; deshalb war seine Familie froh, als er sagte, dass er in der Abendschule Automechaniker lernen wolle.

»Das sagte er uns wenigstens!«, erinnerte sich seine Spanisch sprechende Mutter. Sie wusste, dass er gerne in der Reparaturwerkstatt in der Nachbarschaft arbeitete. Doch zu oft, wenn Joe sich für den Abend fein gemacht hatte, kam er erst in den frühen Morgenstunden wieder. Er rühmte sich, »mit jeder Art von Sünde zu tun zu haben, von der schönsten bis zur schmutzigsten«.

Am ersten Abend in der Kapelle fand eine geistliche Umwandlung in Joe statt, während er hinten still auf seiner Bank saß. Er sah seine geistliche Leere, erkannte aber auch, dass das Opfer von Golgatha für ihn genügte.

In der folgenden Woche sprach ihn ein gläubiger Arbeitskollege an: »Hättest du nicht Lust, zu einer Versammlung junger Leute zu gehen?«

»Gerne!«, antwortete Joe.

Am anderen Ende der Stadt stieg Joe die Treppe zu dem kleinen Versammlungsraum des »Wolkenclubs« hinauf. Viele Klappstühle waren im Kreis aufgestellt worden. Die Versammlung sollte beginnen. Joe berichtet:

»Zuerst sangen sie viele Chorusse, die ich nicht kannte. Und wie sie sangen! So etwas hatte ich noch nie gehört.

Dann erzählte einer ein Erlebnis, das er seit der letzten Begegnung des »Wolkenclubs« gehabt hatte. Rasch folgte der Nächste und schilderte, was Christus ihm in dieser Woche bedeutet hatte, besonders, wenn er mit anderen über ihn sprach.

Nun stand einer auf, den ich später als Eldon Hunter kennenlernen sollte. »Leute«, sagte er, »ich möchte, dass ihr für mich betet. In der letzten Woche habe ich die Gelegenheiten zum Zeugnis nicht genutzt. Betet doch für mich.«

Das war neu für mich. Sie erzählten nicht nur von ihren Siegen, sondern sie sprachen auch genauso offen über ihre Niederlagen. An diesen Leuten ist etwas Echtes, dachte ich.

Plötzlich merkte ich, dass alle im Kreis einmal drankamen – einer nach dem anderen sagte etwas. Das war mir äußerst peinlich, denn ich sah, dass ich auch irgendwann mal an der Reihe war, und ich wollte kein Versager sein. Ich dachte angestrengt nach, was ich wohl sagen könnte, aber mir fiel nichts ein. Schließlich war es so weit, und ich hörte mich herausplatzen:

›Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Das ist alles so neu für mich. Ich habe erst vor Kurzem Christus angenommen und ich brauche eure Gebete.«

Zu seiner Überraschung hatte Joe etwas gefunden, das sein Leben lebenswert machte. Wenn er mal nicht in der Gemeinde war, dann entdeckte man ihn, wie er auf der Straße mit jemandem über Christus sprach. Bald wies er die Passanten mit dem gleichen Feuereifer auf Christus hin, mit dem auch Pastor Cecil von der Kanzel predigte.

Im »Wolkenclub« ermutigte Cecil seine jungen Leute, das Missionsfeld ins Auge zu fassen. Er hatte seine eigenen Bestrebungen in dieser Richtung nicht aufgegeben. Der Missionsausschuss, bei dem er sich bewarb, lehnte ihn zwar wegen einer Personenverwechslung ab, doch das Sehnen blieb in seinem Herzen.

Inzwischen war Cecils Bruder Bob, der auch aktiver Christ war, zu Cecil und Dorothy gezogen.

An einem Wochenende kam er mit leuchtenden Augen von der Bibelschule zurück.

Bob erzählte mit jugendlicher Begeisterung: »Ihr solltet den Burschen gehört haben, der letzte Woche in der Bibelschule zu uns sprach. Er war in Malaya sehr schwer an Malaria erkrankt und besteht nur noch aus Haut und Knochen. Aber Junge! Hat der gezündet!«

›Wer ist das?«, fragte Cecil ruhig.

›Er heißt Paul Fleming.«

Bob dachte eine Minute lang nach, dann sagte er: »Hör mal, lass Paul doch in der Gemeinde und im ›Wolkenclub‹ sprechen!«

Cecil ging auf Bobs Vorschlag ein. Paul und er mochten sich sofort. Sie hatten vieles gemeinsam. Beiden brannte das Herz bei dem Gedanken, das Evangelium solchen Stämmen zu verkündigen, die es noch nie gehört hatten.

Beide waren darüber bestürzt, wie schwer es eifrigen jungen Leuten gemacht wurde, auf das Missionsfeld zu gehen. Paul hatte es auf seiner Reise durchs Land miterlebt. Cecil war wegen seiner eigenen Ablehnung immer noch betroffen. Zwei andere Ausschüsse luden ihn ein, aber sie gaben keine Garantie, dass er mit unerreichten Stämmen arbeiten könnte.

Viele lange Gespräche folgten, in deren Verlauf sich langsam ein umwälzender Plan entwickelte: Eine überkonfessionelle Mission für neue Stämme sollte gegründet werden – mit einem Minimum an Bürokratie. Alle sollten willkommen sein, die den ernsthaften Wunsch hatten, für den Herrn zu wirken.

Aber da war noch ein kleines Problem: Geld. Fast sofort wurde ihnen finanzielle Hilfe angeboten. Aber einige knüpften Bedingungen daran. Solche Angebote wiesen Paul und Cecil grundsätzlich zurück. Sie wollten lieber »dem Herrn vertrauen«.

Mit zwei oder drei anderen unternahmen sie den ersten konkreten Schritt: Sie legten den Grundstein zu einer Organisation in Cecils Wohnzimmer. Die Begeisterung erfüllte den »Wolkenclub« von Saginaw.

Nach einigen Wochen hatten die Dinge sich so weit entwickelt, dass sie glaubten, bald losziehen zu können. In jenem Sommer belegten alle jungen Leute, die mit Cecil auf das Missionsfeld gehen wollten, einen Kurs am Sommerinstitut für Linguistik in Norman/Oklahoma. Sie wollten sich so viele Sprachkenntnisse wie möglich aneignen, bevor sie auf das Missionsfeld gingen.

Zuerst hieß ihr Ziel Mexiko. Aber in Norman erfuhren sie, dass man zu den Stämmen, die sie dort zu erreichen hofften, bereits guten Kontakt habe. Ein wenig später berichteten ihnen

Missionare aus Südamerika von unerreichten Stämmen in Bolivien, auf die sie nun ihren Blick richteten.

Auch ich hatte in jenem Sommer einen sprachwissenschaftlichen Kurs in Norman mit der Absicht belegt, als Missionarin zu einem unerreichten Stamm zu gehen. Dort freundete ich mich mit der eifrigen Missionarsgruppe an. Als Letzter schloss sich Joe Moreno an; seine Frau hatte ihn und die Kinder vor einigen Monaten verlassen. Er wollte, wie er sagte, als »Cecil Dyes Handlanger« mitgehen.

In Norman traf ich auch Bob Dye. Ich staune immer noch, wie sich unsere Wege in jenem Sommer – in voller Übereinstimmung unserer geistlichen Ideale – kreuzten. Kurz darauf verlobten wir uns per Post. So erkannte ich, dass auch mein Weg nach Bolivien führte.

Trennung

Eines Abends kam Dave aus dem Dschungel zurück. Audrey strahlte vor Freude. Er sollte Vorräte holen und am nächsten Tag wieder zur Gruppe stoßen. Dorothy und ich bekamen Briefe von unseren Männern mit der Nachricht, dass alles so weit gut ging.

Ihr Ochsenkarren hatte Roboré durchfahren und war über die sandige Strecke, die als zukünftige Eisenbahnlinie vorgesehen war, dahingepoltert. Sie fuhren an zwei Lagern der Eisenbahnarbeiter vorbei, verließen das zukünftige »große Eisen«, das von Osten nach Westen führen sollte, und dann ging es nordwärts in Richtung Santiago. Von dort aus gelang ihnen der Abstieg über die Felsen mithilfe von Zugochsen. Dann zogen sie in der Ebene in nordöstlicher Richtung weiter.

Am Ende des Ochsenkarrenpfades, etwa vierundzwanzig Kilometer hinter Santiago, errichteten sie ein Lager als Stützpunkt. An dieser strategisch wichtigen Stelle kreuzte sich der Tucavaca-Fluss mit dem Pfad von Santiago nach Santo Corazón.

Unter einem Schutzdach waren ihre Vorräte untergebracht. Von Zeit zu Zeit sah der Verwalter einer nahe gelegenen

Plantage nach dem Rechten. Von hier aus fingen die Männer an, sich ihren eigenen Weg durch das Dickicht zu hauen.

Die Pflichten eines jeden der sieben Männer waren bis in alle Einzelheiten festgelegt. Jeder musste einmal im Lager am Fluss bleiben, um zu kochen, oder er musste allein zurückkehren, wenn Vorrat benötigt wurde. Jeden Tag plante Herr Zebers ganz genau den vor ihnen liegenden Weg.

Der Pfad führte direkt zu den Sunsa-Hügeln. Dem Landmesser folgten fünf andere, die sich, wenn es nötig war, mit Buschmessern und Äxten vorwärtsarbeiteten. An den noch empfindlichen Händen entstanden zunächst schmerzhaft Blasen, doch dann bildete sich Hornhaut. Die müden Glieder schmerzten, aber bald waren die Muskeln von der täglichen Arbeit gestählt.

Cecil und Bob sandten uns anschauliche Berichte von all dem, was sie über den Dschungel lernten. Herr Zebers brachte ihnen bei, wie man Blätter zur Teezubereitung und essbare Pflanzen erkennt. Er zeigte ihnen, welche wilden Honigarten die Suche wert sind. Ständig brachen die Axtstiele, aber die Männer lernten, selbst welche herzustellen. Außerdem überraschte sie Herr Zebers eines Tages mit einem selbst gemachten betriebsfähigen Flieger. Er bestand einfach aus einem dicken Ast, an den er sein Jagdmesser als Propeller festgebunden hatte.

Nachdem Dave an seinen Posten im Dschungel zurückgegangen war, hörten wir lange nichts mehr von den Pionieren. Der Entfernung nach waren sie gar nicht weit von uns weg, und doch hatten wir kaum Kontakt miteinander. So selten wie möglich wurde einer zurückgeschickt, um Vorrat zu holen. Nur wenn jemand von ihnen auftauchte, erfuhren wir, was vor sich ging.

Schließlich legten sie ihren Stützpunkt weiter in den Dschungel hinein und schoben sich Stück für Stück nach Norden vor. Sie nummerierten ihre Stützpunkte: Lager Nummer eins, Lager Nummer zwei und so weiter. Aber zum Wasserholen musste immer noch jemand den ganzen Weg zum Fluss zurückgehen. Sie lernten, wie man die Wasserpflanze erkennt und wie man

Flüssigkeit aus ihrem Mark presst, dass man sie aber auch stückweise essen kann wie eine Wassermelone. Wenn der ganze Saft ausgedrückt war, konnte man das zurückbleibende Fruchtfleisch noch sehr gut als Badeschwamm benutzen. Dennoch schien es das Beste zu sein, in Santiago Esel zum Wassertragen zu mieten. Das bedeutete jedoch ein langsameres Vorwärtstkommen und machte einen breiteren Pfad notwendig.

Wie die meisten der Männer hatte George Hosbach keine Erfahrung im Umgang mit Tieren. Als er eines Nachts in das Lager zurückkam, war seine Hose völlig zerfetzt. Der wilde Packesel hatte ihn zwölf Meter weit auf dem Bauch nachgeschleift. Aber George hielt fest und ließ den Esel nicht entweichen.

Gerade als die Arbeit ihnen über den Kopf wachsen wollte, stießen sie auf Hinweise, die auf die Ayorés deuteten. Diese Entdeckungen spornten sie an. Einmal fanden sie in der Nähe eines trockenen »Regenflusses« richtige Fußspuren. Im sandigen Flussbett mehrten sich die Spuren. In der Nähe hatte man einen hohen Baum gefällt. Sie entdeckten auch eine einfache Leiter, die zu hohen Ästen führte, von denen man wilden Honig geholt hatte. Von anderen Bäumen war die Rinde abgeschält. Herr Zebers erklärte ihnen diese Zeichen. Er untersuchte die Spuren und kam zu dem Schluss, dass die *bárbaros* zu einer Zeit durch das Flussbett gegangen waren, als der Fluss Wasser führte.

»Wenn wir in diesen Bergen nur Wasser finden«, sagte er, »dann bin ich mir sicher, dass wir den Wilden begegnen werden.«

Cecil, Bob und Eldon erlitten schwere Malaria-Anfälle, doch glücklicherweise nicht gleichzeitig. Mithilfe äußerst hoher Chinindosen konnten sie ihre Arbeit weiterhin tun. Doch Clyde wurde am Fluss so krank, dass sie es für das Beste hielten, ihn nach Roboré zurückzuschicken, sobald er reisen konnte. Alle beteten, wenn sie daran dachten, dass er mit hohem Fieber auf dem Esel über die steilen Berge nach Santiago und dann hinunter nach Roboré ritt.

Inzwischen ging es auch Cecil gar nicht gut. Während er eines

Sonntagnachmittags in seiner Hängematte die Bibel las, bekam er ganz unerwartet ein merkwürdiges Gefühl.

»Sagen Sie mal, habe ich etwa Fieber?«, fragt er Herrn Zebers. Der Landmesser hatte seine eigene Methode: Er maß das Fieber, indem er den Puls fühlte.

»Nein, Sie haben überhaupt kein Fieber«, beruhigte er ihn.

Doch Cecils eigentümliches Gefühl blieb, und er bat um ein Thermometer. Es zeigte über 40 Grad Celsius. »Unmöglich«, sagte Herr Zebers und schüttelte den Kopf. »Ihr Thermometer kann nicht stimmen.« Aber er machte ein ernstes Gesicht.

Zum Vergleich wurde Eldons Temperatur gemessen, wobei das Thermometer normale Angaben machte, und dann maßen sie wieder Cecils Temperatur.

Eldon las: »Einundvierzig Grad Celsius.« Die Männer waren außer sich vor Besorgnis. Das konnte die gefürchtete Gehirn-Malaria sein, die in den meisten Fällen tödlich verläuft. Cecils Atem ging nur noch stoßweise.

»Ich weiß nicht, wie lange sie an meiner Hängematte standen und beteten«, schrieb Cecil später. »Aber es war mindestens bis lange nach Einbruch der Dunkelheit. Ich machte zu jener Zeit eine körperliche und geistliche Krise durch, die hauptsächlich mein Verhältnis zu Gott betraf. Ich will dir nur eine Sache berichten, über die er mir Klarheit gab. Gott wird das Ziel, das er mit der Mission hat, *mit oder ohne mich* erreichen.« Das Fieber klang langsam ab. In der Nacht brach Cecil manchmal in kalten Schweiß aus. Am Dienstag wurde er mit Chinin »vollgepumpt«, und er fühlte sich dann gut genug, um allein bleiben zu können.

Am 1. August musste Herr Zebers in Roboré seine Arbeit für die Regierung wieder aufnehmen. »Ich glaube, der Herr hat in der Nacht zum vergangenen Montag, als ich so krank war, etwas an ihm getan«, schrieb Cecil in derselben Woche. »Ich bin davon überzeugt, dass er sich da endgültig entschloss, hauptberuflich für den Herrn zu wirken.« Aber da war noch eine Frage, auf die Herr Zebers keine Antwort fand – eine Frage, über die auf dem Dschungelpfad oft gesprochen wurde.

»Warum kann ich meinen Revolver nicht mitnehmen?«, fragte er. »Warum wollt ihr eure Gewehre zurückschicken, wenn ihr in die Nähe der *bárbaros* kommt? Kann ich meinen Revolver nicht unter meiner Kleidung verstecken? Ich will ihn nur benutzen, wenn es nötig ist!« Cecil und die anderen schüttelten die Köpfe. Hatten sie nicht mit Gott den Bund gemacht, nie einen Wilden zu erschießen? Gewehre boten auch nicht unbedingt einen Schutz. Waren nicht oft Reisende trotz ihrer Waffen getötet worden? Aber Herr Zebers war noch nicht überzeugt, als er nach Roboré zurückging.

Wir bekamen Briefe von den verschiedenen Lagern; manchmal sammelte sich eine ganze Menge an, bis sie weitergeleitet werden konnten. In den folgenden Monaten waren die Männer immer noch so entschlossen und zielstrebig wie am Anfang, als sie mit dem Pfad begonnen hatten. Die Plackerei der täglichen Arbeit, das Hacken und Schneiden, schien ihren Eifer nicht zu dämpfen. Cecil erklärte: »Die Jungen arbeiten immer gleich, ob zu fünft, zu dritt, zu zweit oder nur allein.« In den Briefen baten sie oft um neue Kleidung; ihre eigene war von den Kaktuspflanzen und den dornigen Bäumen ganz zerfetzt. Und immer, wenn wir Plätzchen oder Gebäck schickten, teilten sie uns mit, sie könnten noch mehr davon gebrauchen.

Anfang August bot sich mir eine besondere Gelegenheit. Einige befreundete Missionare besuchten uns und luden mich ein, mit ihnen einen »Ausflug« in den Dschungel zu machen. Sie hatten Pferde und einen Anführer. Zu dieser Zeit waren unsere Männer schon mehr als sechs Wochen fort. Wie herrlich war die Aussicht, sie – wenn auch nur für kurze Zeit – wiederzusehen!

Am ersten Abend unserer Reise hielten wir am Tucavaca-Fluss. Diesseits des Flusses befand sich eine Lichtung, und dort stand auch die Schutzhütte, wie die Männer sie beschrieben hatten. Sie bestand nur aus Pfählen und einem Dach. Am anderen Ufer des Flusses war dichter Dschungel. Spätestens jetzt konnten wir erkennen, dass wir uns außerhalb der Zivilisation befanden.

Plötzlich hörten wir Stimmen. Wer watete da durch den Fluss?

Mein Bob und Dave Bacon! Auf den Eseln hatten sie schmutzige Wäsche, die gewaschen werden musste. Sie waren an der Reihe, Wasser zu holen. In diesem Augenblick verlor der Dschungel seine Unheimlichkeit. Wenn Menschen, die dort herauskamen, so glücklich aussehen konnten, dann würde ich mich hier am Rand des Dschungels wohl zu Hause fühlen. Was machte es, dass die Schutzhütte keine Wände hatte? Was machte es, dass der Anführer ständig von Jaguaren redete?

Zurzeit arbeiteten nur fünf Männer am Pfad. Wir erwarteten jeden Augenblick Wallys Ankunft aus Santa Cruz, wohin er mit Joe eine Evangelisationsreise unternommen hatte. Clyde war noch nicht zurückgekommen. Deshalb trafen wir Cecil, Eldon und George nach einem arbeitsreichen Tag allein an, als Bob und Dave uns stolz ins Lager führten. Diesen wunderbaren Abend, den ich nach dem gemeinsamen Essen am Lagerfeuer mit den fünf Männern verbrachte, sollte ich nie vergessen. Wir hatten eine außergewöhnlich innige Gemeinschaft.

Zuerst wurde Musik gemacht – mit Akkordeon, Gitarre, Kornett, Mellophon und all den Stimmen, in dem vollen Klang, den ich seit unserer Trennung vermisst hatte. Die Männer hatten ihre Instrumente auf Eseln von Lager zu Lager transportiert. Die zusätzliche Anstrengung lohnte sich, denn die Musik erfreute und stärkte wunderbar.

Dann forderte jemand zu Zeugnissen auf. Wir drei Besucher gaben recht nette Zeugnisse nach Art der Bibelschule ... nichts aus der neuesten Zeit. Nun waren die fünf Männer an der Reihe. Die Männer hatten ihre Gewohnheit vom »Wolkenclub« nicht aufgegeben: Sie gaben kein Zeugnis, das mehr als eine Woche alt war, und fürchteten sich auch nicht, ihre Fehler zu bekennen, solange sie mit Gott »im Reinen waren«.

Was sie in jener Nacht im dunklen Schatten der hohen Dschungelbäume zu sagen hatten, sollte mir in den folgenden Jahren in lebendiger Erinnerung bleiben. Während sie sich ihren Weg bahnten, hatten sie keiner Seele Zeugnis gegeben, doch sie sprachen viel davon, wie Gott ihnen seine Nähe bezeugte. Sie

erblickten Wahrheiten in der Tiefe ihrer Seele, die noch kein Prediger auf der Kanzel berührt hatte. Dave brach weinend zusammen, denn er fand keine Worte mehr zur innigen Anbetung Gottes für die neuen Lektionen, die er gerade in dieser Woche gelernt hatte. Gott war gegenwärtig.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, denn die Dschungel-Atmosphäre beengte mich, und das häufige Bellen des Hundes machte mich unruhig. Die Männer vermuteten, dass irgendein Fuchs ihn belästigte, aber sie versicherten mir, dass kein Tier in die Nähe des Feuers käme. Ich wollte nicht gerne zugeben, dass ich Angst hatte. Das Schreien der Nachteulen klang so menschlich. Doch man hatte mir gesagt, dass die Dinge, die mehr Grund zur Furcht gaben, nicht zu hören waren: der Jaguar und der *bárbaro*.

Schließlich fand ich das einzig mögliche Ruhekitzen – ein Lied oder ein Gebet des Vertrauens zu Gott, der nicht schlummert (Psalm 121,3.4). Und auch nach dieser Nacht in der Hängematte brach wieder ein neuer Morgen an.

Gegen Ende September jenes Jahres begannen Audrey und ich mit großer Vorfreude, Kisten zu packen. Cecil war in Roboré gewesen und hatte uns berichtet, dass sie den Pfad bald bis zu den Sunsa-Hügeln fertig hätten. Deshalb war es angebracht, dass Audrey und ich einen neuen Stützpunkt in Santo Corazón bezogen. Dorothy sollte sich um das Missionshaus in Roboré kümmern. Die Männer brauchten einen Außenposten in der Nähe der Stelle, an der sie aus dem Urwald kommen würden – das heißt, *wenn* sie nicht vorher mit den *bárbaros* Kontakt aufnehmen konnten.

Cecil fand einen Lastwagen, der nach Santiago fuhr. Der Fahrer war bereit, uns und unser Gepäck mitzunehmen. Cecil packte Audrey und mich in das Führerhaus und kletterte dann mit dem Gepäck auf den Wagen. Dorothy, Paul und Kathryn wollten alle noch Abschiedsküsse von ihrem Vati. Dann fuhr der Lastwagen ab.

Von Santiago ging Cecil zu Fuß los, um wieder an die Arbeit zu kommen und für uns Begleitschutz auf dem Weg nach Santo Corazón zu bekommen. Das war kein Problem. Zu seiner Überraschung traf er Bob und Dave am Tucavaca, die mit uns gehen wollten. Cecil ging weiter in den Dschungel hinein, um George, Eldon, Clyde und Wally zu helfen.

Audrey und ich waren voller Freude, dass wir Bob und Dave so bald in Santiago sahen. Wir waren sehr erleichtert, als wir erfuhren, dass sie uns nicht schon wieder am nächsten Tag verlassen mussten, wie es der Fall gewesen war, als sie Vorräte geholt hatten. Nun begann eine Art »Flitterwochen-Wanderung« nach Santo Corazón. Wegen des schmalen Weges besorgten Bob und Dave zwei Ochsen, die unser Gepäck trugen. Einer der »Wasseresel« trug die Dinge, die wir während der Reise benötigten (wie Nahrungsmittel und Trinkwasser). Mit einigen Führern machten wir uns zu Fuß auf den Weg.

Auf den ersten paar Kilometern trafen wir keine einzige Seele. Auch auf der anderen Seite des Tucavaca-Flusses begegneten wir niemandem. Von da an warnten uns die Anführer bei jedem Nachtlager in der gewohnten Weise: »Hier mangelt es nie an Jaguaren; es mangelt nie an Wilden«, sagten sie in ihrem Spanisch. Ihre schweren Armeegewehre waren immer in Reichweite. Das Marschieren wurde für Audrey fast zu viel. Sie war nie eine Wanderin gewesen. Außerdem war ein Baby unterwegs. Als wir am sechsten Tag endlich an den Fluss kamen, badete Audrey ihre schmerzenden Füße im Wasser – doch danach passten die Schuhe nicht mehr! Dave musste ihr helfen, die geschwollenen Füße in die Schuhe hineinzuzwängen.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit hörten wir Hunde bellen. Das bedeutete für uns einen Willkommensgruß, wussten wir doch nun, dass wir uns unserem endgültigen Ziel näherten. Die Anführer waren uns früh am Tag vorausgegangen und kamen nun zurück. Es war schon dunkel, als sie uns zu dem Haus führten, das wir für etwa dreißig Dollar kaufen und für einige Zeit als Stützpunkt beziehen sollten.

Nach zwei oder drei Tagen ging Dave mit den Führern und den Ochsen zurück, um unsere restlichen Vorräte zu holen. Alles, was man in Santo Corazón bekommen konnte, musste auf Ochsen oder Maultieren herangebracht werden. Wie froh war ich, als ich erfuhr, dass Bob so lange dableiben konnte, bis wir uns eingerichtet hätten. Er fand bald heraus, wo man Brennholz, Eier und andere wichtige Dinge bekam, und indessen warteten wir auf Daves Rückkehr.

Man hat Santo Corazón das Herz der bolivianischen »grünen Hölle« genannt. Aber wir fanden nichts, was diese schreckliche Benennung gerechtfertigt hätte. Wir waren bereit, um des Evangeliums willen zu leiden, aber wir wurden immer wieder angenehm überrascht. So waren wir zum Beispiel sehr dankbar, als Bob von den benachbarten Farmen Wassermelonen, Kürbisse und sogar eine Art Hüttenkäse mitbrachte. Freundliche Leute hatten ihm diese Sachen gegeben.

Nach unerwarteten Verzögerungen vertraute Dave unsere Vorräte heraufziehenden Reisenden an. Er hatte das Gefühl, er sei schon zu lange seiner Arbeit im Dschungel ferngeblieben. Für Audrey schickte er ein Päckchen mit einem reizenden Kleidchen, das er in Corumbá für das Baby gekauft hatte, das bald geboren werden sollte. Audrey war sehr gerührt über diese Aufmerksamkeit. Dabei lag auch eine Nachricht von Dave an Bob: »Ich hoffe, du kannst so bald wie möglich kommen. Die Kameraden brauchen sowohl uns als auch den Esel.«

Bob ging ins Schlafzimmer, um zu beten. Soviel man in der Stadt wusste, zogen in der nächsten Zeit keine Reisenden nach Süden. Sollte er warten, bis ihn jemand begleiten würde? Oder sollte er diesen langen Pfad allein gehen, der für seine Gefahren, Jaguare und *bárbaros* berüchtigt war? Aber die Nachricht war ziemlich dringlich. Die Pflicht rief ihn.

In der Frühe des nächsten Morgens verabschiedete sich Bob von mir unter einer Tamarinde. Der Esel stampfte mit den Beinen und zerrte an der Leine. Es schien, als ob er nicht mehr war-

ten könne, bis es endlich losging. Am Packgurt hingen zwei ver-
rußte Dosen – eine sollte zum Wasserkochen dienen, die andere
zum Reiskochen. Ich war beunruhigt, weil Bob allein ging. Aber
wir wussten beide, dass derselbe himmlische Vater, der sie im
dichten, schier undurchdringlichen Dschungel behütet hatte,
ihn auch jetzt beschützen würde. Wir staunten immer noch
darüber, wie Bob bei einem Zwischenfall vor einigen Monaten
bewahrt geblieben war. Er hatte in einer pechschwarzen stern-
losen Nacht im Dschungel seinen Weg verloren. Als Cecil und
Clyde mit einer Taschenlampe loszogen und nach ihm riefen,
sprang ein großes Tier vom Pfad ins Dickicht. Es war ein Jaguar,
der das Lager beobachtet hatte. Augenblicke später hörten sie
Bobs Antwort; sie kam von dort, wo das Tier aufgeschreckt wor-
den war. Bob berichtete, wie in jener Nacht alle Gott für seinen
Schutz gedankt hatten.

Eigentlich war es ein recht fröhlicher Abschied. Wir hatten
eine beschauliche Zeit miteinander verbracht und dachten, dass
es jetzt nicht mehr allzu lange dauerte, bis wir wieder zusam-
men wären. Bob hoffte auf einen baldigen Kontakt mit den Wil-
den; ich stellte mir dagegen ein jahrelanges Kommen und Gehen
vor – die Ayorés schienen so schwer zu finden zu sein. Dort am
Rand der Stadt befahlen wir uns gegenseitig der Bewahrung
Gottes an. Wir waren ganz für uns. Ein letztes Winken und
Lächeln, und dann verschwand er im Dschungel. Langsam ging
ich zum Haus zurück. Erst später bekam ich eine Nachricht von
Bob, dass er am 4. November auf dem Pfad zur Gruppe gestoßen
war.

Gleichzeitig mit der Nachricht, dass Bob das Dschungellager
erreicht hatte, erfuhren wir auch, dass Wally und Clyde nach
Roboré zurückgekehrt waren, um dort beim Bau eines größeren
Missionshauses zu helfen. Sie hatten die Esel, die Instrumente
und die überschüssigen Vorräte mitgenommen.

Die anderen fünf Männer wollten einem kleinen Fluss fol-
gen, der sie zu den Sunsa-Hügeln führen sollte. Nun hatten sie

nur noch das Wichtigste bei sich: einen Lebensmittelvorrat für zwei Wochen, Moskitonetze, Hängematten und kleine Gaben als Geschenke für die *bárbaros*. Eigentlich brauchten sie ihre Gewehre für die Jagd – aber sie befanden sich in der Nähe der Ayorés und wollten ihren Bund mit Gott halten.

Audrey und ich erfuhren von diesem Abmarsch am 10. November nur wenig. Wir waren voller Hoffnung, dass die fünf Männer den lang ersehnten Kontakt herstellen könnten. Clyde und Wally hatten uns nichts von den Worten gesagt, die Cecil an sie gerichtet hatte – Worte, die Clyde und Wally sehr beschäftigten, als sie den gewaltigen Urwald verließen:

»Wenn ihr innerhalb eines Monats nichts von uns hört, könnt ihr kommen und uns suchen.«

Vermisst

Audrey und ich gewöhnten uns an das Leben in der Einsamkeit. Hinter dem Haus war nichts als Dschungel, und davor befand sich der Festplatz der Stadt – ein rechteckiges Rasenstück, das nur vor Festen gejätet wurde. Dahinter begann der Weg, der uns hergebracht hatte und auf dem Bob nach unserem Abschied mit dem Esel verschwunden war. Jeden Tag hielten wir nach unseren Männern Ausschau, obwohl wir gar nicht wussten, wann wir sie erwarten konnten.

Dorothy hatten wir nun mehrere Wochen lang nicht gesehen. Ich dachte oft an ihre Abschiedsworte, mit denen sie ihre Sorge um Audrey zum Ausdruck brachte, die im März ihr Baby erwartete.

»Pass gut auf sie auf, Jean«, hatte sie gesagt. Es war für sie kaum eine Beruhigung, dass ich einen kurzen Krankenpflegekurs mitgemacht hatte. Wir würden uns allein nach Büchern richten müssen. Ich hatte nicht den Eindruck, Audrey wirklich eine Hilfe zu sein. Aber Taranteln konnte ich für sie töten.

Weihnachten ging vorbei. Wir feierten es mit Chorälen, Weihnachtsliedern und Geschenken. Wochenlang hatten wir keine

Briefe bekommen. Aber wir konnten auch keine erwarten, denn wir wussten, dass es kaum einen Postdienst gab. Niemand in der Stadt hatte ein Radio; von einer Zeitung hatte man noch nie etwas gehört. Audrey nähte eifrig für ihr »freudiges Ereignis« – alles mit der Hand. Oft besuchten wir die Bauernhöfe der Nachbarschaft. Es machte uns noch viel Mühe, auf Spanisch für Christus zu zeugen.

Eines Tages hieß es im Dorf, zwei Reisende hätten Briefe von Santiago und Roboré mitgebracht. Eine Nachbarin hielt vor unserem offenen Fenster an.

»Bei der Post ist auch ein Brief für Sie«, sagte sie auf Spanisch zu uns. »Sehen Sie das Haus hinter dem Platz, wo die Pferde angebunden sind? Da ist die Post – ich komme gerade von dort.«

Ich unterbrach sofort meine Arbeit. Gewiss war der Brief von Dorothy – oder vielleicht sogar von Bob? Mein Herz schlug schneller.

Unsere Nachbarin blieb am Fenster stehen. Sie und ihre Freundinnen hatten uns schon früher Neuigkeiten aus der Stadt berichtet – manchmal wirkliche Nachrichten, dann wieder Gerüchte. »Man sagt, Ihre Männer kommen nicht wieder, weil sie Gold entdeckt haben«, hieß es einmal. »Stimmt es, dass die amerikanische Regierung Ihre Männer bezahlt, damit sie im Dschungel nach Öl suchen?«, fragte man uns.

Nun kam sie mit einer anderen Neuigkeit. »Diese Reisenden sagen, sie hätten etwas über Ihre Männer gehört.« Und nach einem betretenen Schweigen: »Sie glauben, dass sie von Wilden getötet wurden.« Das Gesicht der Frau verschwamm vor meinen Augen. Ich starrte ihr langes schwarzes Haar an. Hatte ich richtig gehört?

»Es heißt, dass zwei von ihren Kameraden in den Dschungel gegangen sind und sie nicht gefunden haben«, fuhr sie fort. Ich konnte nur mit Mühe sprechen.

»Ist das – alles, was sie wissen?«

»Das ist alles, was ich gehört habe«, antwortete sie. »Warum

gehen Sie nicht und holen Ihren Brief?« Und sie wandte sich ihrem Haus zu.

Ich trat aus der Tür und überquerte den lehmigen Bürgersteig. Ohne Hut eilte ich in der heißen Sonne die Straße hinunter. Die Häuserreihe an dem öden Platz schien endlos zu sein. Im Vorbeigehen fiel mein Blick auf das einzige eindrucksvolle Gebäude der Stadt – eine alte Kirche. Ihre gewaltige Steinmetzarbeit zeugte von der Mühe vieler »Indianer«, die sie in vergangenen Zeiten errichtet hatten. Vier große Ziffern, 1745, gaben das Baujahr an. Mitten in der Kirche wuchs ein ziemlich großer Baum. Ich hatte das Gebäude hundertmal gesehen, aber jetzt prägte sich mir jede Einzelheit ein.

Mit jedem Schritt bemühte ich mich, die letzte Vermutung meiner Nachbarin zu verkraften. Wenn man die früheren Übertreibungen bedachte, konnte auch diese Aussage gewiss nicht wahr sein. Nein, es war unmöglich, dass die *fünf* getötet worden waren. Aber vielleicht war den anderen beiden etwas zugestoßen. Die Geschichte wurde zweifellos entstellt, das heißt, wenn überhaupt etwas Wahres an den Nachrichten war, die die Reisenden angeblich gebracht hatten. Wally und Clyde hätten nicht allein auf eine größere Expedition gehen sollen! Fantastische Gedanken jagten durch meinen Kopf.

Ich stieg auf den erhöhten Lehmbürgersteig und ging weiter bis zu dem Haus, wo die Pferde der Männer angebunden waren. Die Dorfbewohner waren im Haus versammelt und erfuhren die Nachrichten, auf die sie viele Wochen gewartet hatten. Als ich näher kam, trat einer der Reisenden aus der Tür.

»*Buenos días!*«, grüßte ich ihn höflich. So gespannt ich auch war, durfte ich doch die spanische Etikette nicht verletzen. Und dann sagte ich: »Haben Sie einen Brief für mich?«

Ich hatte kaum meinen Satz beendet, da griff er schon in eine seiner Satteltaschen und zog einen Brief hervor. »Ich denke, der ist für Sie«, sagte er. Ich hatte ihm meinen Namen nicht genannt, aber das war auch nicht nötig. Es gab in der Nachbarschaft keine anderen Fremden.

»Vielen Dank, Señor.« Dankbar für seine Freundlichkeit lächelte ich ihm zu. Ich wollte weggehen, um beim Öffnen des Briefes allein zu sein.

In diesem Augenblick kam sein Gefährte aus dem Haus. Er hatte im Innern des Hauses mit den Leuten geredet. Als es drinnen still wurde, sprach er nun mich an.

»Diese fünf Missionare, die in den Dschungel gegangen sind, müssen tot sein«, sagte er. Wenn es auch sachlich und unpersönlich klang, wusste ich doch, dass es nicht so gemeint war. In seinem Gesicht konnte man aufrichtiges Mitleid erkennen.

»Warum meinen Sie das?«

»Man hat uns gesagt, ihre zwei Kameraden gingen hinein in den Dschungel, um sie zu suchen, und sie konnten sie nicht finden«, erwiderte er.

Ich fragte so viel, bis ich mir sicher war, dass er nicht mehr wusste.

Dann warf ich einen flüchtigen Blick auf den Umschlag. Die Adresse war in Clyde Collins' gleichmäßiger Handschrift geschrieben. Vielleicht war eine Nachricht von Bob dabei.

Mit Dank wandte ich mich um und ging davon. Ich bewahrte eine sachliche Haltung, als ich zu Audrey ins Haus zurückkam. Mein Geist arbeitete immer noch schnell und intensiv.

»Sie ziehen immer so schnell ihre Schlüsse«, erinnerte ich mich. »Sie *vermuten* nur, unsere Männer seien tot. Gott würde einfach nie alle fünf nehmen.« Und dann rief ich mir mit aller Kraft den wunderbaren Besuch im Dschungel in Erinnerung. Ihre Zeugnisse nach Art des »Wolkenclubs«, die sie in jener Nacht gegeben hatten, waren mir unvergesslich. »Nein, sie sind nicht tot. Diese Männer sind zu geistlich«, dachte ich schließlich.

Audrey hatte mich beobachtet, als ich die Straße herunterkam. In unseren eigenen vier Wänden riss ich den Brief auf. Gespannt saß Audrey da, während ich las. Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

»Liebe Jean, liebe Audrey,

Wally und ich sind gerade von einer Suche nach den Kameraden zurückgekommen ...«

Ich hielt an und bemerkte zu Audrey: »Warum in aller Welt haben sie nach ihnen gesucht?«

»Ja, was haben sie denn gedacht?«, erwiderte Audrey fast empört.

Zu Beginn des Briefs schrieb Clyde, dass Cecil sie beauftragt habe, in den Dschungel zu gehen und nach ihnen zu suchen, wenn sie nach einem Monat noch nichts von ihnen gehört hätten. Und das hätten sie getan. Sie konnten den Spuren der fünf eine kurze Strecke am kleinen Fluss entlang folgen. Aber dann verloren sie ihre Spuren. Sehr besorgt waren sie nach Santiago zurückgekehrt, um Hilfe zu holen – nachdem sie »in weniger als einer Woche über zweihundert Kilometer marschiert waren«, wie Clyde es beschrieb.

Audrey lehnte sich in ihrer Hängematte nach vorn, und man konnte an ihrem Gesicht erkennen, dass quälende Fragen sie bewegten. Aber sie hörte zu, während ich weiterlas.

Als Nächstes kamen Clyde und Wally mit einem Missionar von der Schule in Santiago zusammen. Er brachte vier Bolivianer zusammen, die für ihn arbeiteten. Sie organisierten ein neues Suchkommando, das mit Clyde und Wally in den Dschungel gehen sollte. Mithilfe der Bolivianer fanden sie schließlich den Pfad und konnten ihn bis zu den Sunsa-Hügeln verfolgen. Sie verließen den Fluss und gingen in den Dschungel hinein; dann verlief die Spur über einen Hügel und an einem weiteren Fluss entlang. Der zweite Fluss bestand aus mehreren gewaltigen Wasserfällen, die sich über die Felsen ergossen, und der Abstieg über das spiegelglatte Gestein war gefährlich. Clyde war froh, dass keiner einen Knochenbruch erlitten hatte, denn, so schrieb er, es wäre unmöglich gewesen, jemanden hinauszutragen! Aber sie stiegen ohne einen Unfall an den Wasserfällen hinunter.

Ich überflog den nächsten Abschnitt, bis meine Aufmerksamkeit auf folgende Stelle gelenkt wurde: Gerade als die Män-

ner einen weiteren Platz zu finden hofften, an dem die fünf gelagert haben könnten, entdeckten sie im Ufersand Fußspuren der *bárbaros*. Von da an folgten sie nicht mehr den fünf, sondern der frischen Ayoré-Spur.

Bei dieser Stelle konnte ich fast nicht mehr weiterlesen. Ich gab Audrey den Brief: »Hier, lies du!«, sagte ich gequält.

Audrey las, dass der Suchtrupp bald auf einige Laubhütten stieß. Aber sie fanden kein Lebenszeichen. Es schien, als seien die Hütten vor kurzer Zeit verlassen worden. Die Männer folgten dem Pfad weiter, bis sie plötzlich die Schreie und das Gelächter einer Gruppe von *bárbaros* hörten, die über den Pfad gingen. Der Suchtrupp hielt an, um zu beraten.

Plötzlich ein Geräusch – jemand näherte sich. Sie duckten sich in das Unterholz hinein. Eine *bárbaro*-Frau ging vorbei, ohne sie bemerkt zu haben.

Beim verabredeten Zeichen liefen die Missionare und Bolivianer heraus und schrien, so laut sie konnten. Die Wilden sollten denken, sie seien etwa fünfzig Mann stark.

Alle *bárbaros* flohen. Der Suchtrupp sammelte alle erreichbaren Waffen ein. Sie hatten genug Zeit, um sich umzusehen, und suchten im Lager nach Spuren von den fünf Männern. Schließlich fanden sie etwas: eine zerbrochene Kameralinse, einen Strumpf von Cecil, ein Handtuch von George, einen Poncho, Cecils Messer und Georges Buschmesser.

Im Haus war es sehr still. Audrey machte eine Pause. Es war zu viel auf einmal.

»Aber nichts, was er schreibt, beweist tatsächlich, dass die Männer tot sind!«, rief sie. Ich sagte nichts. Ich wollte, dass sie weiterlas.

Sie beschlossen, die Nacht über zu lagern und die Suche am nächsten Tag fortzusetzen. Als Wally im Fluss badete, stieß er plötzlich einen Schrei aus. Von irgendwoher war ein Pfeil herbeigeflogen und hatte Wally in den Rücken getroffen. »Glücklicherweise«, schrieb Clyde, »verletzte er nur Muskelfleisch an der Hüfte. Ein wenig höher, und Wally hätte im Lager blei-

ben müssen, weil es keine Möglichkeit zum Abtransport gab!«

Nun war die Lage des Suchtrupps so gefährlich, dass sie die Suche nicht mehr fortsetzen konnten.

Die Lebensmittelvorräte gingen zu Ende; nach starken Regengüssen stiegen die Flüsse an. Die Männer hatten keine andere Wahl: Sie mussten umkehren, um mit einem größeren, besser ausgerüsteten Suchtrupp von Neuem loszuziehen, wenn der Wasserstand wieder gesunken wäre. Clyde bedauerte sehr, dass sie keine konkreten Hinweise auf das Schicksal der Männer finden konnten. Doch am Ende des Briefs teilte er uns seine Ansicht mit: »Offen gesagt«, schrieb er, »gibt es keine Hoffnung.« Wie entsetzlich klangen diese beiden Worte, »keine Hoffnung«, durch das leere Zimmer.

Je mehr wir darüber nachdachten, desto mehr verwarfen wir diesen Gedanken. Wir wollten es einfach nicht glauben ... wenigstens jetzt noch nicht. Clyde hatte einen Nachsatz hinzugefügt: Joe Moreno würde kommen und uns holen. »Wozu? Wem wäre damit geholfen?«, sagten wir gleichzeitig, denn wir wollten nicht bemitleidet werden. Audrey's Augen blitzten.

»Und was ist, wenn die Männer herauskommen und entdecken, dass wir weg sind?«, fragte sie.

Wir lasen den Brief noch einmal und suchten diesmal eifrig nach beruhigenden Hinweisen, die uns vielleicht beim ersten Lesen entgangen waren. Wir fanden nichts. »Die Gegenstände, die der Suchtrupp gefunden hat, waren vielleicht Geschenke für die *bárbaros*.« Audrey lehnte sich nach vorn und überlegte mit geöffnetem Mund.

»Und denke daran«, warf ich eifrig ein, »der Suchtrupp hat den ständigen Wohnsitz der *bárbaros* nicht gefunden.« Ich nahm an, dass sie gewiss einen festen Wohnsitz hätten.

Was für eine Schande, dass sie der Spur der Kameraden nicht mehr folgten, als sie den *bárbaros*-Pfad fanden!« Wir konnten leicht kritisieren. Jedenfalls half es uns, den äußeren Schein voneinander zu bewahren.

»Oder vielleicht werden sie in dem Dorf, das der Suchtrupp nicht gefunden hat, gefangen gehalten«, schlossen wir. Wir hatten keine Tränen, waren aber völlig durcheinander.

In diesem Moment erschienen zwei Männer an der Tür. Ich sah, dass es die beiden Reisenden waren, die die Post gebracht hatten. Bald würden sie Nachrichten zu den entfernteren Höfen bringen.

»Hat Ihr Brief Ihnen Auskunft gegeben, Señora?«, fragte der eine.

Ich versuchte, ihm eine ehrliche Antwort zu geben, und fasste Clydes Brief in zwei oder drei Sätzen zusammen. »Aber es gibt keinen Beweis für ihren Tod«, stellte ich fest – fast, als ob ich mich selbst überzeugen müsste. Die Männer mussten gemerkt haben, dass meine Stimme zitterte, denn sie waren so freundlich, wieder zu gehen. Für den Rest des Tages ließ man uns allein. Das Nachrichtennetz der Stadt arbeitete gut.

Audrey war fest davon überzeugt, dass es noch Hoffnung gab. Um diesen Glauben zu erschüttern, hätte man ihr das Gegenteil erst beweisen müssen. Und ich ermutigte sie in ihrer Ansicht und stärkte so auch mein eigenes Vertrauen. In jener Nacht schlief sie fest in ihrer Hängematte in einer Ecke des größten Zimmers.

Es wurde später als gewöhnlich, bis ich die obere Hälfte der Eingangstür zuschloss. Es konnte ja sein, dass unsere Männer auf dem Weg zu uns waren. Wir wollten nicht, dass sie dann unsere Türen verschlossen fänden. Ich blickte zur Stadt. Im halbdunklen Schatten der Häuser flackerten die Kerzenlichter. Aber niemand war in der Dunkelheit unterwegs. Da bellte am äußersten Ende der Stadt ein Hund. Ein zweiter antwortete, dann ein dritter. Dieses Geräusch hatte schon oft die Ankunft von Reisenden angekündigt. Vielleicht waren es unsere Männer!

Ich wartete. Schließlich wurden die schwachen Lichter nach und nach ausgelöscht. Ich ging ins Bett.

Weil ich in jener Nacht nicht schlafen konnte, las ich Clydes Brief noch einmal Wort für Wort durch. Ich dachte an alle Hin-

weise. Ein Gegenstand schien mir bedeutsam zu sein: der Strumpf von Cecil. Doch vielleicht hatte er den *bárbaros* einen sauberen Strumpf gegeben. Ich stellte mir vor, wie die Männer sich den Kopf darüber zerbrachen, was sie ihren neuen Freunden als Geschenk anbieten könnten. Es war immer noch möglich, dass sich unsere Männer in irgendeinem größeren Dorf aufhielten. Wenn sie gefangen gehalten wurden, war es ja klar, dass sie nicht bei dieser umherstreifenden Gruppe von *bárbaros* sein konnten, die der Suchtrupp entdeckt hatte.

Dann verfolgten mich Clydes Worte wieder wie ein Albtraum: »Offen gesagt, es gibt keine Hoffnung.« Ich stellte mich auch dieser Möglichkeit. Was war, wenn die Männer wirklich tot waren? Könnte ich wie Hiob sagen: »Der Herr hat gegeben, und der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!« Ich konnte keinen Schlaf finden. Ein Bibelvers nach dem anderen tröstete, ermutigte oder geißelte mich: »... auf dass ihr euch nicht betrübt wie auch die Übrigen, die keine Hoffnung haben.« Halb betend, halb weinend sagte ich zum Herrn: »Ja, tue mit deinen Soldaten nach deinem Willen.«

In Ungewissheit

In Roboré musste Dorothy dieselben Qualen der Ungewissheit ertragen. Das erste Mal wurde sie beunruhigt, als Clyde ihr einen Brief schrieb, kurz bevor der organisierte Suchtrupp in den Dschungel ging. In diesem Brief hatte er ihr drei Möglichkeiten dargelegt:

Erstens: Hatten sie sich verirrt? Das war sehr unwahrscheinlich, weil sie alle ausgezeichnete Kompassse hatten. Doch Clyde und Wally gaben zu, dass man sich in den »zahllosen Tälern« der Sunsa-Hügel trotzdem eine Zeit lang verirren konnte.

Zweitens: Sie gingen ja ohne Gewehre durch Jaguar-Gebiet. Aber ein solches Unglück war auch unwahrscheinlich. Nachts unterhielten sie immer ein Feuer, und tagsüber blieben sie zusammen. Und selbst wenn ein Jaguar über sie hergefallen wäre, hätte es doch Überlebende gegeben, die davon hätten berichten können.

Drittens: *bárbaros*? Bei dieser Möglichkeit stand es nicht gut um sie. Waren die fünf von *bárbaros* angegriffen worden, bevor sie diese von ihrer freundlichen Absicht überzeugen konnten? Daran dachte niemand gern. Und so ging er nicht näher darauf ein.

Tag um Tag wartete Dorothy besorgt. Sie und die Kinder sprachen oft darüber, dass Vati Weihnachten zu Hause sein könnte. Joe machte weiterhin seine Besuche, ohne sich beunruhigen zu lassen. Doch Weihnachten verging, und der Vati kam nicht. Dorothy war enttäuscht und inzwischen ziemlich besorgt; am 4. Januar 1944 schickte sie die Kinder wieder auf die Schule.

Eines Abends kam Señor Fernandez, der Funktechniker der Stadt, an die Tür. Er ließ sein gewohntes breites Lächeln vermissen und schien Dorothy auszuweichen. »Kann ich bitte Herrn Moreno sprechen?«, fragte er. Er verbarg seine Besorgnis nur schlecht hinter seiner Höflichkeit. Dorothy beobachtete ihn genau, als Joe mit ihm in den Hinterhof ging. Hinter den schulterhohen Yuccapflanzen konnten sie sich ungestört unterhalten.

Dorothy wartete mit wachsender Neugier. Señor Fernandez machte nur eine höfliche Verbeugung in ihre Richtung, als er ging. Nun musste Joe ihr den geheimnisvollen Besuch erklären.

»Von Santiago ist eine Funkmeldung gekommen«, fing er an. »Clyde und Wally werden morgen hier sein.« Dorothy wartete. Joe schien mehr zu wissen, als er sagen wollte. Er zögerte, dann sagte er: »In der Funkmeldung hieß es, dass Wally einen *bárbaro*-Pfeil in den Rücken bekommen hat. Es geht ihm aber gut.«

»Oh, ist das wahr?« Dorothys Atem ging schneller. »Was ist mit den anderen fünf?« Joe antwortete nicht sofort. Schließlich sagte er:

»Überhaupt keine Nachrichten. Aber wir werden ja erfahren, was sie wissen, sobald sie herkommen.« Dorothy wurde es schwer ums Herz. Doch sie konnte nichts tun als warten.

Am folgenden Tag kamen Clyde und Wally an. Wallys Wunde war geheilt, bevor er nach Santiago kam; sein zerlumptes Aussehen machte ihm mehr Sorgen. Trotz der heißen Tropensonne trug er einen Gummi-Poncho, um die zerrissene Hose zu bedecken. Seine Segeltuchschuhe konnte man nicht mehr reparieren.

Clyde war vor Wally in Santiago angekommen. Seine Füße machten ihm so zu schaffen, dass der Missionar aus Santiago

ihn auf eines der Pferde setzte, die auf der Tucavaca-Plantage für die Rückreise bereitstanden. Da hatte sich Clyde dann die Zeit genommen, um Audrey und mir nach Santo Corazón zu schreiben. Er stellte Joe und Dorothy die Situation so dar, wie er sie auch in dem Brief an uns beschrieben hatte.

Dorothy war genauso betroffen wie wir. Doch sie war klug genug, um ihre Tränen nicht zu unterdrücken. In Bezug auf das Schicksal der fünf richtete sie sich nach Joes Meinung.

»Joe, meinst du, es gibt noch Hoffnung?«

»Es gibt immer Hoffnung«, antwortete Joe ruhig, »solange das Gegenteil nicht wirklich bewiesen ist. Weißt du, sie *könnten* ja auch irgendwo als Gefangene sein.« Dorothy leuchtete das ein.

Aber Wally und vor allem Clyde hatten jede Hoffnung aufgegeben, als sie im Lager der Wilden die Spuren der fünf fanden und als Clyde einen Pfeil aus Wallys Rücken ziehen musste.

»Die Leute von Santiago haben eine Vermutung«, sagte Clyde. »Sie glauben, dass die Wilden möglicherweise die Männer gesehen und einige Tage lang beobachtet haben. Dann haben sie sie wohl mit Pfeil und Bogen und mit Keulen und Speeren angegriffen. Natürlich ist das nur eine Vermutung. Sie haben keine Beweise.«

Clyde wollte es Dorothy so einfach wie möglich machen. Er rief Paul und Kathryn von ihrem Spiel im Hinterhof auf die Seite und sprach mit ihnen. Vorsichtig versuchte er ihnen zu erklären, dass ihr Vati im Himmel sei.

In jener Nacht hatte Kathryn einen Traum. Sie konnte ihn auch am Morgen nicht vergessen. »Mutter, ich habe Vati im Traum gesehen, und er hat sich bewegt!«, rief sie. »Aber Mutti, Tote bewegen sich doch nicht!« Und ihre Mutter fragte sich: »Sollte ich dem Traum eines Kindes glauben?«

Roboré war in großer Unruhe, als bekannt wurde, dass die fünf Männer vermisst wurden. Unsere christlichen Freunde waren rührend besorgt und rücksichtsvoll. Aber einige der Leute aus der Stadt kamen zum Missionshaus und taten so, als ob sie Dorothy besuchen wollten.

In Wirklichkeit hofften sie, irgendeine Neuigkeit zu erfahren; denn sie konnten sonst keine Informationen aus erster Hand bekommen.

Eine Nachbarin unterhielt sich mit Joe. Hin und wieder kratzte sie mit ihren Sandalen über den Ziegelboden. Sie kannte Dorothy nicht sehr gut und schien nicht zu wissen, dass sie etwas mit diesem Ereignis zu tun hatte.

»Diese *bárbaros* metzeln die Leute auf schreckliche Weise nieder«, gab sie unaufgefordert bekannt. »Man kann sich nicht vorstellen, was sie ihren Opfern antun.« Es schien ihr Freude zu machen, diese blutigen Geschichten in allen Einzelheiten zu erzählen.

»Mit einem Schlag ihrer *macanas* spalten sie den Kopf eines Menschen in zwei Hälften«, fuhr sie fort.

Einige der Nachbarinnen schienen genauso blind zu sein. In Gegenwart von Dorothy berichteten sie von schlimmen Dingen, die die Ayorés den Zivilisierten angetan haben sollen. »Ein Opfer ließen sie voller Pfeile zurück«, sagte eine. »Und ich habe von einem gehört, in den sie eine ganze Menge Speere gesteckt hatten.« Immer wieder fielen ihnen solche Geschichten ein.

»Es gab Zeiten, in denen ich einfach nicht beten konnte«, erinnerte sich Dorothy, »höchstens ›Vater‹ hauchen. Doch wegen des anhaltenden Besucherstroms konnte ich kaum einmal in der Stille mit Gott allein sein.«

Joe Moreno konnte schweigen. Aber einmal entdeckte er spät in der Nacht eine dunkle Gestalt, die sich im Hinterhof gegen die Wäscheleine lehnte. Es war Dorothy. Sie schüttete Gott in der Stille der Nacht ihr Herz aus. Joe setzte den Wasserkessel auf. »Kommen Sie herein, Frau Dye«, rief er freundlich. Dann bot er ihr einen Stuhl am Wohnzimmertisch an. »Ich mache Ihnen eine Tasse Kaffee.«

Bei dem flackernden Lampenlicht saß Joe am Tisch vor der geöffneten Bibel, während Dorothy an ihrem Kaffee nippte. »Hören Sie einmal das!« Und Joe machte sie auf einen Vers aufmerksam, der auch ihm schon neue Kraft gegeben hatte. »Der

Name des Herrn ist ein starker Turm; der Gerechte läuft dahin und ist in Sicherheit« (Sprüche 18,10). Dorothy klammerte sich fest an diese Wahrheit. Dann las er noch einen Vers. Es war tröstend, diese zuversichtlichen Worte in der Schrift zu finden. Bald war Dorothy so entspannt, dass sie in ihr Zimmer gehen und friedlich schlafen konnte. »Das Wort hielt mich aufrecht«, sagte mir Dorothy später.

Eines Morgens hörten sie alle ein vertrautes Geräusch in der Luft. Das allwöchentliche Flugzeug der Panagra setzte zur Landung an. Die Männer eilten zum Flughafen. Seit einigen Wochen hatten sie alle amerikanischen Piloten gebeten, nach den fünf Ausschau zu halten. Vielleicht wussten sie etwas Neues!

Clyde und Wally standen auf der Rollbahn, als die Piloten aus dem Flugzeug stiegen. Nach dem Dröhnen der Zwillingstriebwerke herrschte nun eine angenehme Stille. Es stellte sich heraus, dass sie den Piloten gut kannten. Er hatte mit Cecil lange Gespräche geführt und war selbst sehr daran interessiert, das Geheimnis zu lösen.

»Ich habe das ganze Gebiet bis westlich von Santo Corazón überflogen«, erklärte er Wally und Clyde. Seine rote Stirn legte sich in Falten. Langsam schüttelte er den Kopf.

»Ich habe niemanden gesehen«, seufzte er. »Über die betreffende Stelle bin ich zweimal geflogen.«

»Haben Sie den Pfad gesehen, den wir zuerst gemacht haben?«, fragte Clyde.

»Ja, oft«, antwortete er. »Er führt kerzengerade vom Tucavaca aus nach Norden. Aber der Dschungel dahinter ist so dicht, dass ich da keinen Pfad sehen konnte, selbst wenn es einen gäbe. Ich bin so niedrig geflogen, wie ich es nur wagen konnte.« Auf seinem Gesicht war die Verzweiflung zu lesen; er blickte nach unten. In der Nähe des Flugzeugs war es so heiß, dass er schwitzte. Er zog sein Taschentuch heraus und stopfte es in seinen Nacken, um seinen fleckenlosen weißen Kragen zu schützen.

»Ich fürchte, wir müssen folgenden Schluss ziehen«, warf Clyde ein. »Man kann dieses große Gebiet kaum mit dem Flugzeug erkunden. In diesen Hügeln und Tälern kann sich so manches verbergen. Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als einen gut organisierten Suchtrupp auf dem Landweg suchen zu lassen.«

Inzwischen hatte Mario, der Mechaniker der Panagra, die routinemäßige Untersuchung des Flugzeugs beendet. Der Kapitän bestätigte das Signal des Flugplatzvorstehers, dass alles in Ordnung war. Und die Unterhaltung hatte ein Ende.

Inzwischen waren fast drei Monate vergangen, seit Bob Audrey und mich verlassen hatte. Es war nun Ende Januar 1944. Ohne Ankündigung tauchte Clyde in Santo Corazón auf. Wir hatten Joe erwartet. Wir erblickten ihn, als er sein Pferd an einem Pfahl an unserer Hausecke festband. Oh, wie gut war es, ein vertrautes Gesicht zu sehen! Audrey und ich bereiteten ihm schnell ein kaltes Getränk zu, denn das konnte er nach seiner langen Reise wohl gebrauchen. Wir wollten ihm schonend beibringen, dass er vergeblich gekommen war. Wir würden nicht mitkommen; denn wir hatten nicht die Absicht, unseren Posten zu verlassen.

Doch Clyde musste sich wohl gedacht haben, dass wir Santo Corazón nicht verlassen wollten. Er hatte schon sein Argument bereit, das er unserem entgegenhielt. »Ich habe gerade einen Brief von Paul Fleming bekommen«, sagte er. »Er wird hierher nach Bolivien kommen, sobald er die lange beschwerliche Reise hier hinauf macht, um euch Mädchen zu besuchen.« Gegen diese Überlegung fanden wir keinen Einwand; wir sahen es nun als unsere Pflicht an, nach Roboré zurückzukehren.

Clyde hatte einen Bolivianer mitgebracht, der wusste, wo man Pferde oder Ochsen für die Reise bekommen konnte. Wir machten uns hauptsächlich um Audrey Sorgen; denn ihr Baby sollte in sieben Wochen kommen. Sie bekam einen Ochsen, der hin und her schwankte, und ich ein lebhaftes Maultier. Immer

wenn Audrey müde wurde, ritten wir, um uns vom Gehen auszuruhen.

Während wir langsam dahinzuckelten, erzählte uns Clyde von der Außenwelt, das heißt von der Welt außerhalb von Santo Corazón.

Ein zweiter großer Suchtrupp war vor Kurzem in den Dschungel gegangen; die Leute waren fest entschlossen, den Spuren der fünf Männer bis zum Ende zu folgen. Angeführt wurde die Gruppe von demselben Missionar aus Santiago, der schon gemeinsam mit Clyde und Wally gesucht hatte. Diesmal nahm er einige Männer aus seiner Stadt mit. Seine Begleiter aus Santiago waren nicht alle Christen, aber sie hatten versprochen, außer zur Selbstverteidigung keinen Ayoré zu erschießen. Diese Gruppe war besser ausgerüstet als die erste. Wir hatten allen Grund anzunehmen, dass sie uns bei ihrer Rückkehr wenigstens etwas Zuverlässiges sagen könnten, es sei gut oder schlecht.

Einmal gab Clyde von sich aus noch einen weiteren Hinweis.

»Bei diesen Wilden waren keine Kinder«, sagte er. »Und außerdem hatten sie Getreide bei sich.« Deshalb hatten die Mitglieder des ersten Suchtrupps angenommen, dass es irgendwo ein großes Ayoré-Dorf mit einer Pflanzung gäbe. In unseren Herzen stieg erneut Hoffnung auf. Vielleicht wurden unsere Männer in einem solchen Dorf gefangen gehalten.

Clyde und Wally dachten mit gemischten Gefühlen an den zweiten Suchtrupp.

»Offen gestanden befürchte ich, dass es den *bárbaros* diesmal schlecht ergehen wird«, sagte Clyde. »Die Leute von Santiago sind so wütend auf sie; sie sind überzeugt, dass sie die Männer getötet haben.« Clyde zögerte, doch dann entschloss er sich, uns das Schlimmste mitzuteilen. »Ein Mitglied des Suchtrupps hat sogar gesagt: ›Ich würde diese Wilden am liebsten alle vernichten!‹«

Wenn ich daran dachte, war ich entsetzt. Mir schien es das Beste, Audrey nichts davon zu sagen. Wenn unsere Männer noch lebten, würde jede »Rache« vonseiten der Zivilisierten schreck-

liche Auswirkungen haben. Wenn sie nicht mehr lebten, konnte keine noch so große Vergeltung etwas daran ändern.

Diese Ayorés kannten Gott nicht. Sie sollten erst noch mit dem Evangelium erreicht werden. Während wir uns mühsam voranschleppten und unser Tempo nach Audreys Ochsen richteten, betete ich plötzlich mit ganz neuem Ernst: »O Gott, gib ihnen eine Gelegenheit, dich kennenzulernen!«

Der Weg nach Roboré war uns schon vertraut. Hin und wieder nötigte uns ein umgefallener Baum, von dem schmalen Pfad abzuweichen. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick hinüber zu Audrey. Sie überstand die Reise gut. Nun kam unsere letzte Nacht auf dem Pfad, bevor wir das Ufer des Tucavaca erreichen sollten.

Wir banden unsere Hängematten an die sechs festen Pfähle, die das Palmdach unserer Schutzhütte trugen, und wir sahen zu, wie unser Anführer sein Gewehr überprüfte, bevor er es in die Nähe seiner Hängematte legte. Schnell durchliefen seine Augen den Dschungel, den wir vor uns erkennen konnten. Er wiegte bedenklich den Kopf, als er fröhlich bemerkte:

»Es bleibt nie aus, dass hier Jaguare und *bárbaros* auftauchen!«

Es dauerte in jener Nacht nicht lange, bis wir unter unsere Moskitonetze gekrochen waren. Kurz bevor Clyde uns aus seiner Hängematte eine »Gute Nacht« wünschte, erinnerte er uns noch einmal: »Ruft mich unbedingt, wenn ihr in der Nacht *irgendetwas* hört.« Man brauchte uns nicht daran zu erinnern, uns unserem himmlischen Vater anzubefehlen.

Kurz nach Mitternacht schreckte ich aus tiefem Schlaf auf. Ich hörte leise Geräusche im Dschungel. Es waren nicht die üblichen Vogelrufe, das nächtliche Geplapper der Affen oder das Schwirren der Insekten. Ich hatte das Gefühl, als ob sich Leute näherten. Ich überlegte: »Nach dem, was ich gehört habe, kann es kein Jaguar sein. Man hört ihn ja kaum, wenn er sich heranpirscht. Es *müssen* Wilde sein!«

Audrey lag neben mir. Ich weckte sie sanft auf. Bald konnten wir Männerstimmen erkennen.

»Clyde! Clyde!«, riefen wir beide. Aber er schlief fest. Anhaltend schrien wir weiter. Es gelang uns, den Anführer aufzuwecken. Wir lauschten angespannt. Die Männerstimmen näherten sich unserem kleinen Lager. Der Anführer begann, an Clydes Hängematte zu rütteln. Allmählich wachte Clyde auf. Wir hielten den Atem an.

Dann erkannten wir mit einem Seufzer der Erleichterung den Klang von Pferdehufen. Wir wussten, dass Wilde nicht auf Pferden ritten! Eben kam ein Reiter aus dem düsteren Dschungelpfad auf die Lichtung. Eine Gruppe aus der Nähe von Santo Corazón hatte sich die Mondnacht als Reisezeit ausgesucht. Sie machten eine Pause auf unserem Rastplatz, bevor sie in der Dunkelheit weiterzogen. Es dauerte eine Weile, bis wir uns erholt hatten und wieder einschliefen.

Zwei Tage später kamen wir in Roboré an. Clyde führte uns sofort zu dem neuen Missionshaus, das Dorothy vor Kurzem bezogen hatte. Es war geräumig und lag am anderen Ende der Stadt, in der Nähe der bolivianischen Kasernen. Als Miete musste die Mission sich verpflichten, es zu renovieren.

Dorothy freute sich genauso wie wir über das Wiedersehen. Wir umarmten uns viel herzlicher als damals, als wir voller Aufregung nach Santo Corazón gezogen waren. Bei unseren Gesprächen bewegte uns stets die Frage: »Leben unsere Männer noch?« Wir hatten viele Vermutungen. Aber es blieb uns nichts übrig, als abzuwarten, was der zweite Suchtrupp finden würde. Die Spannung war unerträglich. Wir sehnten uns danach, etwas zu *wissen*.

Langsam krochen die Tage dahin. Wir wussten, dass der zweite Suchtrupp hinausgezogen war, aber wir hatten noch nichts von ihm gehört. Das Warten ging fast über unsere Kräfte.

An einem heißen Nachmittag kam ein Mann an unsere Tür, der mit seiner Jacke, seinem weißen Hemd und Schlips recht offiziell aussah. Er stellte sich als Vertreter des Suchtrupps vor, der gerade zurückgekommen war. »Ich bin gekommen, um Ihnen

von unserer Expedition zu berichten.« Ich versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Aber man konnte nichts erkennen.

Joe hieß ihn willkommen. Er trug ein zerknülltes braunes Päckchen unter dem Arm. Dorothy kam in ihrer Schürze aus der Küche. Wir reichten beide dem Mann die Hand und forschten in seinem Gesicht nach einer Antwort auf die Fragen, die uns quälten. Aber er stand ausdruckslos da. Dann fragte er, ob er nicht mit allen drei Frauen gleichzeitig sprechen könnte. Wir boten ihm am Ende des Wohnzimmerisches einen Stuhl an. (Hier hielten wir unsere Versammlungen, zu denen wir Bänke aufstellten; aber sonst war es unser Ess- und Wohnzimmer.)

Audrey gesellte sich auch zu uns; ihr Gesicht war so fragend. Jemand schloss die Fensterläden und die obere Hälfte der Haustür, damit wir nicht unterbrochen würden. Es wurde dunkel, und die frisch geglätteten Lehmwände, die die gleiche rötliche Farbe wie der Ziegelfußboden hatten, verstärkten die düstere Atmosphäre noch. Nur durch die Türöffnung bei der hinteren Veranda fiel etwas Licht. Ich saß links von unserem Besucher, während Dorothy, Audrey und Joe um den Tisch herum Platz nahmen. Etwa drei Minuten vergingen – sie kamen uns wie eine Stunde vor. Der Mann schob das braune Päckchen ein paar Zentimeter nach rechts, dann ein wenig nach links. Er schien nervös zu sein. Dann begann er, in sachlichem Ton zu erzählen. Sein Bericht lautete folgendermaßen:

Der Suchtrupp fand im Dschungel die Spuren der fünf ohne Schwierigkeiten und folgte ihnen geradewegs bis zur Pflanzung der Ayorés. Hier fanden sie zu ihrem Erstaunen Bohnen, Getreide, Tabak, Wassermelonen und Kürbisse. Sie waren von den Ayorés angepflanzt worden. Aber irgendwo auf der Lichtung verloren sie die Spur der fünf. Er machte eine Pause. Ich blickte zu Audrey und Dorothy am anderen Ende des Tisches hinüber. Beide sahen mich erstaunt an. Einige der Fragen, die uns gequält hatten, waren schon geklärt. Die fünf hatten sich also nicht verirrt und waren auch nicht verhungert; denn sie waren zu den Leuten geführt worden, die sie finden wollten.

Was wir jetzt noch weiterhin erfahren sollten, dafür würden wir Gott auf jeden Fall danken. Aber wir wollten den Mann nicht unterbrechen.

Ein paar Hundert Meter hinter der Pflanzung, fuhr er fort, stieß das Suchkommando auf eine große Fläche, wo alles verkohlt und schwarz war. Offensichtlich war hier ein ganzes Dorf verbrannt worden, vermutlich vor etwa drei Wochen. Er sagte uns, das müsse bald nach dem Eindringen des ersten Suchtrupps geschehen sein, denn in der Lichtung grünte es schon wieder. Sofort durchsuchte die Gruppe die Lichtung nach einem Hinweis auf Gräber.

Mein Herz zog sich zusammen, als ich das Wort »Gräber« hörte. Im nächsten Augenblick schöpfte ich wieder Hoffnung, als er sagte, dass sie keine fanden.

Unser Besucher berichtete uns, der Suchtrupp habe unbedingt herausfinden wollen, auf welchem Weg die Ayorés ihre Siedlung verlassen hatten. Das war nicht leicht. Ringsherum waren Büsche aufgehäuft, welche die Eingänge und Ausgänge verbergen sollten. Sobald die Männer diese List durchschaut hatten, fanden sie den Pfad der Ayorés.

Nicht weit von diesem Pfad, der sie von der Lichtung wegführte, stieß der Suchtrupp unerwartet auf drei Ayoré-Männer, die offensichtlich zu ihrer Heimatpflanzung zurückgekehrt waren, um Saatgut zu sammeln. Als die drei die bewaffneten Männer sahen, ließen sie ihre Packen fallen und rannten um ihr Leben.

Doch einer der drei musste es sich wohl anders überlegt haben. Ein paar Minuten später kam er auf dem Pfad zurück und blieb vor den bewaffneten Männern des Suchkommandos stehen! Stark gestikulierend rief er den *cojñone* Worte zu, die keiner verstehen konnte. In einer Hand trug er Pfeil und Bogen, aber er ließ sie unten.

Ich konnte mich nicht mehr länger halten. »Was wollte er wohl sagen? Meinen Sie, dass er vielleicht Freundschaft schließen wollte?«

»Nein, er wollte keine Freundschaft«, erwiderte der Besucher. »Schon an seinem Tonfall konnte man erkennen, dass er zornig war.« Dieser Ausdruck »an seinem Tonfall« stimmte mich nachdenklich. Ich war skeptisch. Aber ich musste mich auf den weiteren Bericht konzentrieren.

»Der Anblick dieses nackten, langhaarigen Ayoré genügte«, fuhr der Besucher fort, »um jeden in Angst und Schrecken zu versetzen.« Er erklärte, dass die Brust des Wilden mit einem Gewirr von Daunenfedern geschmückt war. Es folgte ein weiterer Redeschwall unbekannter Worte in einer fremden Sprache, begleitet von heftigen Gesten. Der Suchtrupp fasste das als Drohung auf, denn die Angst vor dem *bárbar* war den Bolivianern tief eingewurzelt. Nun erkannten sie deutlich, dass dieser *bárbar* sie als *seine* Feinde betrachtete.

Plötzlich verlor der Mann, der vorne stand, vor lauter Furcht die Kontrolle über sich selbst. Wie der Rest seiner Kameraden wurde er »leichenblass«, als er seinem vermeintlichen Todfeind gegenüberstand. Und nun verlor er den Kopf; denn alle waren ja übereingekommen, nur zur Selbstverteidigung zu schießen. Er zielte und traf den Ayoré in den Fuß.

Der verwundete Ayoré humpelte einen Schritt nach vorn und hob Pfeil und Bogen. »Aber er richtete seinen Pfeil nicht auf den Mann, der ihn angeschossen hatte«, sagte unser Besucher. »Er zielte direkt auf mich. Ich wusste, dass ich das Ziel war. Ich musste handeln.« Er zögerte, seine Stimme schwankte. Dann sagte er: »So habe ich es getan. Ich habe ihn erschossen.«

Ich atmete schwer und warf einen Blick auf Dorothy und Audrey. Dorothy wurde bleich, und Audrey war sehr erschrocken; Joe machte ein bedenkliches Gesicht. Es fiel uns nun schwer, dem Ende seines Berichtes aufmerksam zu folgen.

Nach diesem schrecklichen Zwischenfall endete die eigentliche Suche, erzählte der Mann weiter. Die Teilnehmer des Suchtrupps waren sich sicherer als vorher, dass unsere Männer getötet worden waren. Anhand der nächtlichen Lagerfeuer der

fünf kamen sie zu dem Schluss, dass die Konfrontation am 19. November stattgefunden haben musste, also neun Tage nachdem Clyde und Wally sie verlassen hatten. Mein Puls raste. Und auch Dorothy und Audrey hatte das Gehörte sehr aufgewühlt. Aber wo hatte die Begegnung stattgefunden? Welche Zeichen, welche Beweise gab es? Die Spur der fünf hatte direkt zur Pflanzung der Ayorés geführt.

Ich schaute durch die Türöffnung nach draußen auf die Veranda. Der Hahn eines Nachbarn krächte aufdringlich. Auf jeden Fall hatten sie in dem ausgebrannten Dorf wenigstens sorgfältig nach allen möglichen Hinweisen suchen können.

Nun griff der Berichterstatter nach dem Päckchen, das er auf den Tisch gelegt hatte. Es brachte uns beinahe zur Verzweiflung, wie gemächlich er es auswickelte und den Inhalt vor uns ausbreitete: einen Riemen von Georges Rucksack, ein Stück von Daves Stiefel – eine Seite von Daves Tagebuch und Teile von Cecils Filmkamera. Ich war ganz benommen. Audrey griff mit zitternder Hand nach der Seite, prüfte sie genau und legte sie dann wieder hin. »Die ist alt«, sagte sie. »Sie stammt aus der Zeit, als wir noch nicht in Santo Corazón waren.«

Ich konnte mich wiederum nicht zurückhalten und musste ihn unterbrechen, wenn es mir auch vorkam, als nähme ich ihn ins Kreuzverhör.

»Keine Ringe? Keine Gürtel? Keine Unterwäsche?«

»Nein«, erwiderte der Mann. Er machte eine Pause. Dann sprach er weiter, wenn auch langsam und stockend. Ich wusste, nun kam etwas, das er lieber verschwiegen hätte. »Das haben wir gefunden«, sagte er fast flüsternd. Er schob ein weiteres Päckchen vor, das in dem anderen eingewickelt gewesen war.

Umständlich öffnete er es und zeigte uns den Inhalt, zwei vertrocknete Knochen.

Ängstlich und unsicher blickten wir uns an. »Das sind die Knochen eines Unterarms«, sagte er mit überzeugendem Ton. »Wir haben sie am Rand der *bárbaro*-Lichtung gefunden. Urteilen Sie selbst, ob das ein schlüssiger Beweis ist.«

Plötzlich hatte es der Mann eilig. Vielleicht fürchtete er, dass wir in Tränen ausbrechen könnten. Da er nichts weiter zu sagen hatte, reichte er uns die Hand zu einem förmlichen Händedruck und ging davon. Wir gaben ihm zu verstehen, dass wir dem ganzen Suchtrupp für seine Bemühungen sehr dankbar waren, denn sie hatten ihr Leben gewagt.

Als wir allein waren, unterhielten wir uns zusammen. Das Gehörte hatte verschiedene Vorstellungen in uns geweckt. Wir waren bestürzt und fühlten uns wie ausgehöhlt. Merkwürdigerweise hatten wir noch eine große Hoffnung, unsere Männer würden doch noch leben. Sie wurden vielleicht dort gefangen gehalten, wo das neue Hauptdorf lag.

Wir fragten uns zunächst, was diese Knochen bedeuteten. Konnte man Knochen eines Ayoré überhaupt von dem eines Amerikaners unterscheiden? Joe hatte einen guten Einfall. Noch am selben Nachmittag brachte er das kleine Päckchen zum Militärarzt von Roboré! Dr. Kohn, ein Deutscher, war inzwischen der Hausarzt der Mission. Ausführlich erklärte ihm Joe, was er wissen wollte. Konnten diese Knochen von einem unserer Männer sein? Der freundliche, weißhaarige, schmächtige Herr war vorsichtig. Er wollte sie über Nacht dabehalten, um sie sorgfältig zu untersuchen.

Voller Bangen gingen wir am nächsten Tag gemeinsam zu ihm, um zu erfahren, was er herausgefunden hatte. Seine ruhige Haltung wirkte sofort befreiend auf uns. Er kam direkt zum Thema. »Diese Knochen können unmöglich von einem Menschen stammen«, sagte Dr. Kohn und schüttelte dabei den Kopf.

Ein großer Stein fiel mir vom Herzen. Ich lächelte dem Arzt zu. »Lassen Sie mich erklären, wie ich darauf komme«, sagte er. Dann zeigte er uns in einem Arztbuch Fotos von Menschenknochen und erklärte uns die Struktur des Unterarms. »Diese vertrockneten Knochen sind gut erhalten und vollständig, doch gewisse Merkmale fehlen; deshalb können sie nicht von einem Menschen stammen.« Er war sich seiner Sache völlig sicher.

»Außerdem«, fuhr Dr. Kohn fort, »ich kenne Ihre Männer. Selbst Dave, der Kleinste, hat viel größere Unterarmknochen als diese.« Er wusste nicht, von welchem Tier sie stammen könnten, aber er vermutete, dass sie zu dem Skelett eines großen Faultieres gehörten.

Neue Hoffnung stieg in unseren Herzen auf! Der Hauptbeweis, den uns der Suchtrupp geliefert hatte, erwies sich als falsch. Nun standen wieder alle Möglichkeiten offen. Vielleicht zogen unsere Männer sogar mit diesen Nomaden umher?

Aber wie erklärte es sich dann, dass man jene Gegenstände im Dschungel gefunden hatte? Wir überlegten! Wenn sie Gefangene waren, hatte man ihnen ihren Besitz vielleicht abgenommen und einen Teil davon auf dem Boden verstreut. Wir bedauerten es, dass die Suchtrupps nie den Hauptstamm der Ayorés erreicht hatten.

Doch in einem Punkt waren wir uns einig: Es wäre jetzt nicht gut, einen weiteren Suchtrupp zu organisieren. Der Tod dieses einen Ayoré hatte uns gewarnt. Wir wollten den Zorn der Ayorés nicht noch mehr erregen.

Die Last, diesem Stamm das Evangelium zu bringen, blieb auf unseren Seelen. Aber wie? Wenn wir den Weg im Augenblick auch nicht sehen konnten, wussten wir doch, dass er uns zur rechten Zeit gezeigt werden würde. Und in Bezug auf unsere Männer schien es Gottes Wille zu sein, dass wir weiter in Ungewissheit blieben.

Die Nachricht von den vermissten fünf Männern hatte sich inzwischen überall herumgesprochen. Washington sandte eine Botschaft nach La Paz, die dann an die für das Hinterland Boliviens zuständigen Militärbehörden weitergeleitet wurde. Sie sollten auf alle erdenkliche Weise bei der Suche nach den amerikanischen Missionaren mitarbeiten. Viele Flugzeuge erkundeten das Gebiet, aber ohne Erfolg. Wo der breite Weg aufhörte, war nicht einmal ein schmaler Pfad zu sehen. Die dichte grüne Decke des Dschungels verbarg alle Hinweise. Auch auf den Lichtungen war kein Lebenszeichen zu entdecken. Wir wuss-

ten damals noch nicht, wie geschickt die Ayorés waren, wenn es darum ging, sich vor den Flugzeugen zu verbergen. Ein gefangener Ayoré berichtete später, dass sich beim ersten Geräusch in der Luft jeder auf den Boden warf. Die Mütter legten sich über ihre Kinder, damit sie sich nicht bewegten, und die Farbe ihrer Körper ging in dem Grünbraun des Dschungels unter.

Kurz nachdem Audrey und ich nach Roboré zurückgekehrt waren, hatte Joe ein Gespräch mit einem Leutnant der dort stationierten Garnison. Der Leutnant erzählte Joe, er habe eine gute Nachricht für ihn.

»Morgen gehe ich in den Dschungel«, sagte er. »Man hat mich beauftragt, mit einigen Soldaten nach Ihren Vermissten zu suchen.«

Joe war unangenehm überrascht. Er wusste, die Soldaten würden unserer Mission wohl eher schaden als nützen.

»Sind Sie sich sicher?«

»Natürlich«, erwiderte der Leutnant. »Die Vorräte sind schon weitgehend bereitgestellt. Die Soldaten sind ausgewählt. Morgen ziehen wir nach Santiago.«

Joe eilte nach Hause, um Dorothy, Audrey und mich zu benachrichtigen. Er kannte die Soldaten dieses Landes und wusste: Es würde ein Gemetzel geben. Die Chance zu einem freundlichen Kontakt in diesem Gebiet war ohnehin sehr gering, weil schon ein Ayoré getötet worden war. Wir wussten, was wir zu tun hatten: Wir setzten uns hin und beteten. Dann fassten wir uns ein Herz und gingen zu dem Hauptmann, der zu jener Zeit Befehlshaber der hiesigen Garnison war. Wir wollten diese Expedition unbedingt verhindern!

Wir gingen die Straße hinunter bis zu den Kasernen, die zwischen den übrigen Häusern kaum auffielen. Das Büro des Hauptmanns hatte weiße Wände und einen Ziegelfußboden. Das Mobiliar bestand lediglich aus einem Schreibtisch und einem Stuhl. Ein Soldat brachte schnell vier gerade Stühle herein, sodass wir uns setzen konnten.

»Guten Morgen«, sagte der Hauptmann. Er freute sich, sein Englisch anwenden zu können. Aber bald wurde die Unterhaltung auf Spanisch weitergeführt.

»Ja, das stimmt. Ich schicke morgen früh etwa zwanzig Soldaten in den Dschungel.«

Dann wollte er wissen, was uns hergeführt habe. »Señor Capitán«, begannen wir, »wenn unsere Männer mit den Wilden leben, können Ihre Soldaten sie in eine schwierige Lage bringen. Und wenn sie tot sind, kann sie keine Expedition wieder ins Leben zurückrufen.« Der Hauptmann war freundlich, und er hörte uns geduldig zu, während wir ihm unsere Ansicht darlegten.

»Wir möchten diese Wilden mit dem Evangelium erreichen. Aber wenn sie einer Schar bewaffneter Soldaten begegnen oder irgendeiner von ihnen getötet wird, kann uns das in unserem Bemühen um einen freundlichen Kontakt um Jahre zurückwerfen. Außerdem täte es uns leid, wenn einer von Ihren Soldaten in einen Hinterhalt geriete und sein Leben lassen müsste!«

Der Hauptmann verstand uns.

»In Ordnung«, sagte er. »Ich habe Befehl, in jeder Weise mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Wir möchten Ihnen helfen, Ihre Männer zu finden. Ich dachte, es wäre das Beste, eine Expedition in den Dschungel zu schicken. Aber wenn das keine Hilfe für Sie ist, werde ich das Unternehmen sogleich abblasen.«

Wir waren dem Hauptmann sehr dankbar, und zu Hause dankten wir Gott, dass er uns geholfen hatte. Wie erleichtert waren wir, dass die Ayorés keine Zielscheiben für die Soldaten werden sollten. Es stand ohnehin so viel gegen uns, dass wir eigentlich die Hoffnung hätten aufgeben können, gerade wir würden diesen Stamm jemals mit dem Evangelium erreichen. Ja, wir fühlten jetzt mehr als je zuvor eine gemeinsame Verantwortung. Wir Frauen konnten nur beten, bis Gott uns unsere weiteren Aufgaben zeigte.

Die Reaktionen

Hier in Roboré konnte man uns per Luftpost erreichen. Die Briefe aus den USA brauchten nur ein bis drei Wochen – und wir verschlangen sie förmlich!

Zu dieser Zeit wurde zu Hause das Gerücht verbreitet, die Männer seien getötet worden. Verwandte und Freunde fragten in ihren Briefen, wann wir zurückkämen. Viele sahen die ganze Mission schon als gescheitert an, weil wir ja statt elf nur noch sechs Personen waren. Aber wir dachten gar nicht daran aufzugeben, schon deshalb nicht, weil unsere Männer jeden Augenblick aus dem Dschungel kommen konnten. Wir wollten dafür bereit sein.

Wie sollte unser Leben weitergehen? Das war uns noch nicht klar geworden. An jedem Abend, an dem keine offizielle Versammlung stattfand, saßen wir mit Joe an unserem Wohnzimmerisch. Wir schlugen in unseren Bibeln die von ihm angegebenen Abschnitte auf, oder er teilte uns eine Wahrheit mit, die er entdeckt hatte. Mit erstaunlicher Einsicht suchte Joe gerade jene Stellen aus, die wir am nötigsten brauchten. Damals lernte ich einige Verse, die mich sehr berührten, weil sie genau unseren

Bedürfnissen entsprachen. »Den Herrn der Heerscharen sollt ihr heiligen; und er sei eure Furcht und euer Schrecken« (Jesaja 8,13).

Oft kam mir jene Unterhaltung auf dem Schiff wieder lebhaft in Erinnerung. »Was würdest du tun, wenn du nach Bolivien kämst und dort erfahren würdest, dass dein Bob von Kannibalen getötet worden ist?«

Mit Bewunderung hatte ich von Missionaren gelesen, die ihr Leben gelassen hatten. Es hat mich immer abgestoßen, wenn man ihrer Hingabe nicht mit Hochachtung begegnete. Aber jene damals gestellte Frage erforderte eine ernste Antwort: »Gott hat mich berufen, eine Missionarin zu sein, nicht nur die Frau eines Missionars.« Nun war ich dankbar, dass ich mich schon vorher mit diesem Problem auseinandergesetzt hatte. Deshalb fiel es mir nun leichter, denen zu antworten, die glaubten, unsere Welt sei zusammengebrochen.

Eine Freundin, die früher davon überzeugt war, dass ich einen Missionsauftrag in Bolivien habe, war nun der Ansicht, ich hätte nicht nach dem Willen Gottes gehandelt. »Was deinem Mann geschehen ist, ist der Beweis dafür«, war ihre Schlussfolgerung.

Das erschütterte mich nicht; denn ich wusste, es entsprach nicht der biblischen Wahrheit. Ich dachte daran, dass viele Heilige der Bibel eines grausamen Todes gestorben waren. Mir war es zu gewagt, Gottes Willen so schnell anhand von äußeren Anzeichen festzulegen. Ich empfand eine tiefe innere Ruhe, ja, sogar einen Triumph, dass ich für ihn ein Opfer bringen durfte. Nur ich allein wusste, was mich die Entscheidung gekostet hatte, in erster Linie eine Missionarin zu sein. Als ich aufhörte, mit Gott zu handeln, ob er mich nicht irgendwie anders gebrauchen könne, wurde mein Weg fruchtbar.

Warum jetzt zurückweichen? Und doch gelang es mir nicht, meine Gefühle dieser Erkenntnis unterzuordnen. Wie kam es, dass ich es kaum abwarten konnte, nachts allein auf meinem Zimmer still für mich zu weinen? Warum störte es mich, dass selbst vertraute Freunde uns nicht verstanden?

Ich war froh, in dem neuen Missionshaus in Roboré ein Zimmer für mich zu haben. Hinter dem Wohnzimmer oder Versammlungsraum befand sich auf der einen Seite der »Schlafsaal« für die Männer und auf der anderen Seite Dorothys Zimmer. Geradeaus kam man dann über die Veranda zu dem gegenüberliegenden Gebäude mit der Küche und den anderen Räumen. Audrey hatte ihr Zimmer an einem Ende der Veranda und ich wohnte am anderen. In der Einsamkeit meines Zimmers brauchte ich nicht Haltung zu bewahren.

Eines Abends ertappte ich mich, wie ich die anderen verließ und zu mir selber sagte: »Ich möchte mich einmal so richtig ausweinen.«

Bei dem Wort »möchte« stutzte ich. Hier war etwas faul. Durfte ich etwa nicht weinen? »Doch«, beruhigte ich mich, als ich vor dem Bett kniete, ohne den rauen Ziegelboden zu beachten. »Jesus hat geweint. Weinen ist nichts Schlechtes.«

Aber ich blieb auf meinen Knien. Ich merkte, dass ich mich nach Trost sehnte. Die Ungewissheit, was wohl mit Bob geschehen war, brachte mir eine solch große Last, dass ich sie kaum noch tragen konnte. Sogleich klagte ich dem Herrn mein Leid. Dorothy hatte ihre drei Kinder. Audrey würde bald ein Kind bekommen. Ich hatte nichts, was mich an Bob erinnern würde.

Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. »Mein Kummer ist selbstsüchtig. Meine Tränen sind Tränen des Selbstmitleids!«

Das Wort »Selbstmitleid« verklagte mich so ernst wie das Wort »möchte«. Endlich erkannte ich mein Problem. Gott wollte nicht, dass ich vor Gram verging, weil ich mich selbst bemitleidete. Die einzige Lösung war eine erneute Hingabe an ihn.

»Herr, ich glaube, dass du Bob bewahren und ihn gebrauchen kannst, wenn er noch lebt.« Ich sagte Gott, dass ich ihm darin vertraute. »Aber wenn er schon droben bei dir im Himmel ist, dann gebe ich mich selbst hin, um unser beider Arbeit zu tun. Du wirst mir helfen!«

Die Tränen hörten auf, und ich bekam neuen Mut. Von nun an war ich von meiner Last befreit. Ich war frei, um anderen dienen zu können. Ein neuer Abschnitt meines Lebens hatte begonnen.

An der Heimatfront war die Nachricht, dass die fünf Männer vermisst wurden, ganz unterschiedlich aufgenommen worden. Mutter Dye, selbst in der inneren Mission tätig, erhielt als eine der Ersten die Meldung, dass ihre zwei Söhne vermisst seien. Sofort ging sie zur Leitung der Mission in Chicago. Nach ihrem Besuch veröffentlichte die kleine Missionszeitschrift folgenden Kommentar: »Wir staunen über das wunderbare Vertrauen. Sie ist überzeugt, dass sich der Wille des Herrn im Leben ihrer beiden Söhne erfüllt hat.«

George Hosbachs Mutter erhielt ein Telegramm und schrieb als Antwort: »Ich war verstört. Anders kann man wohl nicht beschreiben, wie ich mich fühlte und bewegte, wie ich sprach und sogar lächelte. Ich war mir nicht mehr völlig bewusst, was ich tat ... Ich konnte nicht glauben, dass George tot sein sollte.«

In ihrem Brief schrieb sie, sie könne sich vorstellen, wie die Männer »von fremdartigen Dschungelmenschen umringt werden ... und über den Kontakt so glücklich sind, dass sie jubelnd singen: Ich liebe dich im Leben, ich liebe dich im Sterben.«

Aber sie fügte hinzu: »Ich bin froh, dass ich das alles dem Einen überlassen kann, der alle Dinge wohlmacht und alles vor Grundlegung der Welt geplant hat!«

In dem Missionsblatt wurden Ausschnitte aus Briefen abgedruckt, die die fünf nach Hause geschrieben hatten. Diese Briefe beeindruckten viele Leser sehr. In manchen Worten von Cecil lag etwas Prophetisches:

»Wir machen uns nicht viele Gedanken, ob wir bei dieser Expedition sterben, aber wir wollen, dass Gott in allem, was geschieht, verherrlicht wird. Wir wissen, dass der Böse die Mächte der Finsternis gegen alles aufmarschieren lässt, was uns diesem ersehnten Ziel näher bringt.

Andererseits ist der Erfolg der Expedition ein sichtbares Zeugnis der Macht des Herrn. Aber vielleicht würden zu Hause auch wieder mehr Christen sich ihrer Verantwortung gegenüber den verlorenen Menschen bewusst werden und die materiellen Dinge dieses Lebens nicht so wichtig nehmen, wenn diese Expedition scheitert und wir unser Leben verlieren. Vielleicht gäbe es dann für die nächste Gruppe, die zum selben Stamm hinauszieht, mehr Gebetsunterstützung; und vielleicht stellten sich dann mehr Menschen ganz in den Dienst, damit in unserer Generation ›jeder Stamm‹ erreicht wird. Ich glaube, jeder von unserer Gruppe will, dass das geschieht, was Gott am meisten verherrlicht.«

Die fünf Männer hatten sich Gott rückhaltlos ausgeliefert.

Wir wussten nicht, was Gott mit ihrem Leben vorhatte. Wenn er sie zu sich geholt hatte, stand es uns nicht zu, den Wert dieses Opfers mit unserer menschlichen Vernunft zu beurteilen.

Eine Zeit lang brachte die Post immer wieder andere Reaktionen auf die verschiedenen Berichte – seien sie wahr oder falsch. Eine New Yorker Zeitung hatte eine Geschichte aus einer argentinischen Zeitung abgedruckt, in der es hieß, ich würde zusammen mit den fünf Männern vermisst.

Einige hatten gehört oder in einem Brief gelesen, dass die fünf »einfach vom Lastwagen gesprungen und gleich in den Dschungel gerannt seien«. Aus diesem Gerücht, wie es auch immer in Umlauf gebracht worden sein mochte, erwuchs uns Kritik. »Sie hätten warten sollen, bis sie den Urwald kannten, und nicht gleich zu den Wilden losstürmen sollen.« Jemand meinte sogar: »Sie hätten erst gehen sollen, wenn sie elektrischen Strom gehabt hätten.«

Dorothy traf der Hauptstoß der Kritik, weil viele der Meinung waren, Cecil sei für die Expedition verantwortlich gewesen.

Audrey und ich kannten ja die Herzen unserer eigenen Männer, und so gaben wir uns alle Mühe, Dorothy zu trösten. Joe Moreno gab uns die Antwort.

»Das ist nicht schlimm!«, meinte er und zeigte uns, was Gott dazu sagt.

»Nur das ist schlimm, was von innen kommt.« Und er zitierte: »Begriffet ihr nicht, dass alles, was von außerhalb in den Menschen eingeht, ihn nicht verunreinigen kann? ... Denn von innen ... gehen hervor die schlechten Gedanken ... und verunreinigen den Menschen« (Markus 7,18.21.23). Wir baten Gott um Stärke und Hilfe, und er gab uns Frieden in unsere Herzen, sodass wir die Kritik nicht mehr beachtetten.

Doch es wurde noch verletzender: »Sie hätten auf den Rat älterer Missionare hören sollen.« Wir waren über diese Bemerkung entsetzt, weil ihr jedes Mitgefühl fehlte. Und wenn unsere Freunde, die uns geliebt und vertraut und die zu uns gestanden hatten, diese Ansicht jetzt übernahmen?

Es gab aber auch Gottesmänner, die sich die Zeit nahmen, um Worte des Trostes zu schreiben, die uns in dieser langen harten Zeit eine große Stütze waren.

Verne D. Roberts war einer von ihnen. Er hatte die Gruppe kennengelernt, als sie auf ihrer Reise zum Dschungel in Cochabamba Station machte. Nun schrieb er uns, wie er für uns im Gebet eintrete.

Auch Peter Horne war ein verständnisvoller Freund. Am Weihnachtsabend 1942 hatte er unsere Missionare in sein Haus aufgenommen. Als Cecil später von Cochabamba nach La Paz und zurück reiste, übernachtete er auch bei den Hornes. Gern betete Herr Horne gemeinsam mit Cecil für den geplanten Kontakt mit den *bárbaros*. Nun erwähnte Herr Horne diese gemeinsamen Gebetsstunden. »In diesem Haus darf niemand ein Wort gegen diese Männer sagen«, und der sonst so humorvolle Herr Horne meinte es ernst. Er schrieb: »Ich war mit Cecil zusammen, als er sich zum Sieg durchbetete!« Cecil betete mit einer solchen Last auf seiner Seele, dass er gar nicht merkte, wie sein Stuhl sich bewegte. Am Ende des Gebets fand er sich in der Eingangshalle wieder. Herr Hornes Brief gab uns neuen Mut und Trost, und das brauchten wir ganz dringend.

Viele standen in dieser Zeit wirklich sehr treu zu uns oder schrieben uns Briefe, in denen sie uns aufforderten, den an-

gefangenen Weg weiterzugehen. Aber ich will nur noch einen weiteren Namen nennen.

Arthur Glaser war damals Marinegeistlicher, bevor er seinen Dienst bei der China-Inland-Mission begann. Er hatte nur gehört, die Männer seien getötet worden. Man hatte ihm nichts davon gesagt, dass sie vielleicht gefangen gehalten würden. Aus Übersee schrieb er: »Ich habe tote Marinesoldaten gesehen. Aber ich habe auch gesehen, wie Festungen der Hand des Feindes entrissen wurden. Wenn es Siege geben soll, muss es auch Verluste geben.«

Diese Erkenntnis über Gottes Wirkungsweise gab unseren geplagten Herzen neue Kraft, denn sie erinnerte uns an einen uns bekannten Ausspruch: »Das Blut der Märtyrer ist der Samen der Kirche.«

Unser Missionsbüro in Chicago erhielt Anrufe und Briefe aller Art: Lob und Kritik, Trost und Rat. Einer oder zwei forderten zu weiteren Expeditionen auf. Sorgfältig hatte Paul Fleming Clydes Brief gelesen, in dem die Gefahren des Pfades beschrieben wurden. Nach Meinung anderer Expeditionsteilnehmer war es »unmöglich, jemanden hinauszutragen«. Clydes dachte an den *bárbaro*-Pfeil, der Wally beinahe das Leben kostete, während sein Gewehr am Ufer lag. Uns schrieb er: »Die Leute scheinen nicht zu begreifen, dass wir eine solche Arbeit von niemandem verlangen können.« Doch Paul bot sich an, selbst in den Dschungel zu gehen, wenn wir es für gut hielten und ihm erlaubten. Es beruhigte ihn, dass der zweite Suchtrupp, der unbedingt eine Antwort bringen sollte, einen Wilden getötet hatte. Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen beantwortete Dorothy Pauls Brief.

»Dann würden vielleicht nur noch mehr Wilde getötet und müssten ohne Christus sterben. Wir sind hierhergekommen, um sie zu erreichen – nicht, um sie zu töten.«

Paul Fleming stand zwischen zwei Fronten: Wir hier in Bolivien vertraten die Ansicht, eine weitere Expedition würde mehr schaden als nützen; und andere warfen ihm vor, weder er noch wir kümmerten uns um die vermissten Männer.

Nachdem schon einige Monate vergangen waren, schrieb Frau Fleming an Dorothy: »Wir warten so sehr auf Nachricht von euch, denn wir haben aus einer recht verlässlichen Quelle ein Gerücht gehört, die fünf Männer seien an einer weit entfernten Stelle aus dem Dschungel gekommen ... Das stand in einem Luftpostbrief eines Bolivienmissionars, der es aus zuverlässiger Quelle erfahren hat. Es wurde in Fort Wayne bekannt, und von dort teilte man es Paul am letzten Sonnabend telefonisch mit. Da wir direkt von euch noch nichts gehört haben, können wir uns bei dieser Nachricht noch nicht freuen. Schreibt uns also oder benachrichtigt uns irgendwie, sobald ihr könnt, damit die Ungewissheit ein Ende nimmt.

Soeben kam dein Bruder ins Büro; er hatte dieses Gerücht auch gehört. So viele möchten wir benachrichtigen, sobald wir etwas Genaues wissen ... Manche haben uns von Zeit zu Zeit geschrieben und uns gebeten, sie sofort zu informieren, sobald wir etwas Neues wüssten.«

Zwar waren unsere Reihen gelichtet, aber unsere Zielsetzung hatte sich nicht geändert. Wir waren entschlossener denn je, diese Seelen für Christus zu gewinnen. Zitternd boten wir Frauen uns an, die Lücken auszufüllen. Gewiss würde Gott uns diese Nomaden von einem anderen Stützpunkt aus erreichen lassen. Aber wie? Wo? Wann? Was sollten wir tun? Wir fühlten uns so allein – aber allein mit Gott!

Das Leben hat sich verändert

Audreys »glückliches Ereignis« stand bevor. Dorothy und ich sollten nach Corumbá in Brasilien gehen, um unsere monatlichen Zuwendungen abzuholen. Corumbá war eine ganze Tagesreise entfernt. Dorothy wollte Audrey nicht verlassen, weil sie sich für sie verantwortlich fühlte. So sprach sie mit Dr. Kohn, der sich rühmte, dass ihm bei fünftausend Entbindungen nur ein oder zwei Babys gestorben seien. Viele von ihnen waren unter den schwierigsten Umständen zur Welt gekommen. Dorothy fragte ihn, ob das Baby seiner Meinung nach während unserer Abwesenheit ankommen könnte?

»Nein«, versicherte Dr. Kohn ihr. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass das Baby nicht vor dem fünfzehnten kommt. Fahrt nur nach Corumbá.« Er fühlte, dass Dorothy die Abwechslung brauchte. Außerdem waren Clyde, Wally und Joe schnell und leicht zu erreichen. Und wir hatten den Eindruck, dass Dr. Kohn jeden Notfall selbst meistern könnte.

Bei unserer Rückkehr von Corumbá mussten wir von der Eisenbahn auf einen Lastwagen umsteigen. Der Umsteigeplatz nannte sich »Schienenpunkt«. Die bolivianisch-brasilianische

Eisenbahn hatte zu jener Zeit Roboré noch nicht erreicht. Als wir aus dem Zug stiegen, wartete ein Eisenbahnbeamter auf uns, der mit uns befreundet war. Er strahlte über das ganze Gesicht. »Audrey hat ihr Baby bekommen!«, rief er fröhlich und winkte uns zu dem wartenden Lastwagen.

»Das kann doch nicht wahr sein!« Dorothy hoffte, er habe sich verhört. Sie machte sich Gewissensbisse, weil sie glaubte, ihre Pflicht vernachlässigt zu haben. Unser Freund berichtete uns alle Einzelheiten: In der Nacht zum 9. März wurde mithilfe von Dr. Kohn ein Mädchen geboren. Der Eisenbahnbeamte freute sich wie ein kleiner Junge, dass er uns diese Nachricht als Erster bringen konnte. Dorothy atmete auf, als er schnell hinzufügte: »Mutter und Kind sind wohlauf.«

Die Lastwagenfahrt nach Roboré schien nicht enden zu wollen. Dorothy war erst dann ganz beruhigt, als sie Audrey selbst sehen konnte. Audrey strahlte, wie eine Mutter eben über ihren neuen Schatz strahlt. Ruhig berichtete sie, was in unserer Abwesenheit geschehen war.

Kurz vor der Morgendämmerung des 9. März wusste Audrey, dass ihre Stunde gekommen war. Sie rief nach jemandem, um sofort Dr. Kohn zu holen. Joe Moreno, der im Schlafsaal der Männer schlief, hörte sie als Einziger. Mit einem Satz war er aus dem Bett und auf dem Weg zum Arzt.

»Machen Sie ein Feuer und erhitzen Sie eine ganze Menge Wasser«, ordnete der Arzt an, während er seine Vorbereitungen traf und sich anschickte, Joe ins Missionshaus zu folgen.

»Soll ich Ihnen noch eine andere Hilfe holen?«, fragte Joe später, als er draußen vor Audreys Tür wartete.

»Nein«, sagte der Arzt. »Es scheint alles gut abzulaufen.« Er war voller Zuversicht, und es gelang ihm, alle anderen anzustecken.

Dr. Kohn ging erst, als Mutter und Tochter gut versorgt waren. Aber Dorothy und ich waren weg und keine Frau mehr im Haus, die Audrey hätte pflegen können. Dann dachte Joe an Señora Fernandez, eine Frau aus der Stadt, die früher ein-

mal von Dorothy gepflegt worden war. Señora Fernandez hatte nach der Bekehrung ihres Mannes wochenlang in einem seelischen Kampf gestanden, bis auch sie eine strahlende Christin geworden war.

Einmal hatte Dorothy Señora Fernandez im Wochenbett versorgt. Sie hatte viel mehr getan, als der Arzt ihr gesagt hatte. Sie wusste damals nicht, dass man in Bolivien bettlägerige Patienten gewöhnlich nicht wäscht. Señora Fernandez war so dankbar und wollte wiedergutmachen, was Dorothy für sie getan hatte.

»Das hat die Señora Dorotea auch für mich getan«, sagte sie, klemmte sich ein Handtuch unter den Arm und schickte sich an, Audrey rücksichtsvoll und gründlich zu waschen.

Dorothy und ich dankten Gott dafür, dass er für die kleine Avis Marie (diesen Namen hatte ihr Vater ihr schon vor Monaten gegeben) viel besser gesorgt hatte, als wir es hätten tun können. Erst einige Zeit später erfuhren wir von Dr. Kohn, dass es eine schwierige Geburt mit Dammriss gewesen war.

Das Jahr 1944 ging seinem Ende zu, und wir hatten immer noch kein Wort von unseren Männern gehört. Weder Clyde noch Wally hatten viel Hoffnung, dass sie noch lebten. Aber Joe wollte nicht an ihren Tod glauben. Er meinte, die Beweise dafür seien unzureichend.

Paul Fleming konnte uns nicht so bald besuchen, wie er es gehofft hatte. Er schrieb Joe Moreno und bat ihn, zwischenzeitlich unser Feldleiter zu sein. Widerstrebend nahm Joe diese Ernennung an. Er kannte seine Grenzen und bat Herrn Fleming, jemanden anderen herzuschicken, der besser befähigt wäre. Er musste sich um die Gemeinde in Roboré kümmern, wo einer nach dem anderen hinzugewonnen wurde. Außerdem unternahm Joe mit viel Eifer die ersten Schritte zu einem Kontakt mit jenem Ayoré-Stamm. Er wusste, dass er die Ayorés von den Sunsa-Hügeln nicht mehr auf dem Weg erreichen konnte, den die fünf gegangen waren. Es musste eine »Hintertür« aufgetan werden. Vielleicht würde er zuerst mit einer anderen

Gruppe Freundschaft schließen. Die damals im Bau befindliche Eisenbahnlinie bot sich zunächst als Weg an.

Hin und wieder erfuhr man durch das Telefon der Eisenbahngesellschaft in Roboré etwas von den Wilden. Zum Beispiel hörte man: »*Bárbaros* haben Draht vom Telefonnetz gestohlen.«

Wenn Joe von einem Gerücht erfuhr, machte er sich auf, sei es nach Osten oder Westen, um ihm nachzuspüren. Manchmal kam ein Reisender in eine der nahe gelegenen Städte und erzählte, er habe gehört, dass Ayorés Holz hackten. Manchmal behauptete solch ein Reisender, er habe sogar einen *bárbaro* gesehen. Joe wusste nicht, ob es stimmte oder nicht. Aber er verfolgte alle Berichte mit großem Eifer. Die Leute merkten bald, wie ernst er es meinte. Sie gaben ihm allmählich immer mehr brauchbare Auskünfte über die Wanderungen der Nomaden. Manchmal begleiteten ihn Clyde und Wally auf der Jagd nach Ayoré-Spuren; doch sie waren anderweitig mit der evangelistischen Arbeit unter den Bolivianern sehr beschäftigt. Deshalb nahm Joe oft einen oder zwei der Einheimischen mit, die durch seinen Dienst zum Glauben an Christus gekommen waren.

Joe war äußerst geschickt und diplomatisch, wenn er Missionaren Ratschläge erteilte. Man hatte den Eindruck, er rede wie eine Katze um den heißen Brei herum; doch wenn er seine Gedanken zu Ende geführt hatte, meinten die Zuhörer, sie hätten plötzlich eine eigene Idee entwickelt.

Zum ersten Mal wurde ich von Joe auf diese Weise geführt, als ich einen Maulesel kaufte und in der Gegend von San Pedro, etwa zehn Kilometer von Roboré entfernt, von Farm zu Farm ging. Carlos Pacheco hatte uns eingeladen, unter den Farmern zu arbeiten, die in der Nähe seiner großen Ranch wohnten. Erst nach langer Zeit merkte ich, dass es Joes Idee war, dies zu tun. Er hatte zu mir davon gesprochen, ohne dass ich seine Absicht merkte.

Doch bald danach war ich den ganzen Tag über in Roboré beschäftigt. Morgens unterrichtete ich die fünf Kinder und nachmittags machte ich Hausbesuche.

Die Kinder von Cecil Dye und Joe Moreno hatten in Santiago die spanische Schule für bolivianische Kinder besucht. Doch man konnte sie dort nicht mehr länger lassen, weil sie ungunstigen Einflüssen ausgesetzt waren. Kathryn Dye war nun auch im schulpflichtigen Alter. So übernahm ich die Aufgabe, sie alle zu unterrichten. Nebenbei konnte ich nachmittags auch die Leute aus der Stadt besuchen und unterrichten.

An einem Tag im Mai 1945 fuhr ich auf Joes Bitte westwärts nach San José, der größten Stadt an der neu errichteten Eisenbahnlinie zwischen Roboré und Santa Cruz. Ich wollte dort nach einer Möglichkeit suchen, die Sprache der Ayorés kennenzulernen und aufzugliedern. Joe wusste, dass in diesem Gebiet einige Ayorés als Diener auf den Farmen arbeiteten. Ich versprach mir viel davon, weil auch unsere Männer ihre ersten Ayoré-Wörter von einem solchen Diener in San José gelernt hatten. Außerdem hatte Joe das eigenartige Gefühl, diese Diener könnten zu dem Stamm von den Sunsa-Hügeln gehören.

Nun stand ich vor einer wichtigen Entscheidung. Wenn ich allein wegging, um die Sprache kennenzulernen, konnte ich die Missionarskinder nicht mehr unterrichten. Das war ein großes Problem, denn ich meinte, beides tun zu müssen. Nach langem Nachsinnen konnte ich keinen anderen Ausweg finden, als die Kinder mitzunehmen. Betty Ann Dye war neun und ihre Schwester Kathryn sechs Jahre alt. Der vierjährige Paul Dye würde später nachkommen. Joe Morenos Tommy war nun fünfzehn, und seine Schwestern Mary und Rosie waren zwölf und zehn Jahre alt. Joe schlug vor, ich solle es so einrichten, dass die Kinder mir kein Hindernis, sondern eine Hilfe wären. Da ich keine eigenen Kinder hatte, war ich naiv genug zu glauben, das sei möglich. Und Joe meinte es wirklich ernst.

»Wenn meine Kinder dir keine Hilfe sind, kann ich sie nicht mit dir gehen lassen«, meinte er. Ich ließ mich von ihm überzeugen.

Die Eisenbahngesellschaft weckte die schläfrige Stadt San José auf. Voller Erstaunen und Freude stellten wir fest, dass man

schon ein Wasserleitungssystem angelegt hatte. Von einer klaren, reinen Quelle, die bei einem nahe gelegenen Hügel aus dem Felsen sprudelte, wurde das Wasser durch Rohre in die Stadt geleitet. Unser Haus war das letzte in der Häuserreihe. Nur ein paar Häuser von unserer Wohnung entfernt war eine Zapfstelle mit reinem fließendem Wasser. Zum Glück befand sich am Haus auch ein großer Hof. Er war durch eine niedrige Wand aus Schlammziegeln eingezäunt; denn direkt hinter dem Hof fing der Dschungel an.

Unsere Nachbarn waren wohlhabende spanische Ranchbesitzer. Tommy ging in der Stadt umher und suchte an allen möglichen Stellen nach Eiern. Eines Tages entdeckte er einen Quechua-Indianer aus Cochabamba, der Kopfsalat und Tomaten verkaufte. Tommy traute seinen Augen kaum. Er hatte diese Gemüsesorten noch nie gesehen, seit er die USA verlassen hatte. »Die Leute hier essen das nicht«, beklagte sich der Mann aus Cochabamba. »Bei der letzten Ernte habe ich große Mengen davon weggeworfen.« Sofort setzte ich mich hin und schrieb Dorothy; denn ich wusste, dass sie sich weniger Sorgen um die Kinder machen würde, wenn sie wusste, wie gut wir hier lebten und dass wir sogar sauberes Wasser und frisches Gemüse bekommen konnten. Es war für sie nicht leicht gewesen, ihre Kinder mitzuschicken. Doch sie war sich sicher, dass es Gottes Wille sei.

Allerdings schrieben wir nichts von den Korallenschlangen, Taranteln, Skorpionen und bissigen Hundertfüßlern, die sich in dem seit Langem verlassenen Grundstück niedergelassen hatten. »Oh, Tante Jean!« Mit diesem Ruf kam Rosie eines Morgens atemlos angerannt. »Ich habe draußen im Hof etwas gesehen und dachte, es sei eine kleine Eidechse, und ich wollte sie eben aufheben, da merkte ich, dass es eine Schlange ist.«

Ich packte meine *pala* mit dem langen Stiel (eine Schaufel, die so flach ist wie eine Hacke), verbot den anderen Kindern, mir zu folgen, und ging mit Rosie zu der Stelle, an der sie die Schlange gesehen hatte. Ich betete um Hilfe und stieß die *pala* kurzerhand in den Nacken dieser tödlich giftigen Korallenschlange.

In der Regenzeit töteten wir an jedem Tag durchschnittlich eine Schlange. Schließlich ließ ich den großen Hof jäten, und die ungeladenen Gäste verschwanden hinter unserer Ziegelmauer.

Morgens gab ich den Kindern Unterricht. Glücklicherweise hatte ich ausgezeichnetes Fernkursmaterial zur Hand, sodass diese Tätigkeit nicht zu viel Zeit in Anspruch nahm.

Nachmittags rührte sich niemand in der Stadt; deshalb machte ich zu dieser Zeit meine Besuche. Ich nahm jedes Kind einmal mit. Eines von den beiden älteren blieb dann zu Hause, um auf die anderen aufzupassen. Abwechselnd bereiteten die Mädchen das Frühstück und das Abendessen zu, und ich kochte nebenbei das Mittagessen, während ich im Klassenraum unterrichtete.

Ich musste mich jetzt ständig um meine große »Familie« kümmern. Ich hoffte, dass in San José bald eine kleine Gemeinde von Eingeborenen entstehen würde. Wenn mich meine Pflichten zu Hause festhielten, betete ich, dass Gott hungrige Seelen zu mir schicken möge. Und allmählich kamen sie auch. Die Kinder hatten sehr viel Verständnis dafür, dass ihre Schulstunden durch Besucher unterbrochen wurden. Sie arbeiteten an ihren Fernkurslektionen weiter, während ich im Wohnzimmer einem Besucher von Christus erzählte.

Doch ich durfte nicht vergessen, warum ich eigentlich hier war. Ich wollte jemanden finden, der mir die Sprache der Ayorés beibringen könnte. Ich hatte erfahren, dass es in der Stadt fünf Ayorés gab, die im Laufe der Zeit gefangen genommen worden waren. Aber entweder hatten sie ihre Sprache vergessen, oder ihre Besitzer konnten sie nicht entbehren. Inzwischen merkte ich schnell, was die Stadtbewohner im Allgemeinen von den *bárbaros* hielten: Wenn man sie fangen kann, hat man gute Arbeiter; aber wenn sie außerhalb der Zivilisation leben, heißt es: »Aufgepasst!«

Bei einer Gelegenheit wurde mir diese Einstellung besonders deutlich. Ich bat in der Garnison von San José um einen Soldaten, der unseren Hund erschießen sollte. Es hatte sich kein Nachbar gefunden, der uns diesen Gefallen getan hätte. Es war dort

üblich, ein Tier eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Aber ein Rohling aus der Stadt hatte unseren Hund mehrmals vergiftet, und so hatte ich keine andere Wahl. Als ich den Hund aus der Stadt führte, fragte mich der Soldat, der seine Pflicht nur unwillig erfüllte: »Señora, ist es keine Sünde, einen Hund zu töten?«

»Nein«, versicherte ich ihm, »denn ein Hund hat keine Seele. Wenn es sich aber um einen *bárbaro* handelte, wäre es gewiss böse.«

»Oh, aber Señora, ein *bárbaro*! Wenn ich je einen *bárbaro* sähe, könnte ich ihn gewiss nicht am Leben lassen!« Leider war seine Haltung typisch für die meisten Menschen dieses Ortes.

In finanzieller Hinsicht ging es uns in jenem Jahr ziemlich schlecht. Es war wohl auf einen Fehler der Bank zurückzuführen, dass unsere Zuwendungen mit immer größerer Verspätung eintrafen. Erst eine Woche später, dann zwei und schließlich drei Wochen. Üblicherweise verteilten wir alles zu gleichen Teilen, wobei für die Kinder kleinere Beträge vorgesehen waren. Ich bekam die Zuwendung für einen Erwachsenen und für fünf Kinder. Aber die Kinder aßen wie Erwachsene. Wenn die Zuwendungen zwei Wochen zu spät eintrafen, spürten wir dies empfindlich an einem knurrenden Magen.

Das Geld, eigentlich für vier Wochen gedacht, musste oft für sieben Wochen reichen. Ich war sehr versucht, in dieser Sache Gott irgendwie nachzuhelfen!

In diesen Tagen erlebte ich Gott oft in vielen kleinen Dingen. Eines Tages kam eine ältere Witwe und fragte mich, ob ich nicht ein wenig Reis übrig hätte. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nicht, wie unsere eigenen Vorräte wenigstens bis zum Eintreffen des nächsten Flugzeuges reichen sollten. Um ihr überhaupt etwas zu geben, musste ich die Hälfte unserer restlichen Lebensmittel nehmen. Aber ich gab sie ihr mit einem freundlichen Lächeln.

Ich erinnere mich noch an den Tag, an dem ich einen Malaria-Anfall hatte. Obwohl meine Zähne klapperten, war ich doch

zunächst einmal dankbar, dass ich den Appetit verloren hatte. Die Kinder konnten dann etwas mehr bekommen.

»Junge! Wir essen besser, wenn wir nicht viel haben!«, meinte Tommy. Ich bemühte mich, den Kindern die einfache Nahrung schmackhaft anzurichten, die sie sonst vielleicht verschmäh hätten. Besonders gern aßen sie Pfannkuchen oder Reispastetchen, die zum größten Teil aus groben Mehlabfällen bestanden. Diese Siebabfälle kosteten uns nichts. Die Mädchen hatten sie von der Hausgehilfin unserer Nachbarn bekommen, um damit »Haus halt zu spielen«.

Während unserer dritten Hungerperiode rief ich Tommy vom Unterricht weg, um mit ihm gemeinsam zu beten. Unser Frühstück hatte aus einer kleinen schwarzen Frucht von einem Baum in unserem Hof und einem ungesüßten brasilianischen *maté*-Getränk bestanden. Wir beteten ernsthaft, dass Gott den vier Mädchen etwas zum Mittagessen gebe. Es kam uns gar nicht in den Sinn, für uns selbst etwas zu erbitten.

Ich hielt die fünf Kinder länger als gewöhnlich in der Schule zurück, weil ich hoffte, dass wir von irgendwoher Nahrung bekämen. Dann entließ ich sie mit der Ermahnung, keiner Menschenseele zu sagen, dass wir nichts Essbares im Haus hatten. Kurz darauf fand ich die Mädchen, wie sie in der Küche spielten. Rosie hatte einen Suppenlöffel genommen und im Mehlkasten, in der Reispbüchse, in der Hafermehldose und in allen unseren Vorratsbehältern herumgekratzt. Sie konnte den Löffel nicht füllen. Die Kinder belustigten sich darüber, aber mir schnürte es den Hals zu. Sollte Gott die Kinder wirklich leer ausgehen lassen?

Ziemlich unruhig ging Rosie nach draußen, aber sie freute sich aufs Spielen und war sichtlich sogar dankbar, dass sie kein Geschirr waschen musste. Eine befreundete *criada* (Dienstmädchen) vom Nachbarhaus saß gerade allein draußen in ihrer Küche und aß zu Mittag.

»Rosita, hast du noch nicht gegessen?«, fragte sie. Gewöhnlich war Rosie um diese Zeit nicht draußen. »Komm und nimm einen Teller hiervon.«

Betty war hinter Rosie aus dem Haus gekommen, und die kleine Nachbarin wurde noch freigebiger: »Hier, Betty, das haben wir für die Lohnarbeiter gemacht, die gerade von der Farm hereingekommen sind. Aber es ist genug für euch beide da.«

Beide Mädchen bekamen eine Männerportion. Glückstrahlend kamen sie zurück und zeigten mir ihre vollen Teller. Beide teilten freiwillig mit ihren Schwestern, die im Haus geblieben waren. Aus irgendeinem Grund hatte Gott unsere Bitte ganz wörtlich erfüllt: Die vier Mädchen hatten zu essen. Deshalb waren Tommy und ich sehr zufrieden, und es machte uns nichts aus, dass wir leer ausgingen.

Das allwöchentliche Flugzeug kam – und brachte immer noch kein Geld für uns. Ich hatte meine Hoffnung darauf gesetzt, aber sie war zunichtegeworden. An jenem Nachmittag war ich lange auf meinen Knien. Ich dachte an Allen Gardiner, der verhungerte. Gardiner war ein Pionier und sein Leben wurde für viele zum Vorbild. Aber ich war ziemlich fest davon überzeugt, dass die Zeit für uns jetzt noch nicht gekommen war – weder für mich noch für die Kinder. Ich hatte doch noch Dinge, die ich verkaufen konnte. Mit diesem Gedanken ging ich zurück, um Bestandsaufnahme zu machen.

Meine unmittelbare Nachbarin hatte mich oft gebeten, ihr das eine oder andere schöne Geschirr zu verkaufen. Aber meine Antwort lautete, ich könne doch nichts verkaufen, was ich selbst geschenkt bekommen hätte. Nun sah ich einiges mit anderen Augen an. Eine Salz- und Pfeffergarnitur, eine Gurkenplatte und ein paar andere Sachen, die ich wohl nicht sehr vermissen würde. Ich könnte sie wohl verkaufen, wenn ich mir Gottes Zustimmung gewiss wäre. Nun kniete ich in meinem Schlafzimmer nieder.

»Herr, soll ich dir nicht aushelfen?« Ich habe wohl auch noch andere Worte gesprochen, aber dieser Gedanke prägte sie. Doch ich spürte keine Antwort. War es richtig oder falsch? Sollte ich verkaufen oder nicht verkaufen? Mein Gebet wurde zum Stöhnen, als ich daran dachte, dass die Kinder nichts zu essen haben!

»Herr, wenn du mich nicht zurückhältst, gehe ich hinüber zu Doña D.« Als ich aufstand, klopfte es an der Schlafzimmertür. Tommy stand vor mir und hielt mir Geld entgegen. »Eben kam ein Junge an die Tür und kaufte ein Liederbuch«, sagte er und gab mir die zwölftehalb *bolivianos*.

Die Liederbücher! Ich hatte nie daran gedacht, auf diese Weise zu Geld zu kommen. Vor langer Zeit hatte ich diese Bücher gekauft, damit ich einen Vorrat hätte, wenn jemand eines haben wollte; aber eine ganze Zeit lang hatte niemand eine Bibel oder ein Liederbuch gekauft. Ich dankte Gott, dass er immer noch Gebet erhört und es nicht nötig hat, sich von mir »aushelfen« zu lassen. Mit dem Geld für das Liederbuch könnten wir ein Pfund Reis und ein halbes Pfund Zucker kaufen. Das war das billigste Essen, mit dem man die Kinder zufriedenstellen konnte: Reis mit Zucker.

Als Tommy zur Tür hinausging, begegnete er einem Soldaten, der mit einem Militärlastwagen von Roboré gekommen war und auf der Durchreise hier halt machte, um einen Brief für mich abzugeben. Tommy gab mir den Umschlag und sah gespannt zu, als ich ihn aufriss. Er enthielt hundert *bolivianos*, die damals einen Wert von etwas mehr als zwei Dollar hatten. Außerdem war da noch eine Nachricht von Moreno.

»Ich dachte, ihr seid vielleicht knapp dran«, schrieb Joe, »so habe ich diese Gelegenheit genutzt, um euch alles zu schicken, was ich entbehren kann.« Das war wohl sein letztes Geld gewesen. Ich gab Tommy den Auftrag, so viel einzukaufen, dass es für das Wochenende genügte. An jenem Tag lobten die Kinder und ich beim Abendessen gemeinsam unseren Gott aus tiefstem Herzensgrund für seine Versorgung.

Von diesem Tag an hatten wir für jede Mahlzeit immer etwas im Haus. Die mageren Tage waren vorüber. Die Bankangelegenheit klärte sich auf, und einige Monate später bekamen alle Missionare eine zusätzliche Monatszuwendung als Ausgleich für die Zeit der Entbehrung.

Kurze Zeit darauf bekam ich einen Brief von Dorothy, in

dem sie mir etwas mitteilte, was sie in Roboré durchgemacht hatte. Eines Abends war ein Mann an die Tür gekommen und hatte gesagt, er könne etwas über die Missionare berichten. Inzwischen hatten wir seit fast zwei Jahren nichts mehr von unseren fünf Männern gehört.

»Heute kam ein Mann in die Stadt, der Nachrichten brachte«, teilte er Dorothy mit. »Er sagte uns, fünf Amerikaner seien hinüber nach Brasilien zum Mato Grosso gegangen und nun aus dem Dschungel gekommen.« Bei diesen Worten konnten Dorothy und Audrey ihre Erregung nicht verbergen.

»Wo sind die Männer jetzt?«, riefen sie.

»Sie sind auf dem Weg nach Hause«, versicherte ihnen der Besucher.

»Lasst eure Hoffnungen nicht zu hoch fliegen. Bleibt ruhig!«, beruhigte sie Joe, nachdem sie ihm berichtet hatten. »Ich werde der Sache auf den Grund gehen.« Er verließ das Haus und ging in die Stadt.

Dorothy war voller Hoffnung. Oh, das war diesmal gewiss kein Gerücht! Sie erinnerte sich an das, was Frau Fleming ihr geschrieben hatte. Aber diese Nachricht schien echt zu sein.

Joe brauchte eine ganze Weile, um seinen Mann aufzuspüren. Dorothy und Audrey kam es wie Stunden vor. Endlich sahen sie Joe auf das Haus zukommen. Er ging langsam und machte einen müden Eindruck.

»Die Geschichte ist erfunden. Da war einer, der ein bisschen Wind machen wollte«, berichtete er. Das Ganze stammte von einem Reisenden, der nach Joes unermüdlichem Kreuzverhör schließlich eingestand, dass er sich alles nur ausgedacht hatte. Doch seine Geschichte hatte weite Kreise gezogen. Schließlich war sie in den Zeitungen der Vereinigten Staaten zu lesen.

»Niemand weiß, welche Qual das für uns bedeutete!«, schrieb Dorothy in trauriger Erinnerung.

Wir fragten uns, wie viele von diesen Wellen der Hoffnung wir noch ertragen könnten, die aufstiegen und dann wieder zershellten.

Weitere Informationen

Als Feldleiter der Mission strebte Joe hauptsächlich den freundschaftlichen Kontakt mit den Ayorés an. Zu diesem Zweck reiste er ständig an der Eisenbahnlinie auf und ab. Der Schienenstrang, der von Corumbá westwärts führen sollte, wuchs schnell und erschloss ein dünn besiedeltes Land. Wenn es möglich war, fuhr Joe mit den Wagen der Eisenbahngesellschaft oder den Lastwagen, die diese Straße befuhren. Dann verließ er den öffentlichen Weg und machte sich zu Fuß auf, um Spuren der Ayorés zu untersuchen, die ihm kurz zuvor gemeldet worden waren.

An einem späten Nachmittag stieß Joe etwa auf halber Strecke zwischen Roboré und San José auf einen ausgetretenen Ayoré-Pfad. So etwas hatte er sich schon lange gewünscht! Einige Tage lang verfolgte er ihn von der Eisenbahnlinie aus in Richtung Norden. Er hatte keine Ahnung, wie weit er noch führen würde, aber er wusste, dass er durch den dichtesten Dschungel auf die brasilianische Grenze zuing. Später folgte er demselben Pfad fast hundertsechzig Kilometer in südlicher Richtung. Er merkte, dass der Pfad bei den fernen Salzlager, etwa dreißig Kilometer nördlich der Grenze zwischen Bolivien und Paraguay, endete.

Genau westlich von dem Punkt, an dem der Ayoré-Pfad den Schienenstrang kreuzte, befand sich die Quelle des Tucavaca-Flusses, den man hier Ipiás-Fluss nennt. An dieser Stelle hatte die Eisenbahngesellschaft ein Lager für die Arbeiter errichtet, die eine Brücke über den Fluss bauen sollten. Dieses Lager war ein angenehmer Ruheplatz für Joe und seine Männer, wenn sie von ihren Märschen durch den Dschungel zur Zivilisation zurückkehrten.

Mittlerweile entdeckte Joe Nachtlager der Ayorés. Seine Funde spornten ihn zu weiteren Bemühungen an. Als Erstes versuchte er immer herauszufinden, wann die Ayorés jeweils in dem betreffenden Lager gewesen waren. Die Spuren der Lagerfeuer und die Bruchstellen der Zweige gaben Hinweise. An diesen Stellen legte Joe verschiedene Geschenke auf den Pfad der Ayorés: Perlen, kleine Messer und Stücke von Baumwollstoff. Er nahm sich vor, so bald wie möglich zurückzukommen, um zu sehen, ob man die Geschenke genommen hatte.

Auf diesen Wanderungen gewann Joe viele Freunde: Farmer, Eisenbahnarbeiter und viele andere, die in der Nähe des Dschungels lebten. Er versuchte alle zu überzeugen, dass es weise und sogar notwendig sei, ein freundschaftliches Verhältnis zu den *bárbaros* anzustreben. Aber die wenigsten seiner neuen Bekannten ließen sich so schnell überzeugen.

»Wenn ich einem Ayoré begegnete, müsste ich ihn erschießen«, sagte der Besitzer einer abgelegenen Farm.

»Warum?«, fragte Joe freundlich.

»Vor zehn Jahren haben sie meinen Onkel getötet.«

Joe versuchte ihn zu überzeugen. »Aber wenn Sie einen von ihnen töten, wird es sich herumsprechen, und sie werden nicht eher ruhen, bis sie sich gerächt haben.« Nachdenklich schwieg der Farmer. Joe nahm auf die Berichte Bezug, die man über die Ayorés gehört hatte.

»Auch wenn Sie selbst sich verteidigen können, werden die Ayorés doch abwarten, bis Sie in der Stadt sind, und dann werden sie Ihre Frau und Ihre Kinder töten.«

Bei manchen bedurfte es einer großen Überredungskunst. Doch viele erklärten sich bereit, sobald sie merkten, dass es zu ihrem eigenen Vorteil war, ein freundschaftliches Verhältnis zu den *bárbaros* anzustreben. Einige Farmer versprachen, Joe zu benachrichtigen, falls sie frische Fußspuren entdeckten. Die Eisenbahnarbeiter waren im Großen und Ganzen am ehesten zur Mitarbeit bereit. Da sie in abgelegenen Lagern an der halb fertigen Eisenbahnlinie lebten, wussten sie, dass sie ständig in Gefahr waren, angegriffen zu werden.

Während Joe und seine Gefährten an der Front auf einen Kontakt hinarbeiteten, machte ich eine Ayoré-Magd ausfindig. Ihr Herr erlaubte mir, eine gewisse Zeit mit ihr zu verbringen.

Ich traf Inez im Wohnzimmer ihres Besitzers in San José. Sie war eine untersetzte, dunkelhaarige Frau von etwa vierzig Jahren und wirkte verstört und verängstigt. Viele Hausbewohner kamen, um uns zu beobachten. In den fünfzehn Jahren ihrer Gefangenschaft war Inez noch nie jemandem begegnet, der den Wunsch geäußert hätte, ihre Sprache zu lernen. Bei der Unterhaltung zeigte sich Inez recht empfänglich. Aber ich wusste, dass ich ihr Vertrauen nur gewinnen konnte, wenn wir beide allein wären. Und sie machte diesen Vorschlag dann auch von sich aus.

»Ich kann hier nicht so gut reden«, sagte sie zu ihrem Herrn. »Ich kann zu der Señora nur an einem Ort sprechen, wo wir unter uns sind – vielleicht draußen auf der Ranch, auf der ich wohne. Wenn andere Leute dabei sind, *schäume ich auf*.« Zu meiner Bestürzung lachten alle schallend über ihr holpriges Spanisch. Sie wurde rot, obwohl sie nicht wusste, was sie falsch gemacht hatte. Inez kam zwar nicht oft zur Stadt, aber man erlaubte mir, sie in ihrem etwa zehn Kilometer entfernten Haus zu besuchen, wann immer ich wollte.

Als ich es zum ersten Mal sah, war ich erschrocken: Inmitten einer kleinen Ranch standen primitive Hütten aus Pfählen, mit zusammengebundenen Palmblättern bedeckt. Inez und ihr Mann, ein Chiquitano, bearbeiteten den Hof. In einer dieser Hüt-

ten entdeckte ich zum ersten Mal die fremdartige, schöne Harmonie der Ayoré-Sprache.

Eines Tages verriet mir Inez, wie sie in ihrer Sprache hieß: Aroide. »Aroide!« Wie eigenartig, fast musikalisch klang dieser Name! Er beeindruckte mich sehr. Dann erzählte sie mir von ihren Brüdern Ugucharene und Noraide. Auch diese Namen fand ich sehr eindrucksvoll.

Als ich später mit Noraine zusammentraf und er mir von der »Offenbarung« seines Vaters berichtete, sollte ich mich wieder an diesen Namen erinnern.

Inez (oder Aroide) berichtete wehmütig von dem schrecklichen Tag, an dem sie und ihre zwei Töchter mit elf anderen von den *cojñone* gefangen genommen wurden.

»Was geschah mit dem Rest deiner Familie?«, fragte ich.

»Señora«, sagte sie traurig, »ich weiß es nicht. Als man mich gefangen nahm, war ich so verstört, dass ich nichts mehr mitbekam.«

Ein Jahr später lebten von den vierzehn Gefangenen nur noch zwei: Inez und eine ihrer Töchter. Die Ayorés hatten die plötzliche Veränderung, die neue Umgebung und die fremde Nahrung nicht vertragen. Von ihrer einfachen, gesunden Dschungelkost mussten sie sich plötzlich auf gegorene Getränke umstellen. Doch der Besitzer von Inez war ein kluger Mann. Er schickte seine Männer in den Wald, um Kernholz von Palmen und Dschungelfrüchte zu holen. Das gab er Inez so lange, bis sie sich der Zivilisation angepasst hatte. Ihre Tochter hatte inzwischen ein Kind. Sie kümmerte sich um den Haushalt in dem Stadthaus von Inez' Besitzer.

Nach einigen Wochen kam Joe nach San José, um Inez zu sehen. Die Sprachprobleme überließ er mir, aber über die Sitten und die Lebensweise der Ayorés wollte er so viel wie möglich erfahren. Außerdem wollte er wissen, was ihre Stammesgenossen liebten und was sie nicht mochten. Vor allem war für ihn wichtig, welche Geschenke er auf ihre Pfade legen sollte.

»Am liebsten hätten sie wohl etwas, aus dem sie ihre Äxte

machen können«, sagte Inez nachdenklich. »Zum Beispiel Stücke von Blattfedern.« Mithilfe der Hände beschrieb sie so etwas wie die Blattfeder eines Lastwagens. Joe war darüber erstaunt, aber Inez beschrieb ihm ihre Äxte, die Steinzeitäxten ähnlich sein mussten. Zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter lange Eisenbänder wurden zwischen zwei Stäben im rechten Winkel gehalten und mithilfe von Schnüren, die aus Ananasfäden hergestellt waren, fest zusammengebunden. »Spiegel?«, schlug Joe vor. »Hätten sie gerne Spiegel?«

»Spiegel? Nein!« Inez schüttelte den Kopf. »Die würden sie wahrscheinlich nicht wollen, weil sie ihnen Angst machen.« Inez dachte angestrengt nach. »Aber Messer jeder Art oder sogar Draht könnten sie gut gebrauchen.«

Durch dieses Gespräch angeregt zog Joe los, um zerbrochene Blattfedern zu suchen, wo er sie bekommen konnte, sei es bei der Eisenbahngesellschaft oder bei der Armee. Wenn er jetzt Geschenke auf die Pfade der Ayorés legte, hängte er einen Meter Baumwollstoff wie eine Fahne auf, um die betreffende Stelle von Weitem sichtbar zu machen. Er legte einige Blattfedern, Perlen und verschiedenen Plunder hin, damit das Ganze immer einen ganz guten Eindruck machte. Joe und seine Männer führten jetzt Listen von Ayoré-Redensarten mit sich, die ich mithilfe von Inez zusammengestellt hatte.

Von Inez hörte ich, dass der Stamm sich selbst Ayoré nannte. Allmählich benutzten wir unter uns nicht mehr den allgemeinen spanischen Begriff *bárbaros*, sondern bezeichneten sie meistens als Ayorés. Dadurch würde es leichter, sie uns als individuelle menschliche Persönlichkeiten vorzustellen. Sie waren für uns kein feindlicher Stamm von Wilden. Während ich an der Analyse der Sprache arbeitete, lernte ich von meiner neuen Freundin viel über die Sitten und Gebräuche der Ayorés.

Inez und ich kamen aus zwei völlig verschiedenen Welten. Große gesellschaftliche, geografische und sprachliche Barrieren standen zwischen uns. Doch ich liebte Inez, und sie sehnte sich nach Liebe und reagierte auf meine Liebe wie eine

Blume, die sich der Sonne entgegenstreckt. Die Barrieren zwischen uns wurden abgebaut. Ich erzählte ihr, wie Gott sie liebte, und sie sog das alles begierig in sich auf. Ich hoffte, dass unsere herzliche Verbindung die zukünftige Arbeit erleichtern würde.

Als mir Inez von einer bestimmten Sitte ihres Volkes erzählte, fühlte ich mich gedrängt, das auch nach Hause zu schreiben. Ich wollte dadurch aufzeigen, wie dringend wir die Fürbitte benötigten, wenn wir mit den Gewohnheiten der Ayorés konfrontiert würden. Inez sagte mir, dass die Ayorés nicht gerne eines natürlichen Todes sterben. Wenn sie fühlen, dass ihre Zeit gekommen ist, bitten sie darum, lebendig begraben zu werden.

»Los, ihr tapferen Krieger, grabt ein Loch für mich!«, rufen die alten Leute, wenn sie kaum noch kriechen können. Dann tun ihre Verwandten oder Freunde ihnen den Gefallen und graben mit ihren *macanas* ein Loch. Der alte Mensch geht hinein, und die anderen schaufeln das Loch über ihm wieder zu. Als Inez mir dies berichtete, fiel es mir schwer, mein Entsetzen vor ihr zu verbergen.

Ich schrieb es nach Hause und man antwortete mir, Inez sei ja fünfzehn Jahre nicht im Dschungel gewesen – so etwas geschähe jetzt sicher nicht mehr! Ich solle so etwas nicht erwähnen. Diese Art Barbarei gehöre in die Zeit Robinson Crusoes! Von da an behielt ich meine Meinung für mich.

Eines Tages stellte ich Inez eine Frage, die ich schon lange auf dem Herzen hatte. Ich hatte abgewartet, bis sie genug Vertrauen zu mir hätte und frei sprechen würde.

»Nehmen deine Leute *cojñone* gefangen?«, fragte ich.

»Manche tun es«, erwiderte sie sofort. Dann blickte sie nachdenklich in die Ferne. »Amájane zum Beispiel machte gerne Gefangene.« Ich war ganz Ohr. »Einmal nahm er zwei Jungen von einer Farm oben im Norden. Der eine Junge muss wohl etwa zwölf Jahre alt gewesen sein, und sein Bruder war jünger.« Langsam und bedächtig formte Inez ihre Worte.

»Hat Amájane gut für die Jungen gesorgt?«, fragte ich und versuchte, mir meine innere Erregung nicht anmerken zu lassen.

»Oh ja, meine Stammesgenossen brachten den Jungen ihre Nahrung ins Lager, bis sie sich selbst versorgen konnten«, berichtete sie. »Ich weiß noch, wie der ältere Junge weinte, wenn wir an eine Straße der *cojñone* kamen. Wir standen dann um ihn herum und beobachteten ihn, wie er einige Markierungen an den Bäumen machte. Dann sagten wir ihm, er solle mit uns weitergehen. Und recht bald gewöhnten sich beide Jungen an das Leben im Dschungel. Ich denke, sie haben wohl vergessen, dass sie von den *cojñone* abstammten.«

»War dies das einzige Mal, dass Amájane Gefangene gemacht hat?«, fragte ich.

»Nein, er tat das oft. Amájane war ein guter Häuptling.«

Als ich hörte, dass die Ayorés Gefangene machten, sah ich einen neuen Hoffnungsschimmer. Ich berichtete diese Geschichte Audrey, Dorothy und Joe, und auch sie schöpften neue Hoffnung. Es konnte ja sein, dass unsere Männer gefangen gehalten wurden. Wir stellten uns alles Mögliche vor. Von all den bisher verbreiteten, wilden Gerüchten hatte keines eine solche Wirkung gehabt. Diese Auskunft stammte ja aus erster Hand.

Eines Tages besuchte uns ein für den Ort zuständiger Regierungsbeamter in San José. Er hatte Joe in Roboré kennengelernt.

»Sagen Sie, könnten Sie Herrn Moreno für mich suchen?«, fragte er.

Man wusste nie im Voraus, wo Joe sich befand. Aber die Eisenbahngesellschaft stellte uns freundlicherweise ihr Telefon zur Verfügung, und so konnten wir wenigstens herausfinden, wo man ihn zuletzt gesehen hatte.

»Es ist sehr wichtig, dass er so bald wie möglich zu mir kommt«, sagte der Beamte. Mehr wollte er nicht sagen. Ich dachte, die ganze Sache sei ja recht geheimnisvoll.

Einige Tage später tauchte Joe auf. Ich sagte ihm, dass der Beamte ihn zu sprechen wünsche, und er ging sofort zu ihm hin. Als Joe zurückkam, machte er keinen guten Eindruck.

»Der Regierung in La Paz wurde berichtet, dass *bárbaros* wiederum Zivilisierte umgebracht hätten«, sagte er. »Unsere Missionsarbeit ist in Gefahr. Diesmal hat die Regierung ein Ultimatum gestellt. Entweder müssen diese *bárbaros* gezähmt und zivilisiert werden, oder sie schickt die Armee in den Dschungel, um sie zu vernichten.« Man konnte sehen, dass diese Nachrichten Joe niedergeschmettert hatten. Ich war sprachlos. Für mich waren diese Wilden Freunde.

»Vor Kurzem war ein Regierungsbeamter hier in der Stadt«, fuhr Joe fort. Er fragte einen ortsansässigen Mann europäischer Abstammung, ob er versuchen wolle, die *bárbaros* zu bändigen, wenn die Regierung die Rechnung bezahlt.«

Später erfuhren wir, dass der Regierungsvertreter lange mit diesem Europäer gesprochen hatte, den wir hier Señor Fulano nennen wollen. Señor Fulano hatte schon seit Jahren in Boliviens Oriente gelebt und er war für gute Arbeit bekannt. Nun schlug ihm die Regierung ein Projekt vor, das ganz anders war als seine bisherigen Tätigkeiten. »Suchen Sie nach einem Weg, diese Wilden unter Kontrolle zu bekommen. Andernfalls werden sie vernichtet«, sagte man ihm ganz offen. Die Regierung war bereit, ihm alle notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen.

Doch der Beamte von San José wusste, wie eifrig unsere Mission den freundschaftlichen Kontakt mit den Wilden suchte. Darum empfand er es als recht und billig, Joe eine Chance zu geben. Er hatte zu dem Regierungsvertreter von uns gesprochen. Aber man hatte Señor Fulano das alleinige Recht zugesprochen, und der Regierungsbeamte hielt es für das Beste, nicht einzugreifen. Doch beide Männer meinten, Señor Fulano würde in diesem gefährlichen Unternehmen nicht sein Leben wagen.

Der Beamte gab Joe den Rat: »Schreiben Sie sofort an die Regierung und berichten Sie, was Sie in der letzten Zeit getan

haben. Ich bin mir sicher, dass dort nicht bekannt ist, dass Sie überhaupt versucht haben, diese Wilden zu erreichen! Schreiben Sie auch, welches Ziel Sie haben und wie viele weitere Missionare Sie in der nächsten Zukunft hier unten erwarten. Vergessen Sie auf keinen Fall zu erwähnen, dass Ihrer Mission ein Flugzeug versprochen wurde.«

In den nächsten Tagen hörten wir, dass Señor Fulano nach Santa Cruz gegangen war, um sich mit einigen Freunden zu beraten, die ihm bei einem solchen Vorhaben vielleicht helfen könnten. Joe befolgte den Rat des Beamten und schrieb sofort einen Brief an die Regierung in La Paz, in dem er sich um ein besonders gutes Spanisch bemühte. Gewiss wollte Señor Fulano die Wilden nicht zähmen, um ihnen beizubringen, dass Gott sie liebte! Wir dachten, er sah die *bárbaros* wohl eher als billige Arbeitskräfte.

Da San José ein kleiner, gemütlicher Ort war, erfuhr ich es wenige Minuten später, als Señor Fulano von Santa Cruz zurückkam. Die Frau aus dem Nachbarhaus hielt mich über die neuesten Nachrichten auf dem Laufenden. Mehr wusste ich allerdings nicht. Das »Ultimatum« der Regierung schien in der Stadt nicht allgemein bekannt zu sein, und es war wohl besser, nicht zu fragen. Joe ging immer wieder in den Dschungel hinein, wo er eifrig jeden neuen Hinweis verfolgte. Er hatte nicht die Absicht, seine Bemühungen um einen freundschaftlichen Kontakt früher aufzugeben, bis man es ihm befehlen würde.

Nach etwa einer Woche erhielt Joe eine freundliche Antwort von der Regierung, die ihm jede Art der Mitarbeit anbot und ihm Gelingen wünschte. Doch wir fanden es merkwürdig, dass sie weder etwas von Señor Fulano noch von der Armee erwähnte. Die Regierung bat nur, Joe solle sie auf dem Laufenden halten. Dieser Brief machte uns ein wenig Mut. Aber wir wussten noch nicht, ob Señor Fulano bereits begonnen hatte, aus den Wilden für sich selbst Nutzen zu ziehen.

Die Wochen vergingen. Schließlich ließ der Beamte vom Ort wieder von sich hören. Er teilte Joe mit, Señor Fulano habe

berichtet: »Die *bárbaros* können zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht gezähmt werden.« Wir dankten Gott.

Eines Tages erhielten wir die freudige Nachricht, dass Paul Fleming endlich nach Bolivien käme. Unsere Missionarsfamilie wuchs ständig. Vor Kurzem war die Kanadierin Susanne Plett angekommen. Die Verlobten von Clyde und Wally hatten zunächst in Mexiko Spanisch gelernt und waren dann nach Bolivien gekommen. Die beiden Paare waren nun glücklich verheiratet. Paul Fleming hatte lange nicht kommen können, weil er mit Kandidaten zu tun hatte, die sich für die Mission vorbereiten wollten. Deshalb kam er erst gegen Anfang 1946 nach Bolivien – zwei Jahre nachdem Audrey und ich Santa Corazón verlassen hatten. Joe flog nach Santa Cruz, um ihn abzuholen. Beide führten dann Gespräche mit Regierungsbeamten, um den Weg für weitere Bolivienmissionare zu ebneten. Als Joe seinem Missionsleiter die ermutigenden Worte der Regierungsbeamten aus dem Spanischen ins Englische übersetzte, war Paul über die Haltung der bolivianischen Regierung sehr erfreut.

Ein Beamter ließ die Bemerkung fallen: »Die Tatsache, dass Sie die *bárbaros* nach dem Verschwinden Ihrer fünf Männer im Jahre 1943 immer noch zivilisieren wollen, zeigt uns, dass Sie diese Arbeit nicht machen, um dabei für sich etwas zu gewinnen.«

Paul fragte Joe noch einmal in La Paz und in Roboré, ob er nicht doch eine Reise zu den Sunsa-Hügeln unternehmen solle. »Ich halte immer noch Ausschau«, sagte er zu Dorothy, »und ich meine, ich werde Cecil noch hier unten bei euch treffen.« Er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, die fünf Männer wiederzusehen. Aber nachdem man ihm das Gebiet und die Geschichte der zwei großen Suchtrupps gründlich beschrieben hatte, ließ er sich von einer weiteren Suche abhalten. Er und Joe kamen überein, dass wir versuchen sollten, die Ayorés auf einem anderen Weg zu erreichen. Wir sollten zuerst die Freundschaft mit einem anderen Teil des Stammes anstreben.

Ich fuhr mit den Kindern zurück nach Roboré. Auf unserer ersten offiziellen Missionskonferenz wurde unsere wei-

tere Arbeit festgelegt. Audrey zog mit der kleinen Avis nach El Carmen, um dort gemeinsam mit Susanne Plett zu arbeiten. El Carmen war eine kleine, blühende Stadt an der Eisenbahnlinie südöstlich von Roboré auf dem Weg nach Corumbá, noch im Gebiet der Ayoré-Nomaden. Clyde und Wally hatten das Gebiet erforscht und schon an einem Stamm im Mato Grosso Brasiliens Interesse gefunden. Doch Wally und seine Frau wurden nun gebeten, in Cochabamba, in Bolivien, eine Hauptgeschäftsstelle für die Mission zu errichten. Als nächste Mitarbeiterin sollte die Lehrerin Alice Mickelson kommen. Sie wurde mir sehr nützlich, weil sie mir den Unterricht abnahm, sodass ich mich die ganze Zeit mit dem Erlernen der Sprache beschäftigen konnte. Dorothy und ich waren froh, dass wir gemeinsam in San José arbeiten durften.

Die Arbeit mit der Ayoré-Sprache ging weiter. Dorothy half mir, Karten einzuordnen. Wir brauchten Antrieb von außerhalb, um an unserer Arbeit zu bleiben. Dorothy sagte mir, immer wenn sie an unsere Männer denke, fühle sie sich gedrängt, für den Stamm zu beten, den sie hatten erreichen wollen. Wir wussten, dass es weder für unser Gemüt noch für unseren geistlichen Zustand gut war, uns müßige Gedanken darüber zu machen, was hätte geschehen können, wenn ... In einem Brief, den ich in jener Zeit an treue Freunde zu Hause schrieb, kommt zum Ausdruck, wie es mir damals ums Herz war:

»Wir haben nichts mehr von unseren Geliebten gehört ... Es ist nun unsere Aufgabe, uns an die Arbeit zu machen, die uns vor Augen steht ... Gott hat uns eine Lektion nach der anderen beigebracht, bis wir gelernt haben, uns nicht zu fragen, was in der Zukunft geschehen wird, sondern sie in Gottes Hände zu legen ...«

Die Ayorés kommen näher

Eines Tages im Oktober 1946 kam Joe in das Eisenbahnlager in Ipiás und erfuhr, dass dort tagelang große Aufregung geherrscht hatte. Ein Eisenbahnarbeiter hatte mehr als anderthalb Kilometer vom Lager entfernt gearbeitet; er war unbewaffnet und von jeder Hilfe abgeschnitten. Plötzlich hörte er einige, nicht sehr laute Rufe.

»Huhuh! Huhuh!« Es schien, als versuche jemand, sich bemerkbar zu machen. Doch er war sich ganz sicher, dass niemand da sein könne.

Er blickte auf und sah auf der Lichtung zwischen sich und dem Dschungel mehrere nackte Wilde. Sie riefen ihm scheinbar freundlich zu. Aber in diesem Augenblick merkte er die Freundlichkeit nicht so sehr. Der Mann hatte von dem Pfad der Ayorés gehört, der die Eisenbahnlinie in der Nähe kreuzte. Er nahm sich nicht die Zeit, die Lage näher zu untersuchen, sondern rannte den Schienenstrang hinunter, als ob es um sein Leben ginge. Er konnte sich nur noch erinnern, dass die *bárbaros* bei seiner plötzlichen Flucht aus vollem Hals lachten. Seine Kollegen bemerkten, es müsse wohl ziemlich lustig ausgesehen haben, als der fette Mann mit flatternder Jacke davonrannte.

Entsprechend der Sitten und Gebräuche der Tieflandbewohner wurde am folgenden Tag ein Suchtrupp zusammengestellt. Sechs Arbeiter folgten den Fußspuren der *bárbaros*. Kurz vor Mittag überraschten sie eine Gruppe Ayorés beim Essen. Sie flohen sofort und ließen Nahrung, Waffen und Salzbrocken hinter sich zurück. Die Männer nahmen sich davon, was ihnen gefiel.

Der Oberingenieur hatte seinen Stützpunkt zurzeit in Portón, östlich von Ipiás. Als er nun nach Ipiás kam, erfuhr er, dass seine Arbeiter den *bárbaros* ihre wichtigsten Gebrauchsgüter abgenommen hatten: Bogen, Pfeile, *macanas*, Tonkrüge und zwei große Taschen mit Salz. Er wies seine Männer hart zurecht und schickte sie am folgenden Tag los, um das Genommene zurückzubringen und Geschenke hinzulegen. Doch die *bárbaros* hatten in der Zwischenzeit ihre restlichen Sachen geholt und waren in Richtung Norden weitergezogen.

Joe kam schon am nächsten Tag, um sich diesen Zwischenfall von den Arbeitern schildern zu lassen. Er hatte gerade einen Pfad der Ayorés im Nordosten entdeckt, sehr weit von Ipiás entfernt. Sein Eindruck war, dieser Pfad führe zu den Sunsa-Hügeln. Joe war wieder voller Hoffnung. Sollte dieser Pfad zu denselben Ayorés führen, denen die fünf begegnet waren? Aber er war nicht mehr frisch. Joe wollte dieser Spur vorerst noch nicht weiter folgen. Wenn einmal frischere Spuren vorlägen, würde er diese genauer untersuchen.

Und nun erfuhr er, dass die Ayorés, die in der Nähe von Ipiás vorbeikamen, wirklich freundschaftlich gesinnt waren. Wenigstens hatten sie nicht versucht, dem davonlaufenden Arbeiter irgendeinen Schaden zuzufügen. Joe meinte, das könnten nicht die Ayorés sein, deren Spuren er gerade so weit östlich entdeckt hatte. Aber es waren jedenfalls Ayorés! Natürlich ärgerte sich Joe, dass die Männer das Lager der Ayorés ausgeraubt hatten. Obwohl er vom vielen Marschieren sehr müde war, machte er sich sofort auf zu diesem Lager. Von Ipiás aus musste er einige Kilometer nördlich durch den Dschungel gehen. Dort legte er seine eigenen Geschenke neben die Geschenke der Eisenbahn-

arbeiter, und er steckte ein Stück weißen Baumwollstoff auf eine Ayoré-Hütte. Außerdem legte er noch ein verlockendes Stück Eisen, eine zerbrochene Blattfeder, hinzu.

Drei Tage lang folgte er den Spuren der Ayorés ohne Erfolg. Als er nach Ipiás zurückkam, lag dort Nachricht für ihn vor: Er sollte den Ingenieur in Portón anrufen.

»Was sollen wir als Nächstes tun?«, fragte der Ingenieur. Er und viele seiner Arbeiter glaubten, dass ein freundschaftlicher Kontakt nahe bevorstand, da kein Ayoré getötet worden war.

Joe brauchte nicht lange überlegen, was er antworten sollte. Er benötigte eine Transportmöglichkeit. Sein Ford-Auto war kaum noch gebrauchsfähig. Da er Mechaniker war, hatte er ihn bisher mit allem Möglichen, vom Pappdeckel bis zum Gummiband, zusammengehalten. Zwischen Santa Cruz und der brasilianischen Grenze gab es weder eine Reparaturwerkstatt noch eine Tankstelle. Sein Auto war das einzige in dieser Gegend. Aber es ließ sich nicht wie ein robuster Jeep behandeln. Es würde wohl bald seinen letzten Schnaufer tun. Joe hatte auch versucht, mit einem Ochsenkarren zu reisen. Der größte Vorteil dabei ist, dass man viele Vorräte mitführen kann. Doch es war so aufwendig, die Ochsen zu versorgen, dass es sich nicht lohnte.

»Ich brauche ein Fahrzeug, das mich schnell nach San Juan bringt«, antwortete Joe. San Juan war eine Siedlung, die aus einer Mischbevölkerung von Chiquitanos und Spaniern bestand. Sie lag etwas über fünfzig Kilometer nördlich von der Eisenbahnlinie. »Ich kenne einen Pfad der Ayorés, der von Ipiás aus nach Norden verläuft, westlich an San Juan vorbeiführt und dann wieder in nördliche Richtung weist. Vielleicht können wir den Ayorés dort begegnen.«

»Morgen früh werde ich Ihnen einen Lastwagen mit Fahrer zur Verfügung stellen.« Der Ingenieur war begeistert. Er hatte den Eindruck, dass auch die Eisenbahngesellschaft von Joes Bemühungen profitierte. Niemand schickte seine Leute gerne auf einsame Strecken, wo sie vielleicht der Gnade der *bárbaros* ausgeliefert waren.

Joe war sehr dankbar. In San Juan kannte er Männer, die mit ihm gehen würden. Als er dieses abgelegene Dorf zum ersten Mal besuchte, bekannten sich neun Männer zu Jesus Christus. Die meisten von ihnen waren in Gruppen in den Dschungel gezogen, und manche hatten Ayorés getötet. Seit ihrer Bekehrung hatte Joe ihnen anhand der Schrift gezeigt, dass es ihre Pflicht sei, den Ayorés das Evangelium zu verkündigen. Nun waren sie bereit, dafür ihr Leben zu wagen.

Der Lastwagen, der Joe mitnahm, musste sich auf den ersten Kilometern einen Weg durch tiefen Sand bahnen. Dann ging es mühsam über das letzte Stück des Ochsenkarrenweges nach San Juan. Dort stieg Joe aus, und der Lastwagen fuhr nach Portón zurück. Nachdem Joe einige Tage lang die Gegend erkundet hatte, sammelte er seine Helfer, stellte die Lebensmittelvorräte zusammen und verließ die Stadt.

Sie gingen sechzehn Kilometer nach Westen, bis sie auf den Pfad der Ayorés stießen. Er führte einige Kilometer lang durch Weideland und tauchte dann plötzlich in den dichten Dschungel ein. Weitere Kilometer ging es durch ein Weidegebiet, das man aus Furcht aufgegeben hatte. Hier fand die Expedition deutliche Fußabdrücke. Aber sie konnten nicht von den Wilden stammen, denen der einsame Arbeiter an der Eisenbahnlinie begegnet war. Diese Spuren waren bei einem leichten Regen entstanden, der vor etwa vierzehn Tagen gefallen war. Aber wo waren die freundlichen Ayorés von voriger Woche? Joe und seine Männer staunten, als sie noch andere Hinweise auf die Gruppe fanden, die früher durchgezogen war. Die Ayorés hatten ein ausgetrocknetes Wasserloch ausgegraben. Sie hatten Wasser entdeckt an Stellen, an denen nichts sichtbar war. In den Wäldern hinter der Lichtung befanden sich vielsagende Spuren von »Lagerfeuern« der Ayorés. Joe zählte diese Hinweise auf, als sie sich nach den Erkundigungen alle wieder auf der Lichtung trafen. »Wir haben vierundzwanzig Feuerstellen gesehen. Wenn wir uns nun vorstellen, dass mindestens zwei Ayorés an einem Feuer waren, scheint es, als bestünde die ganze Gruppe etwa aus fünfzig Ayorés.«

»Das wäre nur eine kleine Jagdgruppe!«, meinte einer der Männer.

Schließlich sagte Joe: »Es hat keinen Zweck weiterzugehen. Wir brauchen mindestens zwei Wochen, bis überhaupt eine Chance bestünde, sie einzuholen, und ich weiß, dass ihr so lange nicht von euren Farmen wegbleiben könnt.« So ließen sie nur einige Geschenke zurück, um ihre guten Absichten zu zeigen, und dann gingen sie zurück zur Stadt. Das war nur einer von vielen ähnlichen Märschen.

Eine Zeit lang hatte Joe seinen Hauptstützpunkt in San Juan. Dort wartete eine kleine Gruppe von Christen immer sehnsüchtig auf die Rückkehr der jeweiligen Expedition. Die Männer, die mit Joe gingen, hatten meistens eine eigene Pflanzung, um die sie sich in dieser Zeit nicht kümmern konnten. Ihre Frauen mussten allein die ganze Arbeit leisten. Wenn die Männer zurückkamen, waren sehr oft kostbare Hosen und Hemden von Dornen zerrissen. Aber niemand beklagte sich. Joe wusste, was solche Verluste für die Leute bedeuteten, und so versuchte er, die Kleidungsstücke nach Möglichkeit zu ersetzen. Aber die Mittel der Mission waren begrenzt. Doch wie durch ein Wunder an göttlicher Bewahrung brauchten sie nie großen Hunger oder Durst erleiden. Auch vor den zahlreichen Gefahren des Dschungels blieben sie verschont. Doch sie hörten viele Schreie in der Nähe.

Zum Beispiel waren Joe und drei Gefährten eines Nachts gerade dabei, beim Schein der Taschenlampen im Dschungel ihre Hängematten anzubringen, als sie ganz in der Nähe ein merkwürdiges Geräusch hörten: »Tick-tack!« Einer der Männer meinte: »Das muss eine Schildkröte sein.«

»Schildkröte?«, rief ein anderer, der sich mit den Geräuschen des Dschungels besser auskannte. »Du meinst, eine *gefleckte* Schildkröte!« Geschwind richtete er den Strahl seiner Taschenlampe durch die Bäume direkt in die funkelnden Augen eines Jaguars, der nur wenige Meter entfernt war. Dann erklärte er rasch: Wenn ein Jaguar seine Beute beobachtet, bewegen sich

seine Ohren hin und her – vor und zurück, vor und zurück – wie ein Taktmesser: »Tick-tack, Tick-tack!«

Sollte man schießen? Aber sie wussten, es wäre zu gefährlich, einen verwundeten Jaguar in der Nähe zu haben, den man nicht sehen konnte. Es war sehr finster, und der Dschungel war so dicht. Die Männer waren nach dem Tagesmarsch todmüde. Aber die drei Bolivianer beschlossen, die ganze Nacht durch abwechselnd das Feuer zu schüren und Wache zu halten. Joe schlief ein, während er lauschte, wie sie die Wache einteilten: Wenn einer schläfrig wurde, sollte er den Nächsten wecken und so weiter.

Joe erwachte in der frühen Morgendämmerung. Das Feuer war aus. Einer der Männer war auf seiner Wache eingeschlafen! Und dort auf dem Boden, zwischen den Hängematten, waren die Spuren von Freund Jaguar zu sehen! Joe weckte die Männer auf. Sie waren entsetzt, als sie die großen Spuren sahen. Sie mussten an Daniel denken: Gott hatte das Maul des Raubtiers verschlossen.

Nach einigen Wochen kam Joe nach Ipiás zurück. Er brannte darauf zu erfahren, ob es etwas Neues gäbe. Er war überrascht, als er erfuhr, dass einige Ayorés zu ihrer kleinen Lagerstelle zurückgekehrt waren und nicht nur die Geschenke der Eisenbahnarbeiter, sondern auch die von Joe mitgenommen hatten.

Nun wurde es spannend. Nach all diesen Monaten, in denen sich Joe geduldig bemüht hatte, schien eine freundschaftliche Begegnung mit den Ayorés jetzt endlich nahe bevorzustehen. Seine Gedanken wirbelten durcheinander, wenn er an all die Möglichkeiten dachte. Als er den Lagerplatz der Ayorés wiederum aufsuchte, fand er einen irdenen Wassertopf, den sie zurückgelassen hatten. War das wirklich ein Geschenk? Oder war der Wunsch Vater des Gedankens?

»Wir nehmen ihn auf jeden Fall mit«, sagte Joe zu seinem Begleiter, »und wir lassen noch weitere Geschenke für sie da.«

Drei oder vier Monate vergingen. Dann fand er auf diesem Lagerplatz eines Tages zu seiner großen Freude zwei Gegen-

stände von den Ayorés, und zwar genau an der Stelle, wo seine Geschenke gelegen hatten. Nun war er davon überzeugt, dass die Ayorés ihm absichtlich Geschenke zurückließen.

Ein weiterer Monat verging. Joe folgte den Pfaden der Ayorés in nördlicher und südlicher Richtung, und dann kehrte er wieder zu diesem Platz zurück. Dort fand er wieder neue Geschenke als Austausch für seine Geschenke.

Nun meinte Joe, er könnte jetzt auf keinen Fall den Pfad östlich von San Juan weiterverfolgen. Er wollte jetzt dieser einen Gruppe nachspüren, bis ein freundschaftlicher Kontakt hergestellt wäre.

Zu dieser Zeit beteten wir nicht nur: »Bewahre die Missionare.« Es war uns ein sehr großes Gebetsanliegen, dass Gott die Herzen der Ayorés auf wunderbare Weise vorbereiten möge, damit sie uns als ihre Freunde erkennen.

»O Gott«, beteten wir, »lenke die Herzen ihrer Führer, dass sie ihr Volk beeinflussen, damit es mit uns zusammenkommen will. Du weißt, wer unter ihnen Einfluss ausübt, seien es Häuptlinge, Medizinmänner oder irgendein anderer. Wenn sie aus dem Dschungel kommen, lass sie den Unterschied erkennen zwischen uns und denen, die ihnen nicht wohlgesinnt sind.«

Doch die Stelle, an der sich Eisenbahnlinie und Ayoré-Pfad kreuzten, war überhaupt kein günstiger Platz für die erste Begegnung mit diesen Dschungelbewohnern. Wenn diese Möglichkeit auch nahelag, meinte Joe doch, dass es besser sei, weiter nördlich einen Kontakt zu versuchen. Dort wären die Ayorés nicht so sehr den Einflüssen der Zivilisation ausgesetzt. Inzwischen hatte er gemerkt, dass die Ayorés ihre kleine Lagerstelle in der Nähe von Ipiás in einundzwanzig Tagen erreichen konnten, wenn sie nach Süden gingen. Aber wenn sie nach Norden gingen, kamen sie erfahrungsgemäß höchstens erst nach drei oder vier Monaten zurück, wenn sie auf ihrer langen Reise zu den Salzlager im Süden unterwegs waren. Entsprechend plante Joe seine Erkundungsmärsche.

Joe ging nun schon zum vierten Mal zu dem Lager bei Ipiás. Zu seiner großen Freude fand er nicht weniger als zwölf Geschenke: einen Rührlöffel mit kleinen Schnitzereien, eine Holzflöte, eine Klapper aus einem kleinen Schildkrötenpanzer und andere Gebrauchsgegenstände. Außerdem lagen alle diese Dinge auf einem Tisch aus Stöcken, damit sie besser zu sehen waren. Es konnte keinen Zweifel mehr geben: Die Ayorés suchten ganz sicher Freundschaft. Joe und seine Männer konnten ihre Freude kaum verbergen.

In dieser Zeit hatte Joe einen gläubigen Freund, der für die Eisenbahngesellschaft arbeitete und ihn im Eisenbahnlager in Ipiás vertrat. Wenn die Ayorés aus dem Dschungel kämen, würde er ihnen Geschenke geben. Joe hatte inzwischen noch einen anderen Freund: Justo Roca. Auf ihn konnte er sich jederzeit verlassen. Justo war ein dunkler, lockenköpfiger, unbeschwerter und freundlicher Bolivianer, dessen Leben sich radikal veränderte, als er sich zu Christus bekannte und von der Gebundenheit an den Alkohol befreit wurde. Nun ging er freiwillig mit Joe in den Dschungel, um seinen Dank gegen Gott zu erweisen. Doch er hatte eine Frau, die er unterstützen musste. Deshalb fing die Mission nach einiger Zeit an, Justo zu bezahlen, damit er ständig mit Joe zusammenarbeiten konnte.

Joe wanderte wieder einmal nach Norden und holte Lebensmittelvorräte aus San Juan. Diesmal konnte er in diesem Dorf nur einen Freund bewegen, ihn und Justo zu begleiten. Die drei gingen nun tief in den Dschungel hinein – zunächst nach Westen und dann nach Norden. Sie folgten dem Pfad der Ayorés und legten immer wieder Geschenke aus.

Am 4. August waren sie nach fünf Tagen mühsamer Wanderung so weit gekommen, wie es ihnen ihre mageren Vorräte erlaubten. Sie kannten den Pfad jetzt schon besser und hatten weit im Norden Geschenke hinterlassen können, wo sie vorher noch nie hingekommen waren. Aber wenn dieser Erkundungsmarsch vorbei war, mussten sie den ganzen Weg nach Roboré

zurücklegen, um ihre Vorräte an Kleidung und Ausrüstung zu erneuern.

In jener Nacht gingen die drei Männer auf dem Pfad der Ayorés nach Süden. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, da überraschte sie die Dunkelheit. Deshalb hielten sie an und errichteten ein Lager für die Nacht. Bevor sie einschliefen, verbrachten sie noch eine gewisse Zeit im Gebet.

Die drei Männer setzten sich, hielten ihre Hände vors Gesicht und verbeugten sich in Ehrfurcht. Da erscholl ein durchdringender Ruf durch den Dschungel. Seit vier Jahren war Joe nun schon auf dem Pfad, und jetzt wurde er sich zum ersten Mal richtig bewusst, dass außer ihm und seinen Männern noch andere Menschen da waren. Der Rufende musste sehr weit entfernt sein, aber der Schrei war so schrill, dass er weit zu hören war. Einen Augenblick später hörte man aus einer noch größeren Entfernung einen Antwortruf. Joe und seine Männer blickten auf und lauschten. Totenstille herrschte auf der kleinen Lichtung, wo sie ihre drei *cojñone*-Hängematten für die Nacht aufgeschlagen hatten.

Eine Zeit lang hörten sie, wie hohe Stimmen in einer unbekanntenen Sprache einander zuriefen. Ihre Worte ähnelten aber überhaupt nicht der Sprache, die sie zurzeit lernten. Schließlich gingen die Stimmen, die aus weiter Ferne geantwortet hatten, in ein grauenhaftes Heulen über. Es hörte sich an, als ob Frauen und Kinder vor Angst schrien.

Joe hatte gehört, dass die Ayorés schreien würden, wenn sie Fremde in der Nähe wussten. Es betrückte ihn, wenn er daran dachte, dass sie sich vor ihm fürchten könnten. Es war wohl ganz gut gewesen, dass die drei in jener Nacht nicht weitergegangen waren. »Sie haben wahrscheinlich unsere Geschenke auf dem Pfad gesehen«, sagten Joes Männer zueinander. Erst später sollten sie erfahren, dass ein Ayoré so nahe bei ihnen gewesen war, dass er sie sogar beim Beten gesehen hatte. Schließlich verhallten die Schreie. Joe und seine Gefährten schliefen ein, aber ihr Schlaf war unruhig. Die ganze Nacht hindurch schreckten

sie immer wieder auf, wenn sich in ihrer Nähe nur etwas leise regte.

Bei Tagesanbruch nahm Joe seine Liste mit den Ayoré-Ausdrücken hervor. Er wagte kaum zu hoffen, dass seine Stimme genauso weit zu hören war wie das Geschrei in der vergangenen Nacht. Aber man konnte es ja einmal versuchen. Mit den Händen bildete er einen Schalltrichter vor seinem Mund.

»*Yijorane! Yijorane!*« (»Meine Freunde! Meine Freunde!«) rief er. Angestrengt lauschte er, aber außer dem morgendlichen Gesang der Vögel war nichts zu hören. »*Yijorane! Yijorane!*«, wiederholte er. Er rief alle Worte, die er wusste, um anzudeuten, dass er nichts Böses im Sinn habe. Immer noch war keine Antwort zu hören. Noch einmal rief er, aber in der Stille war nur das Echo zu hören. Hatten sie ihn gehört? Und wenn ja, hatten sie ihn auch verstanden? Vielleicht hatten sie ihn gehört und aus Furcht nicht geantwortet. Joe hoffte es, denn es hing so viel davon ab.

Mit neuem Mut brachen die drei Männer das Lager ab und beendeten die Reise nach Süden. Beinahe vier Jahre lang hatte man nur wenige schwache Anhaltspunkte gehabt: gelegentliche Gerüchte, Fußspuren und den Austausch von einigen Geschenken – und nun schließlich dieses Schreien! Joe wollte so bald wie möglich zurückkommen, um auf diesem Pfad noch weiter nach Norden zu gehen.

Der erste freundschaftliche Kontakt

Ein paar Tage später hörten Joes Kinder eine vertraute Stimme an der Haustür. Joe kam mit großartigen Nachrichten zurück. Er war in Hörweite der Ayorés gewesen! Sogleich fing er an, Vorräte für eine groß angelegte Expedition in den Norden anzusammeln. Er wollte zu dem Ort vorstoßen, wo er die Schreie der Ayorés gehört hatte. Doch in den Vormittagsstunden des 12. August wurde Joe in seiner Arbeit durch das plötzliche Erscheinen eines Bolivianers gestört. Er war von dem ortsansässigen Ingenieur der Eisenbahngesellschaft mit einer Nachricht geschickt worden. Höflich teilte er Joe die Botschaft mit.

»Der Herr Ingenieur möchte, dass Sie sofort mit nach Ipiás kommen«, sagte der Mann. »Einige *bárbaros* sind aus dem Dschungel ins Eisenbahnlager hinausgekommen und wollen Freundschaft schließen!«

Joe war begeistert. Aber würden die Ayorés lange genug in der Nähe bleiben, bis er dorthin kommen und Verbindung mit ihnen suchen konnte? Er zögerte keinen Augenblick. In wenigen Sekunden war er fertig; er platzte fast vor Eifer. Niemand außer Joe durfte den Ingenieur von Roboré in dem kleinen ben-

zingetriebenen Wagen begleiten, der auf der Eisenbahnschiene über Portón nach Ipiás fuhr. Geheimhaltung war das Gebot der Stunde.

In San José waren Dorothy und ich mit unseren Sprachstudien beschäftigt. Aber wir wurden unterbrochen. Ein Sonderkurier überbrachte uns die dringende Aufforderung, Inez sofort nach Ipiás hinauszubringen, wo man sie als Übersetzerin benötigte. Das konnte nur bedeuten, dass die Ayorés schon bei den Eisenbahnarbeitern waren. Wir hatten noch keine Zeit gehabt, darüber zu sprechen, da kam schon ein Lastwagen von der Eisenbahngesellschaft. Der Fahrer sagte, er solle uns schnell zu Inez' Besitzer in die Stadt bringen und dort die Erlaubnis holen, sie mit nach Ipiás zu nehmen. Danach sollten wir sie von der Ranch abholen und auf der Straße neben der Eisenbahnlinie weiterfahren.

Wir verließen San José in der Stille der Mittagspause. Aber es war bereits dunkel, als wir in Ipiás ankamen. Die freundlichen Ayorés waren da gewesen. Aber sie waren vor Sonnenuntergang schon wieder im Dschungel verschwunden. Immer noch herrschte Aufregung im Eisenbahnlager. Etwa zweihundert Arbeiter waren aus der Nähe zusammengekommen und liefen nun im Lager hin und her. Seit diese Besucher, wie aus einer anderen Welt, zum ersten Mal aufgetaucht waren, hatten die Eisenbahnarbeiter nicht mehr an Arbeit gedacht. Es dauerte nicht lange, bis wir uns ein Bild von dem Geschehenen machen konnten.

Ein kleiner Wagen tuckerte die Schienen von Portón nach Ipiás herunter mit zwei Bauingenieuren, der eine ein Brasilianer, der andere ein Bolivianer. Vor sich erblickten sie etwas, das ihnen die Haare zu Berge stehen ließ: einen Haufen nackter *bárbaros*. Die Wilden kamen am Schienenstrang entlang direkt auf sie zu. Über ihre geschmeidigen braunen Körper und ihre breiten Gesichter zogen sich Streifen von Lehm oder Holzasche. Dadurch wurde ihre Erscheinung noch furchterregender. Einige hatten langes schwarzes Haar, das über den Rücken fiel; andere

hatten es am Hinterkopf mit einer Kordel fest zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Mit stechenden Augen starrten sie auf den Wagen und seine Insassen. Kein Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Vor Anspannung zitterten ihre Nasenflügel. Waren sie so furchtbar wie sie aussahen? Oder hatten sie selbst Angst?

Ganz automatisch, aus seinem Selbsterhaltungstrieb heraus, zog der brasilianische Ingenieur seine Pistole aus dem Halfter und zielte auf die Wilden. Aber Señor Arce, der Bolivianer, war noch schneller. Seine scharfen Augen hatten die Situation sofort erfasst: Wo waren ihre Pfeile und Bogen? Ihre Speere? Und ihre berüchtigten *macanas*? Diese *bárbaros* trugen keine Waffen! War es denkbar, dass sie gekommen waren, um Freundschaft zu schließen? Es war immerhin möglich.

Señor Arce sah, wie sein Gefährte sich anschickte, den vordersten Ayoré zu erschießen. Mit einer schnellen Bewegung schlug er den Arm des Brasilianers herunter. »Warten Sie«, rief er ihm zu. »Ich glaube nicht, dass sie böse Absichten haben. Scheinbar sind sie ohne Waffen. Mal sehen, ob sie meinen Sonnenhelm annehmen.«

Das alles geschah in Bruchteilen von Sekunden. Señor Arce schleuderte den näher kommenden Ayorés seinen Korkhelm entgegen. Aber er hatte nicht mit dem starken Gegenwind gerechnet, der den Helm zurücktrieb. Der vorderste Ayoré verstand seine Geste trotzdem. Er ging weiter nach vorn und hielt ein Stück groben Webstoffes hin. Señor Arce nahm es an. Die übrigen Ayorés folgten dem ersten direkt auf den Fersen. Einer von ihnen bückte sich und hob den Sonnenhelm auf.

Nachdem der Austausch von Geschenken ohne Zwischenfall verlaufen war, atmeten wohl beide, die Eisenbahningenieure und die Ayorés, ein wenig auf. Die Ingenieure glaubten ihren Augen nicht trauen zu können, als sie beobachteten, wie ihnen auf dem Weg zurück zum Lager von Ipiás eine Reihe von furchtsam zurückhaltenden, aber gewiss tapferen Ayorés folgte. In Hörweite des Lagers rief Señor Arce allen anderen zu, nicht zu

schießen. Das war sehr nötig, denn viele Arbeiter meinten, sie müssten sich für Verwandte rächen, die von den Wilden getötet worden waren.

Die Köchin, eine unbekümmerte Bolivianerin, bereitete gerade das Mittagessen zu, als jemand rief, die *bárbaros* seien da. Aber der Rufer erwähnte nicht, dass sie in Begleitung der zwei Ingenieure kamen. Die Frau meinte, sie müsse die Heldin des Tages werden. Sie hatte kein Gewehr, aber auf einem Regal lagen die Gewehrkugeln ihres Mannes. Sie warf drei davon ins Feuer, um die Eindringlinge durch die Explosionen abzuschrecken. Am Abend erzählte uns ihr Mann von dieser »Großtat«.

»Glauben Sie mir, Señora, die Kugeln explodierten nicht«, sagte er. Er konnte es nicht fassen. »Und sie sind noch zu gebrauchen. Das nenne ich ein Wunder!« Auch andere dieser rauen, von der Arbeit gestählten Eisenbahnarbeiter, waren davon überzeugt, dass Gott an diesem Tag zugunsten der Ayorés eingegriffen hatte.

Am meisten erstaunte sie, dass die *bárbaros* selbst den ersten Schritt zu einem »freundschaftlichen Kontakt« mit den *cojñone* unternommen hatten. Und ihr Vertrauen war so groß gewesen, dass sie ohne Waffen kamen, obwohl sicher viele ihrer Stammesgenossen unter dem schrecklichen, todbringenden »ting« der Gewehre gefallen waren. Was konnte einen im Dschungel geborenen Ayoré veranlassen, ohne *macana*, Pfeil und Bogen oder Speer zu den *cojñone* zu gehen? Der Friede im Lager hing jedoch die ganze Zeit an einem Haar. Das merkwürdige Geschehen jenes Tages hätte leicht zu einer Tragödie für die *cojñone* oder die Ayorés führen können. Aber es gab noch mehr Neuigkeiten.

Etwa zur gleichen Zeit kam es zu einem weiteren Zusammentreffen mit Ayorés – und zwar am Hintereingang des Lagers von Ipiás auf der Lastwagenstraße, die parallel zur Eisenbahnlinie von Portón verläuft. Einige Ayorés hatten durch den ersten guten Kontakt so viel Mut gefasst, dass sie einen Lastwagen anhielten, der durch den Dschungel zum Lager gekommen war. In Santiago hatte sich kurze Zeit vorher ein deutscher Zahnarzt

bekehrt. Er praktizierte in den Städten entlang der Bahnlinie und befand sich nun auf diesem Lastwagen. Joe hatte sich mit ihm in Portón über die Ayorés unterhalten. Er war ein freundlicher Mann von untersetzter Gestalt. Seine große Erfahrung ließ ihn mit jeder Situation fertig werden. Während der Fahrer vor Angst erstarrte, erkannte der Zahnarzt sofort das Besondere der Lage: Diese *bárbaros* trugen keine Waffen!

Schnell nahm er sein Jagdmesser, zeigte es den Ayorés und warf es auf den Boden. Dann zog er Hut und Jacke aus, sprang vom Lastwagen und ging zu ihnen hinüber. Die Ayorés umringten und umarmten ihn. Einer von ihnen nahm seinen Kopfputz aus Jaguarfell ab und setzte ihn dem Zahnarzt auf. Ein anderer legte ihm seinen Halsschmuck aus Federn um. Der Zahnarzt strahlte und dachte gar nicht daran, dass er eine lächerliche Figur abgab. Daraufhin gewannen auch die anderen Insassen des Lastwagens Vertrauen und ließen sich von der freundschaftlichen Atmosphäre anstecken. Die ganze Menge bewegte sich nun auf das Lager zu.

Und wer tauchte auf, als sie gerade gegenseitig Geschenke austauschten? Joe Moreno! Zuerst konnte er kaum erkennen, wer die Ayorés und wer die *cojñone* waren. Der Sombrero eines Ranchers saß auf einer dichten, langen Haarflut. Darunter der nackte braune Körper eines Mannes, der zu seinem Lendenschutz nun ein Hemd trug. Neben ihm stand ein lächelnder Geber, ohne Hut und ohne Hemd, der sich als ein Eisenbahnarbeiter entpuppte. Zum ersten Mal in seinem Leben war Joe sprachlos. Aus tiefstem Herzensgrund dankte er Gott, der dies alles bewirkt hatte. Als er endlich ganz begriff, was vor sich ging, wusste er, dass vor seinen Augen ein Wunder geschah, und er erkannte sofort, welche Auswirkungen das haben würde. Nicht nur die Ayorés waren schließlich freundlich geworden, sondern die betroffenen *cojñone* hatten sich aufgemacht, diese Freundschaft zu erwidern.

Zwei von Joes treuen Helfern hatten in Ipiás auf ihn gewartet. Bevor er kam, versuchten sie, die ihnen bekannten Brocken der Ayoré-Sprache anzuwenden. Nun bemühten sie sich gemeinsam

mit Joe, den Ayorés mithilfe von Worten, Zeichen und Gesten klarzumachen, dass sie ihre ganz besonderen Freunde seien. Außer ihnen verstand niemand auch nur ein Wort der Ayoré-Sprache. Der deutsche Zahnarzt stand in der Nähe und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Was für schöne Zähne sie haben!«, bemerkte er. »Bei einem solchen Stamm hätte ich nicht viel Arbeit! Aber warum zupfen sie sich wohl alle die Augenbrauen und Augenwimpern aus?« Mit einem kurzen Blick hatte er entdeckt, dass keiner von ihnen diesen Schmuck der Natur besaß. Einige hatten ein paar verstreute Härchen am Kinn und über der Oberlippe. Sie waren offensichtlich so spärlich, dass sich eine Rasur nicht lohnte.

Manche Arbeiter hatten versucht, sich in der neuen Masche, den Besuchern Geschenke anzubieten, gegenseitig auszustechen. Sie verschenkten Kleidungsstücke, Spiegel, Seife – ja, alles, was sie zur Hand hatten. Der junge Telefonist erzählte uns, er habe fünf Hosen weggegeben, unter anderen auch die, die er gerade getragen hatte. Deshalb musste er bis zum Anbruch der Dunkelheit warten, ehe er nach Hause gehen konnte.

Dorothy und ich waren voller Dankbarkeit gegen Gott. Ganz aufgeregt überlegten wir, was das alles wohl zu bedeuten habe. Sollte es uns schließlich vergönnt sein zu sehen, wie ein freundschaftliches Verhältnis zu diesem Volk entstand, und sollten wir miterleben, wie es mit dem Evangelium erreicht wurde? Sollten wir endlich Frucht sehen, eine Ernte der Seelen, für die wir und unsere Männer nach Bolivien gekommen waren? Seit fast vier Jahren hatten wir für diesen Augenblick gebetet.

Tief in unseren Herzen war auch die Frage, was mit unseren Männern geschehen war. Diese Ayorés, die in Ipiás aus dem Dschungel gekommen waren, stammten wahrscheinlich nicht von den Sunsa-Hügeln. Aber vielleicht hatten sie unsere Männer gesehen. Vielleicht kannten sie andere Ayorés, die ihnen begegnet waren. Sollten wir nun mehr von dem Schicksal der fünf erfahren? Oder vielleicht würden wir sie sogar wieder-

sehen? Wir wagten kaum, daran zu denken. Wir wussten es zurzeit noch nicht, dass tief in den Wäldern, ziemlich weit vom Lager von Ipiás entfernt, eine angeregte Diskussion in der Sprache der Ayorés geführt wurde. Der wichtigste Tag in der jüngsten Geschichte war ein voller Erfolg gewesen. Erstens war niemand von ihnen getötet worden, und zweitens hatten sie auch Geschenke bekommen.

Ein junger Mann namens Samané war wohl der Held des Tages. Er hatte dem Mann auf diesem fremdartigen, lärmenden Schienenwagen, der über das »große Eisen« fuhr, als erster Ayoré ein Geschenk angeboten. Doch Samané saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und schaute missmutig ins Feuer. Er fühlte sich hintergangen. Natui hatte den Hut genommen, den der nette Mann *ihm*, Samené, zugeworfen hatte. Und nun prahlte Natui, er habe das erste Geschenk von den *cojñone* bekommen. Samané hatte Lust, ihn anzubrüllen. Dieses erste Geschenk war für ihn bestimmt gewesen. Doch er wagte es nicht, Natui zu reizen. An einem solch erfolgreichen Tag war es wohl besser, jeden Missmut zu unterdrücken.

In jener Nacht sagte Joe Dorothy, Inez und mir, was er und seine Männer in der nächsten Zeit zu tun gedachten. Sie konnten nicht wissen, ob die Ayorés am nächsten Tag wiederkommen würden. Deshalb wollten sie ihnen auf ihrem Pfad entgegengehen, um sie weit weg vom Eisenbahnlager zu treffen und mithilfe von Inez zu ihnen zu sprechen. Zu dieser Zeit verstanden wir Frauen die ganze Geheimnistuerei nicht. Aber wir hatten schon von vielen Zwischenfällen gehört, und es gab sicher in der Nähe Leute, die nicht zögern würden, aus unseren neuen Dschungelfreunden Kapital zu schlagen.

Ich würde Inez begleiten, während Dorothy sich um ihren Enkel kümmern sollte. Inez musste das Baby mitbringen, weil sie es in dieser Woche hütete. Dorothy brachte den Kleinen in dem transportablen Telefonhaus im Eisenbahnerlager von Ipiás unter, das aus zwei Räumen bestand. Señor Arce hatte es unserer Missionsgruppe zur Verfügung gestellt. Auch der Zahnarzt

ließ für diesen Tag alles andere ausfallen. Er folgte Joe wie ein Schatten, um ihm zu helfen, wo er nur konnte.

Der 13. August 1947 ist mir als ein besonderer Tag in Erinnerung geblieben. Da bin ich zum ersten Mal mit den Männern auf einem Ayoré-Pfad gegangen. Nachdem wir der Eisenbahnlinie etwa anderthalb Kilometer gefolgt waren, stießen wir auf eine Lichtung. Die Männer deuteten auf eine Stelle an der linken Seite, die ich kaum wahrnahm. Dort führte der Pfad aus dem Dschungel heraus. »Seht!«, rief Joe. »Überall frische Fußspuren! Da sind die Ayorés gestern aus dem Dschungel herausgekommen.« Nun konnte ich deutlich erkennen, dass die Spuren auf der einen Seite auftauchten und im Süden in Richtung der Salzlager wieder verschwanden. Wir bogen von den Schienen rechts ab und gingen auf dem Pfad der Ayorés nach Süden. Das Unterholz war sehr trocken, sodass meine Arme, die Knöchel und mein Gesicht bald von den Dornen und Sträuchern ganz zerkratzt waren. Obwohl brütende Hitze herrschte, musste ich eine Jacke tragen, und unter meinem Rock hatte ich noch eine lange Hose. Um meine Augen zu schützen, zog ich die Schultern hoch und senkte meinen Kopf. Die Büsche waren so hoch, dass sie uns gefährdeten, doch sie gewährten keinen Schatten. Es herrschte eine sengende Hitze. So waren wir froh, dass die Männer uns angehalten hatten, Hüte aufzusetzen.

Unser Weg führte durch eine scheinbar undurchdringliche Wildnis. Ich war erstaunt, dass die Männer erkennen konnten, was ein Pfad war und was keiner. Manchmal mussten wir über einen Baumstamm balancieren, und einen Augenblick später kletterten wir durch die Gabel eines sehr niedrigen Baumes. Ich bemerkte, das sei ja wie auf der Pirsch. Aber einer der Männer korrigierte mich.

»Auf der Pirsch kann man manchmal sogar reiten, aber auf einem *bárbaro*-Pfad kann man das nie!« Ich war doch noch reichlich naiv.

Hier und da fanden wir einige von den Geschenken, die die Arbeiter den Ayorés am vergangenen Tag gegeben hatten. Was

sie nicht gebrauchen konnten, hatten sie auf dem Pfad liegen lassen, wenn sie es in Ipiás auch gern angenommen hatten. Da lagen brasilianische Zeitschriften, ein Spiegel, ein Rohrzuckerstück und sogar ein Stück Seife, das noch im Papier angebissen worden war. Ein Arbeiter hatte nicht daran gedacht, dass die Ayorés mit Seife wohl kaum etwas anfangen konnten.

Gegen Mittag meinten die Männer, die Ayorés seien ziemlich weit vor uns. Joe erklärte, wenn sie zu den Salzlagern gingen, kämen sie vor zwanzig Tagen nicht zurück. Wir waren enttäuscht, aber Joe wusste ja, was er sagte. Fast vier Jahre lang hatte er die Gewohnheiten der Ayorés studiert.

Schließlich fanden wir ein schattiges Plätzchen, wo wir uns zum Mittagessen niederließen, um dann ins Lager zurückzukehren. Wir hatten ein paar Dosen Corned Beef mitgebracht. Als Stühle benutzten wir tief hängende Zweige oder setzten uns einfach auf den sandigen Boden. Blätter dienten als Teller, und mit kleinen Zweigen aßen wir das kalte Fleisch.

Auf dem Rückweg überlegte ich, womit man die Knöchel schützen könnte. Soldatengamaschen wären wohl recht nützlich gewesen. Die Strümpfe waren zerfetzt, die Haut so zerkratzt, dass ich es fast nicht mehr aushalten konnte.

Inez sagte nicht viel. Ich versuchte mir vorzustellen, welche Ängste sie wohl quälen mochten. Sie hatte mir gesagt, Ayorés töten manchmal einen der Ihren, wenn er von den *cojñone* zurückkommt, vor allem aber dann, wenn die Gefahr besteht, dass er eine Krankheit einschleppt.

An jenem Nachmittag waren Dorothy, Inez und ich sehr froh, als wir im Lastwagen nach San José saßen. Auf der Straße, die am Dschungel entlangführte, begegneten wir einem anderen Lastwagen. Unser Fahrer hielt an und teilte dem anderen Fahrer, der sein Freund zu sein schien, die neuesten Nachrichten mit. Aber der andere hatte schon davon gehört. Es hatte sich weit herumgesprochen, dass die *bárbaros* aus dem Dschungel gekommen waren und von sich aus die Freundschaft der *cojñone* suchten.

Als der Lastwagen an uns vorbei in Richtung Ipiás weiterfuhr, sahen wir zu unserem Entsetzen, dass der ganze Laderaum voll bewaffneter Männer war.

Plötzlich entdeckten wir Señor Fulano unter den Männern. Dorothy und ich fragten uns, was er wohl in Ipiás vorhatte. Wir dachten beide das Gleiche: Meinte er nun, die Wilden »könnten gezähmt werden«?

Als wir in San José ankamen, wurden unsere Befürchtungen bestätigt. Man sagte uns, dass sich diese Männer, denen wir auf der Straße begegnet waren, *bárbaros* besorgen wollten. Einige hatten sogar verlauten lassen, sie würden Ayorés herbringen, um sie ihren Freunden und Verwandten zu präsentieren! Sie wollten sie nicht »als Sklaven« haben, denn das bolivianische Gesetz verbietet die Sklaverei, aber wir wussten alle nur zu gut, dass sie in den Ayorés Arbeitskräfte sahen, die sie nicht bezahlen brauchten.

Wie Joe es verlangte, berichteten wir niemandem von dem, was wir erfahren hatten. Man fragte uns nur, ob wir die Ayorés gesehen hätten, und wir konnten mit gutem Gewissen antworten, dass dies nicht geschehen wäre. Doch wir dankten Gott von Herzen, dass die Ayorés schon zu den Salzlagern unterwegs waren, bevor der Lastwagen mit den bewaffneten Männern ankam. Jetzt durfte nur niemand erfahren, dass wir sie in zwanzig Tagen zurückerwarteten! Man brauchte uns nicht zu ermahnen, darüber zu schweigen.

Am folgenden Tag fuhr der Lastwagen zu unserer großen Erleichterung nach San José zurück und – er hatte keine *bárbaros* geladen. Doch Señor Fulano fehlte. Wir fanden heraus, dass er die Umgebung von Ipiás und Portón ein wenig erforschen wollte. In San José wimmelte es von Gerüchten. Die Leute sagten, Señor Fulano plane, das Land der Ayorés zu einer Kolonie zu machen und sie selbst in der Industrie einzusetzen. Wir waren entsetzt, wenn wir daran dachten, dass ein solcher Plan in Erfüllung gehen könnte. Der ganze Stamm der Ayorés würde dann wohl versklavt werden.

Señor Fulano hatte angeordnet, dass er als Erster informiert werden sollte, wenn die Ayorés aus dem Dschungel kämen. Bald erfuhr er, dass der bolivianische Ingenieur Señor Arce, der als Erster den Ayorés seinen Helm als Geschenk angeboten hatte, Joe in Roboré informiert hatte. Eines Tages erkühnte sich Señor Fulano gar, zu Señor Arces Frau in Portón zu sagen: »Warum hat Ihr Mann nach Roboré zu Joe Moreno senden lassen, anstatt mich in San José zu benachrichtigen?«

Señor Arce berichtete uns später, dass seine Frau ihm klug geantwortet hatte: »Das müssen Sie meinen Mann selbst fragen.« Einige Zeit danach stellte Señor Fulano Señor Arce dieselbe Frage. Señor Arce war vorgewarnt. »Nun, Señor Fulano«, erwiderte er, »wenn ich gesehen hätte, dass Sie sich irgendwie zugunsten der *bárbaros* bemühten, hätte ich natürlich an Sie gedacht.« Señor Fulano blickte ihn finster an. »Dagegen hat Señor Moreno jahrelang eine Erkundungsreise nach der anderen unternommen und dabei oft sein Leben gewagt, um die Freundschaft der Ayorés zu gewinnen. Warum sollte ich nicht zuerst an ihn denken?« Señor Fulano versuchte, nicht länger mit ihm zu streiten, sondern wandte sich verärgert ab.

Señor Arce war nicht gläubig. Er hatte sich mit Joe lange über geistliche Dinge unterhalten, doch seine eigene innere Not hatte ihn nicht allzu sehr bekümmert. Aber er unterstützte Joe sehr eifrig bei dem Versuch, die Freundschaft der Ayorés zu gewinnen. An dem Tag, an dem die Ayorés zum ersten Mal aus dem Dschungel kamen, schien auch er davon überzeugt zu sein, dass der allmächtige Gott den Menschen in seiner Hand hat. Señor Arce hatte beim ersten Kontakt eine Rolle gespielt.

»Gerade am Abend vorher«, berichtete er Joe, »sagte ich zu meiner Frau: ›Weißt du, was ich täte, wenn ich je *bárbaros* begegne! Ich würde ihnen zuerst meinen Helm zuwerfen, um zu sehen, ob sie freundliche Absichten haben.‹ Aber meine Frau ließ sich nicht überzeugen und antwortete nur: ›Das würdest du nicht tun!« Es war sicher kein reiner Zufall, dass er diese Situation durchdacht hatte, bevor sie eintrat.

Señor Arce schrieb einen ausführlichen Bericht über den freundschaftlichen Kontakt mit den Ayorés und schickte ihn an die Regierung in La Paz. Das Telegramm des Ministers für Kolonisation, das er nicht an Señor Fulano, sondern an Joe Moreno adressierte, war zweifellos die Antwort auf diesen Bericht:

»Ich gratuliere Ihnen, dass Sie die Freundschaft der Wilden gewonnen haben.«

Corabes Nachkommen

Joe brauchte Männer für seine Dschungelmärsche, aber es fehlte an Arbeitskräften. Er bat mich, in Ipiás Stellung zu beziehen für den Fall, dass die Ayorés unverhofft auftauchten, während er abwesend war.

Er hatte mir einen Platz besorgt. Ich sollte im Telefonhaus wohnen und arbeiten. Es hatte wenigstens Wände. Sie waren aus vorgefertigten, verzinkten Platten hergestellt. In einem Raum saß tagsüber der junge Telefonist und nahm die Telefongespräche für die Gesellschaft ab. In dem anderen, der etwa dreieinhalb Quadratmeter groß war, hing ich meine Hängematte auf. Tagsüber diente sie als Stuhl und nachts als Bett. Auf dem sandigen Fußboden errichtete ich eine Feuerstelle, sodass ich mich wärmen konnte, wenn die kalten Südwinde bliesen. Aber ich brauchte mir nicht selbst Essen kochen. Man hatte mich eingeladen, in der Küche der Gesellschaft zu essen.

Ich wohnte nun schon ein paar Tage dort, als ich Briefe von Dorothy und Audrey erhielt. Da sie fast fünf Jahre in Bolivien gewesen waren, stand ihnen jetzt bald ein Heimaturlaub zu. Über das Schicksal unserer Männer hatte man nichts Neues

gehört, aber sie hatten keine Minute lang die Hoffnung aufgegeben. Sie waren zuversichtlich, dass der Kontakt mit dem Stamm während ihrer Abwesenheit fortgesetzt werden würde.

Inzwischen war wieder eine neue Missionarin, Clara Ford, aus den USA gekommen. Sie hatte Joe gesagt, sie wolle da arbeiten, wo sie nach seiner Meinung am nützlichsten wäre. Als sie gerade in San José angekommen war, ließ Joe ihr mitteilen, sie möge doch nach Ipiás kommen, um mit mir zusammenzuarbeiten. Clara war älter als ich. Sie war einmal als Missionarin in Ostafrika gewesen. Sie konnte kein Spanisch, aber damals konnten das die Ayorés auch nicht. Doch sie hatte eine sehr liebenswürdige Art, und das war wichtig. Wenn sie aus dem Dschungel kämen, könnte sie wenigstens freundlich lächeln und mir beim Austausch der Geschenke behilflich sein.

Clara und ich mussten einiges lernen, um Joe und seinen Männern wirklich nützlich sein zu können. Da war zum Beispiel genau westlich vom Lager in Ipiás ein Hügel, von dem man eine gute Aussicht hatte. Eines Tages gingen die Männer mit uns dorthin und brachten uns bei, wie man Rauch beobachtet und deutet. Wenn sich der Rauch in der Ferne bewegte, konnte man auf ein unbeabsichtigtes Feuer schließen. Aber wenn er gerade in die Höhe stieg, stammte er vielleicht von den Lagerfeuern der Ayorés.

Wenn die Männer unterwegs waren, musste Clara jede Nacht zur Eisenbahnlinie hinaufklettern und den südlichen Horizont absuchen. Joe erklärte, von diesem Aussichtspunkt sehe man sogar ein kleines Feuerchen auf dem Hügel zwischen uns und den Salzlagerern hellrot in der Nacht leuchten. Sorgfältig hielten wir Ausschau, aber entdeckten nichts.

Dann sahen wir eines Abends über den Wipfeln der Dschungelbäume ein gewaltiges Licht im Osten. Es kam aus der Richtung des Ayoré-Pfades. Joe war an diesem Tag ins Lager zurückgekommen. Er eilte nun mit Justo, sie waren inzwischen unzertrennlich geworden, hinüber zum Telefonhaus. Justos Frau war übrigens noch in Roboré.

»Señora Juana! Señora Juana!«, hörte ich sie rufen. Ich trat hinaus und fragte mich, was wohl los sei. Da sah ich plötzlich das Licht. Ich dachte, es müsse gewiss von einem Lagerfeuer der Ayorés stammen. Es war unglaublich nah. Joe gab seine Befehle. Ich sollte den Männern folgen, falls sie mich als Übersetzerin brauchten. Clara sollte im Haus bleiben, um dort alle Fragen der Arbeiter zu beantworten.

Mucksmäuschenstill ging es den Schienenstrang hinunter. Ich beeilte mich, um die anderen nicht zu verlieren, aber gleichzeitig bemühte ich mich, nicht über die ungleichmäßig ausgelegten Schwellen zu stolpern. Ich fror, aber das rührte weniger von der kalten Nachtluft her, sondern eher von meiner Nervosität. Ich wollte unseren neuen Freunden aus dem Dschungel nachts doch nicht so gerne begegnen. Während ich vorwärtsging, versuchte ich mich an die Ayoré-Ausdrücke zu erinnern, die ich so gut auswendig gelernt hatte: »Wir sind eure Freunde. Wir tun euch nichts Böses.« Zu meinem Entsetzen stellte ich fest, dass ich mich nicht mehr gut erinnern konnte. Ob die Worte mir im entscheidenden Augenblick wieder einfielen? Oder würde ich sprachlos dastehen, gerade wenn die Männer mich brauchten?

Plötzlich hielt Justo an. »Riecht ihr das? Das ist der Geruch von *bárbaros!*« Der Wind wehte einen bestimmten Geruch herbei. Aber ich musste ehrlich zugeben, dass ich ihn nicht von den gewöhnlichen Gerüchen der Dschungelpflanzen unterscheiden konnte.

Inzwischen verdeckten die hohen Bäume den Feuerschein am Himmel, der unseren Weg erleuchtet hatte. Aber Joe wollte nicht anhalten. Er hoffte immer noch, die Stelle zu finden, wo der Ayoré-Pfad die Eisenbahnlinie kreuzte. Er wollte sie mithilfe seiner Taschenlampe anhand von frischen Fußspuren auffindig machen. Bald kamen wir an einen etwas helleren Platz. Die Bäume waren niedrig, und man konnte ziemlich gut nach Osten sehen. Auf dieser Lichtung war zum ersten Mal der Himmel deutlich zu erkennen. Zu unserem Erstaunen fanden wir

keine Spur von einem glimmenden Feuer. Stattdessen stand der Vollmond nun als runder roter Ball über den Wipfeln der Bäume.

»Was für ein prächtiger Mond!«, staunte ich. Joe und Justo blickten zu mir hinüber. Dann sahen sie sich gegenseitig an. Ob der Lichtschein dieses aufgehenden Mondes das »Feuer« gewesen war, das wir im Lager gesehen hatten? Bald waren wir uns alle einig: Das war dieser Mond gewesen! Wir waren zu enttäuscht, um lachen zu können, und zu müde, um sofort umzukehren. So setzten wir uns auf die Schienen und beteten. Wir beteten, Gott möge die Ayorés weiterhin beschützen, bis wir ihnen das Evangelium bringen konnten. Dann gingen wir erschöpft nach Hause.

Etwa zwanzig Tage waren seit dem ersten Besuch der Ayorés vergangen. Joe war fest davon überzeugt, dass sie jeden Augenblick zurückkommen konnten. Er schickte mich nach San José, um Inez zu holen. Es wäre doch fein, wenn wir sie mit einem richtigen Übersetzer begrüßen könnten! Aber ich wusste, dass ich vorsichtig sein musste. Der Besitzer von Inez durfte keinen Verdacht schöpfen, wenn ich um die Erlaubnis bat, sie noch einmal nach Ipiás mitzunehmen. Niemand sollte etwas erfahren. Vor allem Señor Fulano nicht.

Die Nacht zum 1. September vergaß Clara Ford nicht so schnell. Sie berichtete mir später davon. Einige Missionare unterhielten sich in dem größeren Raum des Telefonhauses. Ein Neuling, Cliff Howe, hatte auf dem Weg von den USA nach Roboré hier in Ipiás Station gemacht. Frau und Kinder waren mit dem Flugzeug schon nach Roboré geflogen, wo sie ihn erwarteten. Cliff merkte, dass Joe Hilfe brauchte, und da er die Ayorés jeden Augenblick erwartete, entschloss er sich dazubleiben. Cliff, Joe, Justo und Clara überlegten, wie man die nächste Begegnung vorbereiten sollte. Da tauchte plötzlich ein Helfer auf. Dieser Mann hatte mit Joe schon mühsame Wanderungen unternommen und arbeitete nun für die Eisenbahngesellschaft.

»Kommt schnell heraus!«, rief er. »Ich will euch etwas zeigen!« Er winkte ihnen zu, sie sollten ihm zur Eisenbahnlinie folgen. Alles war still. Direkt hinter dem Haus befanden sich Hütten, in denen etwa fünfzig Arbeiter wohnten. Aber es brannten nur noch wenige Lichter, weil sich die meisten schon zur Ruhe begeben hatten. Clara kletterte mit den Männern die steile Böschung zur Eisenbahnlinie hinauf. Sie rutschte und stolperte über den sandigen Boden. Genau über einer Hügelkette, die in einer Entfernung von etwa sechzehn Kilometern südlich neben der Eisenbahnlinie verläuft, konnten sie deutlich den Glutschein eines Feuers erkennen. Diesmal waren sie sich sicher, dass es nicht der Mond war.

»Die Ayorés lagern auf der Hügelkette«, sagte Joe. »Morgen früh werden sie mit ziemlicher Sicherheit hier sein.« Schweigend gingen sie über die Böschung zum Telefonhaus hinunter. Joe meinte, sie sollten erst beten und sich dann besprechen.

»Wisst ihr, warum Gott es zulässt, dass dies *uns* gelingt, und nicht anderen, die genauso eifrig um einen Kontakt bemüht sind?« Er stellte diese Frage in den Raum, und alle rätselten, worauf er wohl hinauswollte.

»Die Antwort steht in Römer neun, Vers sechzehn«, sagte er und zitierte die Schriftstelle: »»Also liegt es nun nicht an dem Wollenden, noch an dem Laufenden, sondern an dem begnadenden Gott.««

Und sie beteten den Einen in Demut an, der es trotz großer Hindernisse möglich gemacht hatte, dass sie einen bisher unerreichten Stamm finden durften.

Als die Gebetszeit zu Ende war, wurde Joe plötzlich aktiv. Es schien, als ob sein Kopf wie ein Computer Pläne nur so herausspuckte. Zuerst rief er Señor Arce in Portón an. Er sprach vorsichtig, da er das Telefon der Gesellschaft benutzte und nicht wusste, wer zuhören konnte. Señor Arce versprach, einen Lastwagen zu schicken, mit dem Joe nach Portón kommen könnte, um die Angelegenheit zu besprechen. Kurz darauf trafen sie zusammen und unterhielten sich miteinander. Joe machte sich

Sorgen, ich könnte vielleicht nicht rechtzeitig mit Inez eintreffen. Er sprach darüber mit Señor Arce und bat ihn, mit einem Lastwagen ein anderes gefangenes Ayoré-Mädchen namens Rafaela holen zu lassen. Joe hatte sie auf dem Weg nach San Juan auf der Ranch von Christen getroffen. Von Portón aus waren das etwa fünfundzwanzig Kilometer in nördlicher Richtung. Señor Arce schickte sofort zwei Fahrer los, denen er streng befahl, ihren Auftrag geheim zu halten. Dann nahm er als Geschenke alle Lebensmittel mit, die Joe ihm vorschlug. Gemeinsam kehrten sie dann nach Ipiás zurück.

Etwa um acht Uhr am folgenden Morgen nahmen Joe, Cliff, der Mann von der Eisenbahngesellschaft und Señor Arce ihre Posten ein. Sie standen an der Eisenbahnlinie, etwa zweieinhalb Kilometer von Ipiás entfernt in Richtung Portón. Der Ayoré-Pfad, Joe und seinen Helfern inzwischen so gut bekannt, befand sich ganz in der Nähe. Sie stellten Säcke voll Salz, Getreide und Zucker bereit.

Señor Arce hatte ein Vermessungsgerät, das er als Fernrohr benutzen konnte. Sie stellten es sogleich auf und richteten es genau auf den Hügel im Süden, wo in der vergangenen Nacht das Feuer zu sehen war. Eine Zeit lang schauten sie vergeblich. Plötzlich stieß Señor Arce einen Schrei aus. Er und Joe sahen nun ein Bild, das sie nie wieder vergessen würden: Auf der Spitze des Hügels kam ein nackter Wilder ins Blickfeld. Sein Haar war als Pferdeschwanz hochgesteckt. Er wandte den Männern den Rücken zu, um die steile Klippe hinaabzusteigen, und verschwand dann unten im braungrünen Gewirr des Dschungels. Gleich darauf war der Nächste zu sehen.

Das alles fand in einer Entfernung von mehreren Kilometern statt! In einigen Minuten zählten sie zweiundzwanzig Ayorés, die der Reihe nach herankamen.

Sie brauchten nicht mehr zu spekulieren. Jetzt hatten sie die Tatsachen vor Augen. Die Ayorés waren tatsächlich in der Nähe. Während Señor Arce und Joe das einmalige Schauspiel betrachteten, war Justo im Lager in Alarmbereitschaft. Er hatte

Clara angewiesen, sich nie sehr weit von ihm zu entfernen für den Fall, dass die Ayorés aus dem Dschungel kämen. Er war genauso zuversichtlich wie Joe, dass sie uns noch einmal besuchen würden.

Etwa um elf Uhr an diesem Morgen schauten einige Wilde durch das Dickicht an der Eisenbahnlinie. Beim Anblick der Männer machten sie einen verschreckten Eindruck. Dann schwärmten etwa fünfundzwanzig von ihnen ganz plötzlich über die Schienen und umringten die wartenden Männer, die ihnen gleich zum Zeichen der Freundschaft ihre Hüte zuwarfen.

Doch besorgt stellten sie fest, dass die Ayorés nicht sehr freundlich aussahen. Einige der Älteren schauten düster drein. In diesen ersten spannungsgeladenen Augenblicken waren Joe, Cliff und ihre bolivianischen Gefährten sehr nervös. Sie hatten keine Ahnung, was in der nächsten Minute geschehen würde. Mit auswendig gelernten Ausdrücken versuchten sie, ihre Freundschaft zu beteuern, während sie die Ayorés auf die Lebensmittel aufmerksam machten, die sie ihnen mitgebracht hatten. In kurzer Zeit waren fast fünfzig Ayorés zusammen. Die *cojñone* wurden von den großen, starken Eingeborenen, deren Zahl sich ständig erhöhte, fast erdrückt.

Joe ging »zum Angriff« über. Er fing an, den Zucker sparsam auszuteilen, und er gab zu verstehen, dass er jedem die gleiche Menge geben wollte. Eifrig hielten die Ayorés ihre fest gewebten Taschen weit auf. Als kein Zucker mehr da war, teilte Joe etwa genauso große Mengen Salz aus. Das Salz nahmen sie viel lieber. Später erfuhren wir, dass die Reise zu den Salzlagern, von der sie gerade zurückkehrten, vergeblich gewesen war. Unerwartete Regengüsse waren auf die Salzlager niedergegangen. Sie würden lange warten müssen, bis sie die festen Salzbrocken ausgraben und ihren Familien bringen könnten.

Als Joe anfang, Getreide auszuteilen, schütteten die Ayorés den Zucker auf die Erde, um in ihren Taschen Platz für das Getreide zu machen. Nun brach fast ein Streit aus. Einige drängelten sich vor, um auch ja als Erste etwas zu bekommen.

Wenn andere näher kamen, scheuchten die vordersten sie weg. Joe versuchte ihnen durch Zeichensprache zu erklären, dass er jedem die gleiche Menge geben würde. Das beruhigte sie eine Zeit lang. Doch sie fingen immer wieder an zu streiten. Geduldig redete Joe wieder in Zeichensprache zu ihnen, und jedes Mal achteten sie auf ihn.

Als Joe schließlich nichts mehr hatte, was er hätte geben können, verschwanden vierzig oder fünfzig von ihnen in den Dschungel. Doch zwanzig oder dreißig Ayorés gaben zu verstehen, dass sie zum Eisenbahnerlager hinuntergehen wollten. So führte Joe sie dorthin.

Señor Arce stand in der Tür eines Hauses und erklärte stolz, dass Rafaela in dem Lastwagen angekommen war, mit dem er sie in der Nacht hatte abholen lassen. Señor Arce hatte sie unter seinen Schutz genommen. Joe war sehr froh. Nun konnte er den Ayorés zumindest sagen lassen, dass er ihnen freundschaftlich gesinnt war. Aber zu seiner großen Enttäuschung wollte Rafaela nicht sprechen. Joe sah ihr an, dass sie verstand, was die Ayorés sagten. Aber entweder aus Schüchternheit oder Furcht oder aus irgendeinem anderen Grund blieb sie stumm wie ein Fisch.

Während Joe mit Rafaela und einigen Ayorés in einem Teil des Lagers saß, kamen Inez und ich mit dem Lastwagen herein. Unser Fahrer ließ uns am hinteren Ende des Lagers, genau gegenüber dem Telefonhaus, aussteigen. Dort handelten Clara und Justo eifrig mit den Ayorés, die als Letzte gekommen waren.

Justo war ziemlich munter. Er versuchte die Worte in der Ayoré-Sprache anzuwenden, die wir ihm beigebracht hatten. Als er unseren Lastwagen erblickte, schaute er erfreut hoch und lenkte die Aufmerksamkeit der Ayorés auf Inez. Aber auch Inez schien ihre Sprache verloren zu haben. Sie lehnte sich an mich und wollte nicht von meiner Seite weichen; aber auch ich mochte sie nicht gehen lassen, denn ich hatte Angst, sie zu verlieren. Mir fiel ein, was Inez mir einmal über die Ayorés erzählte: Sie könnten sie töten, weil sie zu lange bei den *cojñone* gelebt hatte. Ich

schaute mir diese dunklen Körper nun zum ersten Mal genau an. Ihre langen Haare gaben ihnen ein besonders unheimliches Aussehen, und weil sie selbst so große Angst hatten, lächelten sie kaum.

Ich ließ ein kurzes Gebet zu Gott aufsteigen. Ich hatte den Eindruck, sie seien zu allem fähig.

Einige Ayorés scharten sich um Inez herum und sprachen auf sie ein. Sie redeten so schnell, dass ich kaum etwas davon verstehen konnte. Endlich antwortete sie ihnen in kurzen Sätzen. Im nächsten Augenblick sagte sie nichts. Nun sprachen die Ayorés alle gleichzeitig, und einer übertraf den anderen. Ihr Tonfall war mir gar nicht angenehm. Es hörte sich an, als ob sie entweder sehr empört oder verärgert seien. Ich war immer mehr davon überzeugt, dass sie beabsichtigten, Inez zu töten. Sie drängten sich ganz dicht um sie herum, und es sah aus, als wenn sie sich gegen sie zusammenrotteten. Ganz erregt rief ich leise nach Justo.

»Lass sie nicht allein«, bat ich ihn. »Sie wollen ihr sicher Böses antun.« Ich wandte mich zu Inez: »Was sagen sie, Inez? Was sagen sie?« Ihr Gesicht war völlig ausdruckslos. Nicht einmal der Schatten eines Lächelns war darauf zu sehen. War das ein Zeichen gespannter Aufmerksamkeit oder nackter Furcht? Ich wusste es nicht. Ich bereute sehr, dass ich sie in diese Lage gebracht hatte. Wenn ihr irgendetwas geschähe, könnte ich es mir nie verzeihen.

Schließlich schien sie zu merken, wie beunruhigt ich war.

»Señora, sie erzählen mir nur von meinen Brüdern!«, sagte sie etwas ungeduldig und in vorwurfsvollem Ton. Damit musste ich zufrieden sein. Ich strengte mich nun an, hier und da ein bekanntes Wort herauszuhören. Ganz plötzlich wurde die Unterhaltung lebhaft. Später erzählte mir Inez, worum es bei dieser Diskussion ging.

Als sie ihnen gesagt hatte, dass sie in der Sprache der Ayorés Aroide heißt, erinnerte sich ein älterer Stammesgenosse sofort an sie. »Du bist eine Schwester von Noraide und Ugucharene?«, fragte er. Inez nickte zustimmend. »Dann ist einer von deinen

Brüdern hier«, teilten sie ihr mit. Zum ersten Mal ließ sich Inez anmerken, dass sie überrascht war.

Etwas abseits stand ein junger Ayoré, dessen schwarzes Haar lose über den Rücken hing und nicht, wie es bei den älteren Männern der Fall war, zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war. Die Ayorés zeigten auf ihn, indem sie ihre Lippen verschoben. »Das ist dein Bruder Dagoy«, sagten sie. Diese Schwester kannte er nicht. Sie war vor siebzehn Jahren gefangen genommen worden, und er war zu dieser Zeit noch nicht geboren. Dagoy blickte Inez an, und Inez sah ihn an. Keiner von beiden bewegte sich; beide schienen sich vor dem anderen zu fürchten.

»Komm mit uns und besuche Noraide und Ugucharene!«, drängten sie Inez und deuteten leicht in nordöstliche Richtung, als ob ihre Brüder nicht weit entfernt seien.

Inez schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie bestimmt, »ich kann nicht mehr auf den Pfaden gehen. Ich bin nun an die weißen Straßen gewöhnt.«

Sobald wir konnten, arrangierten wir eine Besprechung im engeren Kreis. Joe, Inez und einige Ayorés versammelten sich im Haus. Draußen scharten sich die Eisenbahnarbeiter. Sie teilten Kleidungsstücke aus, schlossen Freundschaften und versuchten sich dabei gegenseitig zu überbieten. Ich wollte so gerne wissen, ob diese Ayorés irgendetwas über unsere Männer wussten. Joe bat Inez, ihren Bruder zu fragen, wo er lebe. Zwei oder drei antworteten gleichzeitig. Sie sagten, ihr Dorf sei viele Nachtlager entfernt. Sie zeigten nach Norden. »*De-too-ooong!*« (»Es ist weit, weit weg!«), sagten sie und dehnten das Wort besonders lang. Aber zu unserem Bedauern zeigten sie nicht in die Richtung der Sunsa-Hügel, die mehr östlich lagen. Joe ließ Inez übersetzen:

»Einmal gingen fünf von unseren *cojñone* dorthin, um mit den Ayorés Freundschaft zu schließen.« Er zeigte in die Richtung der Sunsa-Hügel. »Habt ihr je solche Leute gesehen?«

Die anwesenden Ayorés schienen sich zu freuen, dass unsere *cojñone* mit ihnen Freundschaft schließen wollten. Aber sie waren

selbst noch nicht in dieser Gegend gewesen. Folglich konnten diese Ayorés nicht mit denen identisch sein, die unsere Männer getroffen hatten. Wir waren klug genug, ihnen nicht zu sagen, dass wir den Verdacht hatten, einige Ayorés hätten unsere Männer gefangen genommen oder sie vielleicht sogar getötet. Wenn wir auch gern alles erfahren hätten, was sie wussten, mussten wir jetzt unsere eigenen Wünsche zurückstellen, um uns erst die beständige Freundschaft dieses Stammes zu sichern.

Joe bat Inez, den Ayorés zu erklären, dass er sie morgen an einem weiter nördlich gelegenen Ort treffen wollte. Er gab ein bestimmtes Wasserloch auf ihrem Pfad an und sagte ihnen, er sei bereit, mit ihnen überall hinzugehen oder sogar mit ihnen zusammenzuleben, wenn sie ihn bei sich haben wollten. Sie erklärten sich einverstanden, mit ihm am nächsten Tag zusammenzutreffen. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang war der letzte Ayoré aus dem Lager von Ipiás verschwunden.

In dieser Nacht ging ich allein spazieren. Dieses erste Gespräch ging mir nicht aus dem Sinn. Wie dumm war es von mir gewesen, mir solche Sorgen um Inez zu machen, während ihre Leute ihr nur etwas über ihre Brüder erzählen wollten! Aber konnte dieser schreckliche, unerbittliche Ausdruck und dieser hässliche Ton etwas anderes bedeuten, als dass sie Inez töten wollten? In meiner Erinnerung tauchte noch ein anderes Bild auf: Ich dachte an jenen Zwischenfall, den uns der Mann aus Santiago so anschaulich geschildert hatte. Er war als Vertreter der zweiten Gruppe gekommen, die unsere Männer hatte suchen sollen. Es schien mir nun, als könne ich den von ihm beschriebenen Ayoré vor mir sehen: diesen tapferen Wilden, der zurückgekehrt war und sich vor die sieben Männer des Suchtrupps gestellt hatte. Ich hatte den Berichtstatter unterbrochen und gefragt: »Meinen Sie, dass er vielleicht Freundschaft schließen wollte?« Der Gefragte hatte daraufhin geantwortet: »Nein ... Schon an seinem Tonfall konnte man erkennen, dass er zornig war.«

Nachdem ich nun selbst den Tonfall der Ayorés missdeutet hatte, fragte ich mich erneut, was dieser tapfere Ayoré vor fast

vier Jahren dem Suchtrupp wohl hatte sagen wollen. Ob er ein Freundschaftsangebot machen wollte?

Am nächsten Tag herrschte die Ruhe nach dem Sturm. Joe verließ uns mit einem bolivianischen Gefährten. Sie gingen nach Norden und hofften, einen Treffpunkt zu finden, der weit von den *cojñone* entfernt war. An diesem Tag würde kein Lastwagen zur Stadt zurückfahren, und so nutzten Inez und ich die Gelegenheit, um ein wenig auszuruhen.

Etwa um fünf Uhr nachmittags war das Lager wieder in Aufregung. Der Arbeiterzug brachte für die Nacht Arbeiter nach Portón zurück, als der Zugingenieur plötzlich einige Wilde vor sich auftauchen und geradewegs auf den Zug zukommen sah. Sie machten keine Anstalten, von den Schienen hinunterzugehen. Er merkte, dies waren nicht dieselben, die am vergangenen Tag aus dem Dschungel herausgekommen waren. Die Arbeiter verließen den Zug und alle gingen auf die Ayorés zu. Die vielen Menschen schienen die Ayorés zu erschrecken. Die meisten von ihnen flohen wie die Hasen in den Dschungel.

Señor Arce war auch im Zug. Er eilte schnell zurück, um Inez und mich zu holen. Ein paar Ayorés waren in der Nähe der Eisenbahnlinie geblieben, und so konnten wir drei mit ihnen reden. Bald fand Inez heraus, dass die Frauen sich ganz in der Nähe aufhielten und dort über Nacht lagern wollten. Ein junger Ayoré versprach, uns drei zu ihnen zu führen. Doch er sagte, er würde es nicht tun, wenn die vielen Arbeiter auch mitkommen wollten. Señor Arce winkte den Arbeitern, sie sollten weiterfahren, und er ließ im Lager ausrichten, dass niemand uns folgen dürfe.

Als wir etwa auf halber Strecke waren, begegnete uns ein einzelner Lastwagenfahrer. Er kam zu Fuß von einer alten Straße und bat, sich uns anschließen zu dürfen. Wir hatten nichts dagegen.

Voller Freude merkte ich, dass ich von der Unterhaltung zwischen Inez und unserem Anführer viele kurze Ausdrücke verstand. Später erfuhr ich, dass er Samané hieß. Sein Alter schätzte ich auf etwa zwanzig Jahre. Er hatte weiße, vorstehende Zähne

und ein breites Gesicht. Sein unbeschwertes, vertrauensvolles Lächeln schien gar nicht zu der furchterregenden Erscheinung seines nackten Körpers und seines langen Pferdeschwanzes zu passen. Plötzlich spitzte ich die Ohren. Er wollte etwas über mich wissen.

»Wo ist ihr Dorf?«, fragte er Inez. Sofort deutete sie mit ihren Lippen nach Norden. »Ihr Zuhause ist sehr, sehr weit in dieser Richtung«, sagte sie. »Ihr Volk lebt nicht hier.«

Samané stellte ihr noch eine Frage.

»Frau allein?«, wollte er wissen. Die Ayorés hatten schon viel Mühe gehabt, bei uns Männer und Frauen voneinander zu unterscheiden. In meiner Freude, ihn verstanden zu haben, antwortete ich, bevor Inez sprechen konnte.

»Ja, Frau allein«, nickte ich. Aber Samané hatte in Wirklichkeit gemeint: »Ist sie zu haben?« Er reagierte sofort auf meine Antwort und fing an, mich zu stoßen. Das war seine Art zu flirten. Ich versuchte ihm verständlich zu machen, dass er mich missverstanden hatte: »Nein, nein!« Señor Arce und Inez versuchten dasselbe, er in Spanisch und sie in Ayoré. Aber er reagierte nicht. Als ich mich wieder gesammelt hatte, zeigte ich in nordöstliche Richtung.

»*Yabai de taa*« (»Mein Mann ist dort drüben«), stieß ich hervor. Sofort herrschte wieder Ordnung.

Wir waren noch nicht sehr weit von der Bahnlinie entfernt und näherten uns nun dem Platz, an dem die Frauen waren. Samané ließ einen Ruf erschallen. Dann bat er uns zu warten, während er Inez in den Dschungel führte. Sie erzählte mir später, dass sich alle Ayoré-Frauen versteckten, als sie Inez sahen.

Die Männer mussten ihre ganze Überredungskunst anwenden, bis die Frauen glaubten, dass dieses Geschöpf in dem zivilisierten Kleid eine Ayoré, also eine der Ihren sei.

Eine ganz kleine Lichtung diente als Lagerplatz. Das Gras war so hoch, dass nur die Köpfe und Schultern zu sehen waren. Zuerst starrten sie Inez aus einer gewissen Entfernung an. Aber bald kamen sie hervor, plauderten mit ihr und versuchten zu

erfahren, wer sie sei. Die meisten Mädchen waren so jung, dass sie von dem Überfall der *cojñone*, bei dem Inez gefangen genommen wurde, kaum etwas gehört haben konnten.

Samané kam zu uns zurück und winkte mir, Señor Arce und dem Lastwagenfahrer zu. Alle Angst vor Inez war nun völlig verschwunden; aber Samané hatte den Frauen den schrecklichsten Anblick offensichtlich bewusst für zuletzt aufbewahrt: die *cojñone*. Wir folgten Samané auf die Lichtung. Wiederum flohen alle Frauen. Wir sahen nur noch, wie sich das Gras bewegte. Doch nach kurzer Zeit erspähte ich hinter einem kleinen Busch am Rand des Grasplatzes den Kopf eines Mädchens.

Inez und Samané redeten auf sie ein, doch näher zu kommen. Da ich nichts anderes anzubieten hatte, hielt ich dem Mädchen meinen abnehmbaren Kragen hin. Ich sah es ihr an, dass sie ihn gern gehabt hätte. Aber auf ihrem Gesicht konnte man die schreckliche Angst vor mir lesen. Sie meinte wohl, der nächste Augenblick würde ihr letzter sein. Inzwischen waren andere Ayoré-Männer zu uns gestoßen, die sie aufforderten:

»Aasa!« (»Nimm es!«) Sie hielt sich immer noch so weit wie möglich von mir entfernt, machte aber plötzlich einen mutigen Sprung in meine Richtung. Ein Ruck, ein Griff, und sie hatte das Geschenk in ihrer Hand. Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Ich hatte sie nicht getötet! Sie strahlte über das ganze Gesicht. Ihr Gesicht unterschied sich hauptsächlich nur durch die fehlenden Augenbrauen von denen der Chiquitanos aus dieser Gegend. Bald drängte sie die anderen Frauen, ebenfalls zu kommen und genauso tapfer zu sein wie sie. Zum Glück waren nur wenige da, denn ich hatte kaum genug Geschenke für jede. Einer gab ich einen Strumpf, den zweiten Strumpf schenkte ich einer anderen, die Nächste bekam eine Schmucknadel, eine andere wiederum erhielt meinen Gürtel. Natürlich konnten sich die Frauen mit meinen Geschenken kaum bekleiden. Sie trugen nur sehr bescheidene, grob gewebte Röcke und am Oberkörper nichts. Doch Señor Arce gab einer von ihnen sein Unterhemd, und der Lastwagenfahrer folgte seinem Beispiel.

Während wir die Sachen austeilten, sagte ein Ayoré etwas zu seiner Frau. Sie zog sich zurück und kam mit einem feinen Schweinebraten wieder. Zu meiner Überraschung sah ich, dass er gut durchgebraten war. Was für ein herrlicher Schmaus für das Abendessen im Lager! Aber sie wollten, ich sollte an Ort und Stelle anfangen, das Fleisch zu essen. Während ich mich zögernd fragte, wie ich die halb verbrannte Haut ohne Messer zertrennen konnte, bekam die junge Frau Mitleid mit mir. Sie ergriff den Braten, riss die Haut mit einem Biss ihrer Schneidezähne auf und gab mir ein Stück. Und nun biss sie jeweils einen Happen Fleisch ab und gab ihn mir dann vorgekaut wieder. Ich fügte mich. Aber nach drei oder vier solcher Bissen machte ich ihr verständlich, dass ich es nun selbst konnte, und so gab sie mir den ganzen Braten zurück.

Inzwischen war Inez in ein Gespräch verwickelt. Sie versuchte die Ayorés zu überreden, mit uns zum Lager zu kommen. Einige von ihnen fassten sich ein Herz und folgten uns die Bahnlinie hinunter. (Das war bei Einbruch der Dunkelheit.) Auch junge Frauen kamen mit. Ihre Männer blieben ganz nahe bei ihnen. Sie hatten offensichtlich Angst, dass die zivilisierten Männer ihren Frauen etwas antun könnten.

Bald nach unserer Ankunft stellte das Küchenpersonal einen großen Kessel mit Essen auf ein Feuer im Hof, um die Gäste zu bewirten. Eine große Schar stellte sich mit uns um das Feuer herum. Wir freuten uns, dass sich die Ayorés traute, auch nach Einbruch der Dunkelheit bei den *cojñone* zu bleiben.

Inzwischen kam Joe Moreno von einer anstrengenden Tageswanderung zurück. Er war völlig erschöpft und niedergeschlagen. Die Begegnung mit den Ayorés war nicht zustande gekommen. Sie hatten sich nicht am vereinbarten Ort eingefunden. Stattdessen hatte Joe ihre weit verstreuten Sachen auf dem Pfad entdeckt. Es schien, als hätten sie alles weggeworfen und wären um ihr Leben gelaufen. Hatte ihnen irgendetwas Angst eingejagt? Würden sie jemals zurückkehren?

Ich werde Joes Gesichtsausdruck nicht vergessen. Voller

Erstaunen betrachtete er die Gruppe am Feuer. Ich rief ihm entgegen: »Joe, wir haben die Frauen mitgebracht!«

Diese freudige Überraschung verdrängte Joes Müdigkeit, und er erhob seine Stimme zum Lob Gottes. Zehn männliche und sechs weibliche Ayoré-Gesichter waren im Feuerschein deutlich zu erkennen.

Aber sie wollten nicht bei den *cojñone* übernachten. Es war schon recht spät am Abend, als sie sich an Getreide und Reis gut satt gegessen hatten und wieder zu ihren Gefährten im Busch zurückkehrten.

Inez, Clara und ich waren so müde, dass wir uns freuten, in dieser Nacht früh in unsere Hängematten kriechen zu können. Aber ich war zu glücklich, um sofort einzuschlafen. Vor drei Wochen tauchten die Ayorés zum ersten Mal auf, und nun hatte es an zwei aufeinanderfolgenden Tagen freundliche Begegnungen gegeben. Was hatte das alles zu bedeuten? Ich war mir sicher, dass Gott nun die Gebete für diesen Stamm sichtbar erhörte.

Was würde die Zukunft bringen? Ob wir ihnen das Evangelium von Jesus Christus doch ungehindert sagen durften?

Wir konnten nicht wissen, dass in jener Nacht in den Wäldern noch eine weitere Besprechung stattfand. Die Verwandten von Inez beabsichtigten, zurück nach Norden zu gehen, um dem Rest ihres Stammes von ihrem Wohlergehen zu berichten.

Die Ayorés machten sich über diese ungewöhnlich blonde Frau Gedanken, die ihnen scheinbar freundlich gesinnt war.

»Diejenige, die uns Geschenke gab, Aroides Freundin, die sehr weiße Frau mit dem sehr weißen Haar – woher kommt sie?« (Mein Haar war unbestreitbar blond.) »Wer sind ihre Vorfahren?«, fragten sie sich. Nie zuvor hatten sie so eine Frau gesehen. »Sie sagt, ihr Mann sei in dieser Richtung weiter nördlich«, erinnerte sich Samané. Seinen Annäherungsversuch an der Bahnlinie verschwieg er lieber. Die Sitte der Ayorés gebot, die

ehelichen Rechte zu respektieren. Ejene schien etwas sagen zu wollen. Er gehörte zu den Wissenden. An ihn wandten sie sich, wenn sie auf bestimmte Fragen eine verständige Antwort suchten. Ejene schien über diese Frau alles zu wissen. Hatte er nicht als Erster bemerkt, wie weiß sie und ihre Gefährtin im Vergleich zu den anderen *cojñone* waren?

»Sie ist ein Nachkomme von Corabe«, verkündigte er in einem Ton unerschütterlicher Autorität. »Sie und ihre Gefährten sind die Nachkommenschaft von ›Weißer Schmetterling«.«

Alle waren sprachlos und blickten einander an. Samané redete als Erster. Er war sich sicher, dass Ejene, sein älterer Freund, recht hatte. Die anderen Wissenden stimmten zu. Sie konnten sich ja alle an die Geschichte von Corabe, dem schönen »Weißen Schmetterling«, erinnern. Sie war ihnen zum Sinnbild der Schönheit geworden – nicht nur der Schönheit des Gesichtes und des Körpers, sondern auch der Schönheit des Geistes; denn sie hatte ihr Wort gehalten, sodass sie sogar einen Mann nahm, der gar nicht begehrenswert war.

Corabe war freigebig und freundlich. Die weiße *cojñone*-Frau hatte in der gleichen Weise gehandelt. Das war also ein Beweis dafür, dass diese Frau direkt von ihr abstammte. Es spielte keine Rolle, dass die Gefährten der Frau, die anderen Nachkommen von Corabe, nicht so blond waren. Es war doch wohl ganz natürlich, dass einige so dunkel wie Corabes Mann »Kleine Eidechse« waren.

Die jüngeren Ayorés verstanden wohl nicht, wovon die Rede war. Man musste ihnen die Geschichte erzählen. Auch manche andere, die sich nicht mehr an alle Einzelheiten erinnern konnten, wollten sie noch einmal hören.

Dann ging die Besprechung weiter: »Ich glaube, sie hat uns Ayorés gern«, sagte ein anderer. Und die Wissenden nickten zustimmend.

Wenn wir es damals auch noch nicht wussten, so benutzte Gott doch diese Geschichte, die sich inzwischen zu einer Ayoré-Sage entwickelt hatte, als ein weiteres Mittel, ihre Zuneigung

zu uns zu fördern. Hatten wir nicht gesagt, dass unsere Heimat weit im Norden lag? Und war ihre Corabe, der »Weiße Schmetterling«, nicht in den hohen Norden gegangen, um weit weg von allen Ayorés zu leben? Es war ja nur verständlich, dass ihre Nachkommen ungewöhnlich weiß waren.

Ejene nahm sich in dieser Nacht etwas vor. Er war der einzige von allen anwesenden Ayorés, der nicht immer bei dem angesehenen Noraide gelebt hatte. Er würde nun mit diesen großartigen Neuigkeiten zu seinem eigenen Volk zurückkehren, das gegen Sonnenaufgang, in den Sunsa-Hügeln, lebte. Ejene hatte sich vorgenommen, seinen Einfluss auszunutzen, um seine Stammesgenossen hinunter zum »großen Eisen« zu bringen. Sie sollten kommen und mit Corabes Nachkommen, die nun unter den *cojñone* lebten, Freundschaft schließen. Sie lebten zwar unter den *cojñone*, waren aber doch ganz anders als diese *cojñone*, die an der »Straße der bösen Leute« wohnten. Diese hier gaben ihnen Geschenke. Sie versuchten nicht, Ayorés zu töten.

Ernsthafte Konkurrenz

Endlich war die Brücke von Ipiás fertig. Das Lager sollte aufgelöst und weiter oben am »großen Eisen« wieder aufgeschlagen werden.

Ich war allein im Telefonhaus, denn Clara hatte für einige Tage nach San José gehen müssen. Aber ich brauchte wenigstens nicht allein zu essen. Ich hatte einen Ehrenplatz in der Küche.

Einige Tage lang blieb der Platz mir gegenüber unbesetzt. Dann fragte mich der Direktor, ob noch ein weiterer Gast an meinen Tisch sitzen dürfe.

»Natürlich«, antwortete ich. Als der Direktor mit dem Gast zurückkam, blickte ich erstaunt auf. Mein Tischnachbar war niemand anders als Señor Fulano.

»Was dieser Gentleman hier wohl macht?«, fragte ich mich. Dann beantwortete ich mir meine eigene Frage. Er wollte sicher hier versuchen, aus den Ayorés Nutzen zu schlagen. Das hatte es in der letzten Vergangenheit so oft gegeben. Einige Stämme waren mithilfe von Alkohol gezähmt worden. Auch ihre Nachkommen wurden Trinker und völlig haltlose Menschen. Wir Missionare waren davon überzeugt, dass nur die Kraft Gottes Wilde in Heilige verwandeln konnte.

Während des Essens nickten Señor Fulano und ich uns eine Zeit lang nur zu und tauschten Bemerkungen über die Hitze aus. Aber meine Neugier war zu groß. Ich fragte meinen Tischnachbarn, ob er auf einer Reise sei und in Ipiás Station mache.

Er antwortete ganz offen: »Ich werde hier bleiben, bis diese *bárbaros* wieder herauskommen.« Er sagte mir, dass er von den drei ersten Kontakten wisse und es ihm leidtue, nicht dabei gewesen zu sein.

Ich dachte daran, dass Joe die Ayorés nicht vor drei oder vier Monaten zurückerwartete, und atmete erleichtert auf. Und dennoch fühlte ich mich irgendwie beunruhigt. Hatten wir die ganze Mühe auf uns genommen, einen Kontakt herbeizuführen, nur um die ahnungslosen Ayorés in eine Falle zu führen? Ganz gewiss nicht! Gott würde uns weiterhin helfen.

Bei der nächsten Mahlzeit war Señor Fulano sehr freundlich. Bald wusste ich auch warum. Er wollte einige Informationen.

»Wissen Sie zufällig, wo Señor Moreno seine Landkarten hat?«

»Landkarten?«, fragte ich erstaunt.

»Ja«, erwiderte Señor Fulano schroff. Er konnte seine Wut über meine »dumme Frage« nicht verbergen. »Die Landkarten von seinen Reisen«, fuhr er mich an.

Ich wurde zornig. »Es tut mir leid«, sagte ich, »aber die einzigen Landkarten, die ich bei ihm je gesehen habe, hat er mit einem Stock in den Sand gezeichnet. Sie halten allerdings nicht lange.«

Ich wünschte, Joe wäre da. Er wüsste schon, wie man mit Señor Fulano umgehen müsste. Aber es war unbestimmt, wann Joe zurückkehrte.

Am folgenden Morgen kam ich zeitig zum Frühstück und stellte fest, dass mein Tischnachbar schon gegessen hatte. Heute war er in einer Art gekleidet, wie ich es bei ihm zuvor nicht gesehen hatte: Er sah aus, als ob ein Sportartikelgeschäft ihn für eine Ein-Mann-Safari ausgestattet hätte.

»Wo geht's denn hin?«, erlaubte ich mir nach dem üblichen »*Buenos días*« zu fragen.

»Ich gehe auf den *bárbaro*-Pfad«, sagte er recht ungehalten. »Doch ich will nur so weit gehen, dass ich meine Karten zeichnen kann.« Er schien anzunehmen, die Kontaktaufnahme mit den Wilden sei der Aufgabe eines Forschungsreisenden ähnlich. Aber wer mochte ihm wohl den *bárbaro*-Pfad gezeigt haben? Da gab es viele Möglichkeiten. Er hatte in dieser Gegend sicher manche Freunde. Jeder Arbeiter vom Eisenbahnlager hätte ihm zeigen können, wo der Pfad in den Dschungel hineinführte, obwohl ihm das noch nicht viel half. Dieser hagere Mann mittleren Alters sah kaum wie ein guter Wanderer aus. Ich hatte Mitleid mit ihm, als ich an die Hindernisse dachte, die ihm begegnen würden: Zweige, die einen am Vorwärtskommen hindern, die Dornen, die gnadenlose Sonne und der Durst. Und außerdem: Wie leicht konnte man sich verirren! Aber wenn ich versuchen würde, ihm sein Vorhaben auszureden, vermutete er bestimmt Hintergedanken. So brachte ich nur eine Sache zur Sprache, die mir sehr wichtig erschien.

»Sehen Sie zu, dass Sie viel Wasser mitnehmen.«

»So?« Er sah mich herablassend an, als ob er sagen wollte: »Warum kümmert sie sich nicht um ihre eigenen Angelegenheiten?«

»Ja, Señor, es gibt auf diesem Pfad kilometerweit kein Wasser«, erläuterte ich mit fachmännischer Miene.

Señor Fulano machte sich auf den Weg. Er ging über die Schienen nach Osten. Ich kippte meinen Milchkaffee hinunter und eilte zum Telefonhaus. Wenn nur Joe und seine Männer jetzt kämen! Aber was würden sie, was *könnten* sie tun?

Ich ließ meiner Fantasie freien Lauf. Was wäre, wenn Señor Fulano einigen Ayorés begegnete? Und wenn ihm ein freundlicher Kontakt zu ihnen gelänge? Ich wusste, wir würden gegen ihn nicht ankommen. Er hatte viele Freunde in hohen Stellen. Er brauchte nur zu behaupten, er habe mit den Ayorés Freundschaft geschlossen, und die Behörden würden ihm das Allein-

recht für weitere Kontakte einräumen. Dann wären alle unsere Bemühungen vergeblich gewesen. Aber nicht nur dies; sondern sie hätten sich von uns verraten geglaubt. Ich nahm Zuflucht zu einer höheren »Behörde«.

Ich öffnete meine Bibel, um in meiner täglichen Bibellese fortzufahren. Einige Verse aus dem dritten Kapitel des zweiten Timotheusbriefes sprachen mich besonders an. Sie trafen unsere Lage ganz genau und spendeten mir reichen Trost:

»Gleicherweise wie Jannes und Jambres dem Mose widerstanden, also widerstehen auch diese der Wahrheit: Menschen verderbt in der Gesinnung, unbewährt hinsichtlich des Glaubens. Sie werden aber nicht weiter fortschreiten, denn ihr Unverstand wird allen offenbar werden, gleichwie es auch bei jenen geschah.«

Ich schrie zu Gott, er möge doch diesen ichsüchtigen Mann daran hindern, die Ayorés unter seine Gewalt zu bekommen. »Aber sie werden sich nicht durchsetzen«, hieß es in meiner spanischen Bibel-Übersetzung, »weil ihre Torheit allen bekannt werden wird ...«

Später an jenem Morgen hörte ich einen vertrauten Ruf. Joe und Justo schritten über die Schienen auf das Lager zu. Justos Hemd stand offen; Brust und Gesicht waren nass geschwitzt. Er hatte gewiss große Strapazen hinter sich.

Joe sah fahl und bleich vor Müdigkeit aus, als er sich die letzten Meter über die Schienen schleppte und dann die Böschung zum Telefonhaus fast hinunterglitt.

»Wir mussten den ganzen Weg von Portón zu Fuß gehen«, erklärte Justo. Was hatte sie so gedrängt, dass sie nicht warten konnten, bis jemand sie mitnahm?

»Wir sind gekommen, um das Lager zu warnen«, sagte Joe ruhig. »Wir haben in Portón ein Gerücht gehört. Die Leute dort behaupten, im Süden, in Fort Arana, seien Ayorés aufgetaucht, und die Soldaten hätten einige von ihnen getötet!«

Joe schien sich nicht sicher zu sein, ob er das Gehörte glauben sollte oder nicht. Er war eigentlich überzeugt, dass alle zu den

Salzlagern gegangenen Ayorés wieder nach Norden zurückgekehrt waren. Aber man musste dieses Gerücht schon ernst nehmen, denn es war in allen Lagern an der Eisenbahnlinie von Roboré bis Portón verbreitet worden. »Wenn das Gerücht wahr sein sollte«, sagte Joe zu uns, »ist hier niemand mehr sicher, falls die Ayorés auf ihrer Rückreise von den Salzlagern vorbeikommen. Sie würden bestimmt versuchen, sich an dem ersten *cojñone* zu rächen, der ihnen über den Weg läuft!«

Ich konnte nicht länger schweigen. »Aber Señor Fulano ist auf ihren Pfad gegangen!« Zuerst war ich um die Ayorés besorgt gewesen, denen er vielleicht begegnete, aber nun machte ich mir auch um seine Sicherheit Sorgen. Joe und Justo blickten sich gegenseitig besorgt an. Ich erklärte, Señor Fulano wolle nur so weit gehen, dass er »seine Karten zeichnen« konnte, und so befände er sich vielleicht schon wieder auf dem Rückweg.

Joe wurde nachdenklich. Was sollte man unternehmen? Señor Fulano musste gewarnt werden. Aber würde er Joe glauben? Justo schien Joes Gedanken zu lesen.

»Ich gehe wohl am besten hin«, unterbrach Justo seine Überlegungen. »Ich werde ihm sagen, wie die Dinge stehen, und er kann dann selbst entscheiden, was er tun will. Aber wir müssen ihn warnen.«

»Dann geh aber nur bis zum Fuß des Hügels«, sagte Joe. »Das genügt, um festzustellen, ob die Ayorés in jüngster Zeit vorbeigezogen sind.«

Gespannt warteten wir auf Justos Rückkehr. Joe hielt es für seine Pflicht, die Arbeiter über das Gerücht in Kenntnis zu setzen. Wer ein Gewehr hatte, überprüfte es und hielt es griffbereit in der Nähe.

Einige Stunden später tauchte Justo wieder auf. Er lächelte geheimnisvoll.

»In einer Minute werde ich euch alles erzählen, aber erst muss ich noch ein paar Leute anheuern«, sagte er keuchend, während er an uns vorbeiging, um einige Männer anzusprechen, die von

der Arbeit ins Lager zurückkamen. Zwei von ihnen erklärten sich sofort bereit mitzukommen.

Ich fragte mich, was wohl los war. »Könntet ihr diesen Männern etwas Aspirin für Señor Fulano mitgeben?«, bat Justo.

Ich war überrascht. »Señor Fulano?«

»Ja«, sagte er. »Er ist etwa anderthalb Kilometer die Schienen hinuntergegangen, aber er kann nicht mehr allein zurück zum Lager gehen.«

Wenigstens bestand keine unmittelbare Gefahr eines drohenden Angriffs vonseiten der Ayorés. Meine Neugier wuchs, als die zwei Männer über die Schienen davongingen. Clara war inzwischen angekommen. Sie bot Justo einen Klappstuhl an. Clara, Joe und ich drängten uns um ihn herum und warteten auf seinen Bericht.

»Ich fand Señor Fulano drinnen auf dem Pfad. Er hatte die halbe Strecke bis zum Fuß des Hügels zurückgelegt«, sagte er zu Joe gewandt. Diese beiden Männer konnten den Dschungel mithilfe bestimmter Orientierungspunkte beschreiben, wie es mir nicht einmal in Bezug auf die Städte an der Eisenbahnlinie möglich war. Sie sprachen »von dem Platz, wo der eine oder andere ein Wildschwein erlegt hat« oder »dem Platz, wo Joe zwei Stück Rotwild mit einer Zweiundzwanziger-Kugel erlegt hat« oder »dem Platz, wo es Wasser in dem hohlen Baumstamm gibt«. Diesmal war es da, wo man »mitten auf dem Pfad über eine Baumgabel steigen muss«.

Nun war Joe orientiert, und Justo fuhr in seinem Bericht fort. Er hatte Señor Fulano also auf dem Pfad gefunden. Dort lag er mit den Armen über dem Kopf auf dem Boden. »Seine Augen drehten sich hin und her!«, erzählte Justo. Mit anschaulichen Gesten beschrieb er uns, was er gesehen hatte. Ich muss sagen, es war ein ziemlich beunruhigendes Bild.

Justo wusste sofort, was los war: Señor Fulano war am Verdursten. Er gab ihm seine Feldflasche. (Justo und Joe trugen immer eine bei sich.)

»Meinst du, er hat gar kein Wasser mitgenommen?«, unter-

brach ich Justo für einen Augenblick. Auch wenn mir der Mann meine Warnung nicht abgenommen hatte, schien es doch unglaublich zu sein, dass er sich in eine solche Gefahr begab.

»Keinen Tropfen«, antwortete Justo. »Er sagte, er habe gedacht, der Pfad folge die meiste Zeit dem Flusslauf.«

Justo half ihm, sich aufzusetzen, und gab ihm dann vorsichtig Wasser zu trinken – immer nur einige Tropfen gleichzeitig –, bis er schließlich wieder auflebte. Bald konnte er sogar etwas von Justos Brot essen. Sein eigenes Mittagessen, das aus rohem Reis und Kaffee bestand, war ohne Wasser nutzlos.

Als Justo überzeugt war, dass es Señor Fulano wieder besser ging, setzte er seinen Weg fort. Er wollte bis zum Fuß des Hügels weitergehen und dann zum Lager zurückkehren, wie Joe es ihm aufgetragen hatte. So verabschiedete er sich von Señor Fulano, der ihm dafür dankte, dass er zu seiner Rettung gekommen war, und ihm versprach, geradewegs zurück nach Ipiás zu gehen.

Als Justo das letzte Ayoré-Lager am Fuß des Hügels erreichte, deutete zu seiner Freude nichts darauf hin, dass hier vor kurzer Zeit Lagerfeuer gebrannt hätten. »Nach dem letzten Aufenthalt der Ayorés hat es wieder geregnet«, erklärte Justo. Joe hatte für solche Dinge ein gutes Gespür, und so rechnete er schnell aus, wie viele Tage seit dem letzten Regen vergangen waren. Nun wusste er also, dass seit dieser Zeit kein Ayoré nach Süden gekommen war. Justo und Joe kamen zu dem Schluss, das Gerücht von dem Gemetzel in Fort Arana sei erfunden.

Justo beendete seinen Bericht. Er kehrte zu der Stelle zurück, wo er Señor Fulano zuerst gefunden hatte. Wie überrascht war er, als er den Señor dort sitzen sah! Er sah viel besser aus. Aber er hatte Krämpfe in seinen Beinen und konnte keinen Schritt gehen.

Es ging schon auf den späten Nachmittag zu, und Justo konnte Señor Fulano nicht allein lassen. Halb tragend, halb ziehend brachte er ihn zurück zur Eisenbahnlinie. Justo war inzwischen so erschöpft, dass er ihn an einem sicheren Platz zurückgelassen

und Leute geholt hatte, die ihn herbringen sollten. »Ich glaube nicht, dass er sich noch einmal auf diese Weise auf Ayoré-Pfade wagen wird«, sagte Justo zum Schluss.

Bald tauchten die zwei Eisenbahnarbeiter auf. Señor Fulano ging in ihrer Mitte. Die Abendluft hatte ihn noch mehr belebt, und er schaffte nun den Weg über die Schienen so ziemlich aus eigener Kraft. Die Arbeiter und Vorarbeiter sparten nicht mit bissigen Bemerkungen.

»Verrückter Kerl! Hat er sich etwa für einen Springinsfeld gehalten?«

»Der hat wohl geglaubt, ein *bárbaro*-Pfad sei eine richtige Straße?«

»Man stelle sich das einmal vor: In *diesem* Gebiet kein Wasser mit sich zu nehmen!«

Am nächsten Morgen gingen Joe und Justo wieder in den Dschungel. Clara und ich nahmen unser Frühstück gemeinsam mit Señor Fulano ein. Wir wollten seine Blamage vom vergangenen Tag nicht erwähnen. Seine »Torheit« war buchstäblich »allen bekannt« geworden. Aber der Señor selbst machte eine Bemerkung über Justo.

»Sie haben da einen guten Mann«, meinte er und nickte anerkennend mit dem Kopf. Mehr sagte er über diesen Zwischenfall nicht.

Bedeutsame Stunden mit den Ayorés

Gegen Ende des Jahres 1947 kam das lange erwartete Stinson-Flugzeug an. Es war nun möglich, die Suche nach den Ayorés von der Luft aus fortzusetzen. Der Pilot Mel Wyma war Mitte zwanzig. Er war begeistert, wenn sein Vorgesetzter Joe Moreno ihn bat, das Flugzeug in diese oder jene Richtung zu fliegen, sodass Joe mit seinen scharfen Augen das Gebiet unter ihnen nach irgendeinem Hinweis absuchen konnte. Eine ganze Zeit lang brachte ihre Luftaufklärung nichts ein. Doch eines Tages entdeckten sie einige Hütten, etwa hundertsechzig Kilometer nördlich von San Juan und westlich einer Stadt namens Candelaria. Kein Ayoré war zu sehen, aber Pilot und Passagier hatten keine Zweifel. Joe heckte gleich neue Pläne aus.

Im Dezember, also genau drei Monate nach unserer Begegnung mit den Ayoré-Frauen, tauchten wieder einige Wilde in Ipiás auf. Ich war in dieser Zeit nicht da. Aber auch Señor Fulano war nicht anwesend. Er hatte sich zwei Tage vorher in der Küche bei uns entschuldigt.

»Ich gehe für zwei oder drei Tage nach San José zu einem Fest«, hatte er gesagt, »aber ich werde bald zurück sein.« Und

die Ayorés hatten sich gerade diese Tage ausgesucht, um in das inzwischen verlassene Lager von Ipiás zu kommen. Der siebzehnjährige Tommy Moreno und Clara sprangen für mich ein, und Justo und seine Frau halfen ihnen beim Austauschen der Geschenke.

Joe hatte dafür gesorgt, dass diesmal genug Salz zur Verfügung stand. Auch die Ayorés hatten viele verschiedene Dinge mitgebracht: Holzflöten, Rührlöffel, Kürbisflaschen, Webarbeiten und anderes mehr; so auch Gegenstände, die aus den Fäden der Ananasblätter gesponnen wurden: Seile, Lendenschurze oder Tragetücher, in denen die Mütter ihre Säuglinge auf dem Rücken tragen. Das Salz bedeutete den Ayorés viel, denn nun brauchten sie ihre anstrengende Reise zu den Salzlagern nicht mehr fortsetzen und konnten in den Norden zurückkehren. Sie waren ganz entzückt über ihre »Beute« und machten sich bald aus dem Staub. Señor Fulano kam gerade »rechtzeitig« zu spät.

Eines Morgens befand ich mich auf dem Rückweg von einer eiligen Reise nach San José. Im Büro der Eisenbahngesellschaft bat ich darum, von einem Lastwagen nach Ipiás mitgenommen zu werden. Auf dem Flugplatz der Stadt war gerade ein Flugzeug gelandet. Im Eisenbahnbüro sagte man zu mir: »Soeben ist eine amerikanische Dame aus den USA angekommen.« Diese amerikanische Dame war sicher eine Missionarin. Wer sollte sich sonst in diesem abgelegenen Ort absetzen lassen? Es war wohl eine von denen, die brieflich angefragt hatten, ob sie kommen könnten.

»Besorgen Sie mir doch bitte noch eine weitere Mitfahrgelegenheit«, sagte ich schnell zu dem Eisenbahner.

Ich hatte richtig geraten. Evelyn Morrill kam mit dem Lastwagen des Flughafens, gerade bei meiner Rückkehr vom Marktplatz. Ich musste sie mehrmals anschauen, denn sie sah aus wie eine junge Touristin in ihrem schönsten Sonntagsstaat. Ich hatte vergessen, wie es war, Handtasche und Handschuhe zu tragen. Was für ein Bild würde sie im Dschungel abgeben! Zur Begrüßung hatte ich nicht viel Zeit.

»Bist du in einer Stunde bereit, nach Ipiás abzufahren?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo Ipiás ist«, sagte sie lachend. »Aber ich denke, ich kann bereit sein.« Die arme Evie hatte noch nie »für den Dschungel« gepackt, und so musste sie nun manche Sachen aussortieren. Aber sie machte sich sofort zum Mitkommen bereit und war dabei recht fröhlich.

Im April 1948 machten wir uns allmählich Sorgen. Die Ayorés waren nicht mehr aufgetaucht. Wann würden wir ihnen sagen können, wie Gott sie liebte? Würden wir von ihnen jemals erfahren, was ihre Verwandten in den Sunsa-Hügeln von unseren fünf vermissten Missionaren wussten?

Señor Fulano war nun endgültig weggegangen – das dachten wir wenigstens. In Ipiás war wirklich kein Platz mehr für ihn. Mit den letzten Eisenbahnarbeitern hatte man auch die Küche zu einem neuen Lagerplatz gebracht. Nur der Brasilianer Señor Minerón blieb da, um den Wasserbehälter zu kontrollieren und zu bewachen. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, und so versorgte er uns großzügig mit Vögeln, Wildschweinen, Panthersteaks und anderen Dschungel delikatessen.

Das Telefonhaus hatte man auch mitgenommen, und deshalb zogen wir in ein größeres Haus, dessen Wände aus lose aufgestellten Pfählen bestanden.

Eines Mittags musste ich fest eingeschlafen sein, als ich plötzlich von einer fremdartigen Musik aufgeweckt wurde. Aber das war doch keine Musik? Was konnte es sonst sein? Vielleicht die Ayorés? Diese Gedanken schossen mir durch den Kopf. Da sah ich Señor Minerón auf unser Haus zulaufen. Auch er hatte aufgeregte Stimmen in einem fremden Tonfall reden hören. »*Bárbaros, Señora Juana, bárbaros!* Sie kommen über die Eisenbahnlinie!«

Er versuchte ruhig zu wirken, aber er konnte seine Erregung nicht verbergen.

»Aufstehen, Jean, die Ayorés!«, riefen meine Gefährten durcheinander. Da ich die Sprache der Ayorés ein wenig kannte, schob

man mich nach vorn. Wenn jetzt nur Joe oder Justo da gewesen wäre! Diesmal waren auch keine fünfzig Eisenbahnarbeiter in der Nähe! Aber wenigstens waren Señor Minerón und Tommy Moreno da. Alle schienen darauf zu warten, dass ich den ersten Schritt unternahm.

Meine Hängematte hing stark durch und schaukelte, als ich aufstehen wollte. Die ersten Ayorés waren am Haus angekommen. Aber inzwischen sahen wir äußerlich ganz gelassen aus, obwohl wir in Wirklichkeit große Angst fühlten. Diese nackten braunen Körper mit den langen Pferdeschwänzen, die hinter ihnen herwehten! Diese schrecklichen Mienen! Ich konnte mich nur höchst mangelhaft in ihrer Sprache verständlich machen. Bei dem Versuch, mithilfe von Worten aus einer schwierigen Situation herauszukommen, würde ich sicherlich den Kürzeren ziehen.

Ich begann gleich zu handeln. Unsere Taschen voll Getreide und Salz standen im Wohnzimmer bereit.

Aber wir sollten doch versuchen, Joe zu erreichen. Er bereitete sich auf eine lange Reise nach Norden vor. Und wenn er schon losgegangen war? Eine Besucherin, Helen Perkins, bot uns ihre Hilfe an. Sie erklärte sich bereit, zum nächsten Telefon an der Eisenbahnlinie zu gehen, das sich in Richtung San José in einer Entfernung von fast zwei Kilometern befand.

Der Funktechniker in Portón, der den Ruf gerade nach Roboré weiterleiten wollte, hatte Joe zufällig gesehen, wie er sich gerade in diesem Augenblick auf den Weg nach San Juan machte. Er rannte hinaus und rief ihn ans Telefon.

Wir wussten: Es war kein »Zufall« gewesen. Gott hatte es in seiner Gnade so gefügt. Joe würde kurz vor Abend bei uns eintreffen.

Wir gaben jeweils einen Teller voll Getreide, Bohnen oder Salz für einen Gegenstand, den uns die Ayorés anboten. Später machten wir uns darüber Gewissensbisse. Vielleicht hatten wir manche Pfeile oder Webwaren zu billig von ihnen erlangt, da wir nicht wussten, wie viel Arbeit darin steckte, und sie nicht, welchen Wert die Lebensmittel für uns besaßen.

Aber die meisten von ihnen hatten etwas anzubieten, und wir kamen uns wie Kaufleute vor. Sie zeigten auf unsere Sachen oder fassten sie an, um sie näher zu untersuchen. An jenem Tag verlor ich fünf rostfreie Stahlmesser, die wir nicht versteckt hatten und die einer unserer Dschungelfreunde erspähte. Er konnte sie als Speerspitzen gut gebrauchen.

Der Handel ging lebhaft vonstatten. Als sich die Lage etwas entspannt hatte, hing ich mir das Akkordeon um und fing an zu spielen. Liebten nicht alle Wilden Musik? Gerade kamen zwei Frauen mit ihren Männern an. Ich wollte ihnen mit meinem Spiel eine besondere Freude bereiten.

Sofort merkte ich, dass ich einen Fehler machte. Warum sah die vordere Frau so entsetzt aus? Ob sie mein Akkordeon wegen der glänzenden Metallteile für ein Gewehr hielt? Auch ihr Mann wich ängstlich zurück. Um ihnen zu beweisen, dass mein Akkordeon kein Gewehr war, begann ich zu spielen. Aber je mehr ich spielte, desto mehr zogen sie sich voller Schrecken zurück. Ich brachte das Instrument so schnell wie möglich ins Schlafzimmer.

Inzwischen scharten sich die Ayorés um unseren Jeep. Durch Zeichen gaben sie zu verstehen, dass sie damit fahren wollten. Schließlich wurden sie geradezu aufdringlich. So beschloss ich, ihnen diesen Gefallen zu tun. Zunächst wurden einige vom Lärm des Anlassers abgeschreckt. Aber dann wollten alle Umstehenden gleichzeitig einsteigen. Ich wies sie darauf hin, dass ich nur so viele mitnehmen konnte, wie Plätze vorhanden waren. Glücklicherweise gehorchten sie. Als ich gerade ums Haus fahren wollte, fingen sie an zu schreien: »Halt! Halt!« Ich entsprach ihrem Wunsch und brachte sie zurück. Bald riefen sie nach mehr.

Ich fragte mich schon, wie lange das noch weitergehen sollte, da kam Joe in einem offenen Einmann-Elektrowagen über die Schienen herangetuckert. Die Ayorés erkannten ihn und rannten den Hügel hinauf, um ihn »abzuholen«. Zum ersten Mal trug Joe sein Gewehr in Gegenwart der Ayorés. Ich hielt den Atem an. Was hatte das zu bedeuten? Mein Herzschlag setzte beinahe aus, als sie sich gegenseitig zuriefen: »Pocai! Pocai!« (»Gewehr!

Gewehr!«). Aber auf ihren Gesichtern war keine Angst zu lesen. Aus irgendeinem Grund schien sie das gar nicht zu stören. Sie kannten Joe und waren davon überzeugt, dass er ihr besonderer Freund war.

Joe erfasste unsere Lage mit einem Blick, und dann fuhr er mit etwa sieben Ayorés davon. Er fand keine Gelegenheit, uns mitzuteilen, was er vorhatte. Er wollte am Ipiás-Fluss entlang nach Entrerios fahren, um Rafaela übersetzen zu lassen. Er dachte, dass sie zu Hause vielleicht freier sprechen würde.

Als die Sonne unterging, verstummten unsere Gäste ganz plötzlich. Einige verschwanden in den Wäldern. Sie »verflüchtigten« sich geradezu. Es war, als ob sich die Tore des Dschungels wie durch Zauberhand vor ihnen öffneten und hinter ihnen wieder schlossen. Doch einige blieben bei uns.

Plötzlich merkte ich, warum so viele weggelaufen waren. Zwei von ihnen riefen: »*Pocai! Pocai!*« Sie deuteten auf die Straße, die vom Fluss herführte. Weit, weit weg, als Pünktchen in der Ferne entdeckte ich einen Reiter. Von dieser Entfernung konnten wir kaum erkennen, dass er ein Gewehr trug. Aber das war in dieser Gegend ja nichts Außergewöhnliches. Und doch versetzte es die Ayorés in Schrecken.

Ich rannte die Straße hinunter, um den Fremden abzufangen, bevor ihn der Anblick der nackten Wilden beunruhigen würde. Ich wollte ihm erklären, dass sie unsere Freunde waren. Gleichzeitig sollten die Ayorés ihre Angst vor ihm verlieren. Er hielt sein Pferd an. Ich schlug ihm vor, er solle mich sein Gewehr zu unserem Haus tragen lassen. Er erklärte, er sei von seinem Vorgesetzten geschickt worden, um Señor Moreno mitzuteilen, dass man auf ihrer Straße Fußspuren der Ayorés gefunden habe. Ich war sehr erleichtert. Aber er wollte sein Gewehr nicht hergeben. Er war sich unserer »Freunde« gar nicht so sicher wie wir. Hinter mir hörte ich ein Geräusch und wandte mich um. Ein Ayoré kam auf uns zu. Was würde jetzt geschehen? Aber er brachte dem Fremden nur eine Kürbisflasche voll wildem Honig als Zeichen der Freundschaft.

Der Mann stieg ab, um bei uns die Nacht zu verbringen, denn es gab im Umkreis von Kilometern nichts, was nach einer Herberge ausgesehen hätte. Erst beim Haus überreichte er das Gewehr.

Als ich die Waffe in den Händen hielt, waren die Ayorés sichtbar erleichtert. Braune Körper tauchten wieder aus dem Dschungel hervor; und in unserer Nähe fingen sie an zu plappern und die Hände in die Kochtöpfe zu stecken. Sie fühlten sich wie zu Hause. Unmittelbar nach Einbruch der Dunkelheit hörten wir wieder einen Ruf aus den Wäldern. Er schien von der alten Lastwagenstraße zu kommen, die nördlich von uns parallel zur Eisenbahnlinie verlief. »*Pocai!*«, rief eine Stimme. Sofort war kein Ayoré mehr zu sehen. Einen Augenblick später hörten wir einen Schuss. Wie konnten sie etwas von einem Gewehr wissen, bevor sie den Schuss gehört hatten? Das habe ich nie herausgefunden.

Als sie nicht zurückkamen, ging ich am Fluss entlang zur alten Lastwagenstraße. Da saß ein einsamer Reisender auf einem Stein. Neben ihm stand sein Ochse. Ich fragte ihn rundheraus, ob er das Gewehr abgefeuert habe.

Er gab es zu. »Als mein Ochse auf der Straße Ayorés sah, war er so erschrocken, dass er mich umwarf, und mein Gewehr ging los!« In der Dunkelheit konnte ich am Gesicht des Mannes nicht erkennen, ob er die Wahrheit sagte.

»Wissen Sie, ob Sie einen Ayoré getroffen haben?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nicht, was geschehen ist«, sagte er nervös. Er war noch ganz benommen. Nun hatte er eine neue Sorge: Es sah aus, als ob er Ärger mit den *cojñone* bekäme. Ich lud ihn ein, zum Essen zu bleiben oder, wenn er wollte, bei uns in Ipiás die Nacht zu verbringen. Aber er wollte nicht bleiben. Er sagte, er wolle seine Reise lieber bei Mondschein fortsetzen.

»Es muss wohl zehn Uhr abends gewesen sein, als Joe mit seinem Jeep zurückkam. Aber die mitgefahrenen Ayorés waren nicht dabei. An der Flusskreuzung hatten sie die anderen ge-

troffen, die Hals über Kopf davongelaufen waren. Joes Mitfahrer sprangen aus dem Jeep und rannten mit ihnen gemeinsam nach Norden.

Wir bereiteten für Joe das Abendessen und setzten uns an den »Tisch«. (Er bestand aus Brettern, die wir auf einige Kerosindosen gelegt hatten). Nach dem aufregenden Geschehen des Tages wollten wir uns nun ein wenig erholen. Wie glücklich waren wir Frauen, dass wir uns auf Joe stützen konnten, wenn es auch nur für ein paar Stunden war. Aber unsere Herzen waren voller Sorge um die Ayorés. Welche Folgen würde dieser Schuss haben?

Wir hatten noch nicht herausgefunden, ob einer von ihnen getötet worden war. Joe ging hinaus, um die betreffende Stelle nach irgendwelchen Hinweisen abzusuchen, aber er fand in der Nähe der Straße keine Blutspuren. Ob sie sich jetzt gegen alle *cojñone* wandten und wieder so feindselig wurden wie vorher? Wir hatten so viele Fragen.

Doch Gott würde das begonnene Werk sicher auch vollenden.

Ständiger Kontakt

Eine Woche nach dem Besuch der Ayorés kam Joe mit dem Jeep in das Lager von Ipiás. Er hatte auf dem Weg nach San Juan in Entrerios angehalten. Und dort auf der Ranch hörte er etwas, das ihn schnellstens zu uns zurückfahren ließ.

»Die Ayorés sind in San Juan aus dem Dschungel gekommen!«, rief er. Unsere Freunde in Entrerios hatten es durchfahrenden Reisenden berichtet.

»Was ist geschehen?«, fragte ich eifrig. »Haben die Leute in San Juan sie gut empfangen?«

Joe erzählte uns alles, was er darüber wusste. Jemand am Rande der Stadt hatte die Ayorés auf offener Straße hinabkommen sehen. Sie waren völlig nackt. Der Erste, der sie sah, gab Alarm und lief dann nach seinem Gewehr. Zur gleichen Zeit holten auch andere ihre Waffen, um das Feuer auf die Besucher zu eröffnen. Doch Gott griff ein. »Zufällig« war gerade ein Mann in der Stadt, der in Ipiás bei der freundlichen Begegnung an der Eisenbahnlinie zugegen gewesen war. Er wurde jetzt auf den Tumult aufmerksam.

»Lasst mich vorausgehen!«, sagte er bestimmt. Und gleichzei-

tig hielt er die Männer zurück, die inzwischen ihre schweren alten Armeegewehre erhoben. Er schob sich nach vorn und ging vor den erstaunten Dorfbewohnern die Straße hinunter. Um seine freundlichen Absichten zu zeigen, hielt er den Ayorés seinen Hut hin, und die Vorderen boten etwas zum Tausch an. Als er deutlich erkennen konnte, dass keiner von ihnen bewaffnet war, gab er den Dorfbewohnern ein Zeichen, die Waffen fallen zu lassen, und die Situation war gerettet!

Die Ayorés verbrachten einige glückliche Stunden in San Juan. Sie besuchten die Dorfbewohner, die bis zu diesem Tag ihre schlimmsten Feinde gewesen waren.

Der »Kontakt« von San Juan wurde zum Wendepunkt der ganzen missionarischen Unternehmung. Nach seiner Rückkehr von Entrerios kam Joe zu folgendem Schluss: Da sie nun in San Juan gut behandelt wurden, kommen sie auf ihrer nächsten Reise in den Süden bestimmt dort wieder aus dem Dschungel!

Die Neuigkeiten veranlassten Joe, sein Personal umzugruppieren. Alice Mickelson, die Lehrerin der Mission, sollte in Ipiás arbeiten. Alice hatte schon graues Haar, und sie würde sich durch ihr Auftreten Respekt verschaffen, wenn sie auch noch kein Ayoré-Wort kannte. Nun hatte sie einen Platz gefunden, an dem sie nützlich sein konnte. Tommy Moreno sollte Alice und Clara begleiten. Zwar würde er bald in die USA zurückmüssen, um seine Schulausbildung zu beenden, aber er war glücklich, dass man ihn in diesen entscheidenden Tagen der Kontaktaufnahme gebrauchen konnte. Er beherrschte schon eine stattliche Anzahl von Wörtern und Ausdrücken der Ayoré-Sprache. Dann beschloss Joe, Justo und seine Frau sowie Evie und mich mit dem Jeep nach San Juan zu bringen. Dort sollten wir einen neuen Posten errichten.

Unterwegs machten wir einmal Station. Joe konnte nicht an Entrerios vorbeifahren, ohne die Familie Bravo auf ihrer Ranch zu begrüßen. Zwei Söhne von Señor Bravo hatten Joe auf Erkundungsreisen durch den Dschungel begleitet.

Die drei roten Lehmgebäude zwischen der Straße und dem

kleinen Ipiás-Fluss fielen sofort ins Auge. In einer gewissen Entfernung vom Haus entdeckten wir eingepferchtes Vieh und eine große Bananenpflanzung. Evie und ich gingen zum Küchengebäude. Da saß Rafaela und lächelte uns entgegen. Wir begrüßten sie herzlich. Aber Rafaela war so sehr an das wachsame Auge ihrer Herrschaft gewöhnt, dass wir sie nur zu Worten wie »Gut, danke!«, »Ja!« oder »Nein!« bewegen konnten. Ihr freundliches Lächeln ließ jedoch ihr Vertrauen erkennen, und das war uns das Wichtigste.

In San Juan hielt der Jeep vor dem Raum an, den wir mieten sollten. Er lag in der Ecke eines weißen Lehmhauses, zu dem ein großer Hinterhof gehörte. Unsere Wohnung war nicht weit vom Marktplatz entfernt. In den meisten Türen standen Frauen und Kinder und musterten uns mit unverhohlener Neugier.

Eines der Fenster und die Hintertür waren bald von Zuschauern belagert, die uns beim Auspacken zusahen. Die ganze Umgebung kam mir vor, als wäre ich in Santo Corazón. Die Bevölkerung bestand aus Chiquitanos und Halbchiquitanos, und dazwischen gab es einige Leute rein spanischer Abstammung. Ein gläubiger befreundeter Chiquitano bot Justo und seiner Frau ein Zimmer in seinem Haus an, das nicht weit von dem einzigen Schmuckstück des Dorfes, einer alten *totai*-Palme, entfernt war.

Evie und ich verbrachten in San Juan ein paar schöne, erfreulich ruhige Wochen. Wir besuchten Häuser und Farmen, obwohl manche der Chiquitano-Frauen kein Spanisch verstanden und wir kein Chiquitano sprachen. San Juan war lange ohne beständiges christliches Zeugnis gewesen, aber die Menschen waren im Allgemeinen wohlwollend und freundlich. Dies war zum großen Teil auf Joes Vorarbeit zurückzuführen. Auch Dorothy hatte in dieser Gegend Besuche gemacht.

Joe machte weiterhin Erkundungsreisen nach Süden, Osten und Westen – und dabei achtete er immer auf alle neuen Bewegungen der Ayorés. Nach seiner Schätzung würden sie wahrscheinlich nicht vor zwei oder drei Monaten wieder nach

Süden gehen. So ging er weit nach Norden, um dort einen Landeplatz zu bauen.

Es war Juni 1948. Vor sechs Wochen waren die Ayorés zum letzten Mal nach Ipiás gekommen. Evie und ich beschlossen, immer in der Nähe des Hauses zu bleiben für den Fall, dass unsere Dschungelfreunde früher als erwartet auftauchen sollten.

Der Kalender zeigte den 4. Juni. Es war etwa zehn Uhr morgens, als zwei Frauen die Häuserreihe am Festplatz entlangliefen. Sie kamen geradewegs auf unser geöffnetes Fenster zu. »Señora! Señorita!«, riefen sie. »Die *bárbaros* kommen!«

Ich war wie betäubt. Eine ganze Weile muss ich wohl mit offenem Mund dagestanden haben, bis die Frau fortfuhr: »Beileilen Sie sich, Señora und Señorita. Die Leute warten auf euch beide. Ihr solltet ihnen als Erste entgegengehen.« Sie zeigten nicht zu der Straße, die von Portón oder Ipiás über Entrerios hierherführte, sondern zu einer anderen Straße, die von San José kam.

Evie war genauso aufgeregt wie ich. Wie sehr wir auch immer *gehofft* hatten, dass die Ayorés aus dem Dschungel herauskämen, so waren wir doch nie richtig vorbereitet. Wie sollten wir wissen, ob diese Ayorés freundlich oder feindlich gesinnt waren? Wir waren sehr erschrocken, als wir merkten, was man von uns erwartete. Ohne weiter zu zögern, eilten wir die Häuserreihe hinunter, von der die Frauen gekommen waren. An der Kreuzung standen etwa dreißig Leute zusammengedrängt und starrten die Straße hinunter. Sie waren besorgt, wie diese Sache ausgehen würde. Schnell gesellten sich immer mehr zu ihnen.

Evie und ich traten mitten auf die Fahrbahn. In einigem Abstand kamen sieben junge Ayoré-Frauen im Laufschrift auf uns zu. Sie hatten sich gegenseitig eingehakt und bildeten so eine lange Reihe über die ganze Breite der Straße. Ihre Kleidung bestand aus einfachen Röcken und hob sich kaum von ihren braunen Körpern ab. Allmählich kamen die übrigen Wartenden hinter Evie und mir her. Die Ayoré-Frauen zögerten.

Dann riss sich plötzlich eine von ihnen los und rannte auf uns zu. Sie hatte mich erkannt! Fast im selben Augenblick erkannte ich sie auch. Es war die junge Frau, die mir den Schweinebraten vorgekaut hatte. Ihre Haut schien heller zu sein als die der anderen; ihr dunkles Haar schimmerte an manchen Stellen braun. Die Augenbrauen und Wimpern fehlten.

Nun riss sich eine Zweite los. Auch sie erkannte ich. Es war die kleine Dunkle, die ich mit meinem Akkordeon so sehr erschreckt hatte. Ihr schwarzes Haar umrahmte ihr Gesicht enger, als es bei der Ersten der Fall war, und so wirkte ihr Kopf kleiner, und die Haut schien dunkler zu sein. Beide standen wohl Todesängste aus, waren aber doch sehr mutig. In mir sahen sie eine Freundin, auf die sie sich stützen konnten. Sie winkten den anderen Frauen zu, sich zu beeilen. Plötzlich kamen Ayoré-Männer aus dem Dschungel. Sie hatten uns offensichtlich beobachtet, um zu sehen, wie wir die Frauen empfangen würden. Keiner von ihnen trug eine Waffe.

Evie und ich führten unsere Besucher geradewegs zu unserem Haus. Wir gingen durch das Tor, das zu dem langen Hinterhof führte. Die Besitzer, die selten in der Stadt lebten, hatten uns gestattet, den Hof und das Küchengebäude zu benutzen.

Hier fühlten wir uns ein wenig »unter uns« und würden ungestört mit den Ayorés sprechen können. Sie folgten uns bis auf den letzten Mann. Es waren etwa dreißig. Die Leute von San Juan zogen sich langsam zurück. Nur ein paar Neugierige hielten sich noch in der Nähe auf.

Justo und seine Frau waren zu uns herübergekommen. Wir besprachen uns rasch. Es dauerte nicht lange, bis wir die wenigen Dinge eingetauscht hatten, die die Ayorés zu diesem Zweck mitgebracht hatten.

Was sollten wir jetzt tun? Aber es schien ihnen zu gefallen, einfach nur im Dorf zu sein und uns zu besuchen. Evie und Justos Frau kochten Getreide, weil sie nicht wussten, was sie sonst essen würden. Aber zu spät merkten wir, dass es Hartweizen war. Es würde Stunden dauern, bis er gar wäre. Evie, die norma-

lerweise peinlich genau war, spielte ihre Rolle gut. Sie bedauerte, dass sie in der Diätlehre am College nie gelernt hatte, wie man Hartweizen, der direkt vom Feld kommt, gar kocht!

Die Ayorés standen eine Weile erwartungsvoll herum. Einige versuchten mit Geduld unser »mangelhaftes Ayoré« zu verstehen, wenn sie auch, wie sie sagten, nicht wussten, »auf welchem Weg unsere Wörter gingen«. Es war mir klar, dass es zu diesem Zeitpunkt keinen Sinn hatte, nach unseren fünf vermissten Männern zu forschen. Ich hätte ihre Antworten niemals verstanden, weil dieses Thema für meinen Wortschatz viel zu schwierig war. Doch wir wollten ihnen so gerne erzählen, dass Gott sie liebte und dass Christus für sie gestorben sei. Ich deutete nach oben und versuchte ihnen zu erklären, dass Gott (*Dupade*) unser Vater ist und dass er die Ayorés liebt.

Einige antworteten: »Ich verstehe«; andere zuckten nur mit den Schultern. Aber die meisten wollten hinausgehen und das Dorf besehen. Besonders ein paar Jugendliche benahmen sich wie lebhaft, liebenswürdige verspielte Kinder. Sie waren davon überzeugt, dass alle Zivilisierten ihre Freunde seien.

Zuerst freuten sich die Dorfbewohner über ihre Anwesenheit. Was die Arbeiter an der Eisenbahnlinie taten, ließen sich die hiesigen Leute auch nicht nehmen: Sie gaben den Ayorés verschiedene Dinge – Kleidungsstücke oder Lebensmittel. Doch hier in San Juan stand viel mehr auf dem Spiel. Die Hausbesitzer, von denen die meisten eine Farm oder eine Ranch vor der Stadt besaßen, waren darauf aus, sich Ayorés als billige Arbeitskräfte zu besorgen. Auf vielen Bauernhöfen in der Nachbarschaft arbeiteten schon Ayorés. Die meisten von ihnen waren als Kinder gefangen genommen worden. Die Dorfbewohner betrachteten nun diese Leute und suchten sich ihre Opfer aus.

»Dieser Junge gehört mir«, sagte jemand herablassend. »Ich werde ihn Juan nennen.«

Glücklicherweise wusste dieser Ayoré nicht, dass über ihn gesprochen wurde. Natürlich hatten wir auch einige Dinge, die wir ihnen geben konnten, aber gegen die Geschenke einiger Far-

mer konnten wir nicht konkurrieren. Wir konnten nur beten, Gott möge es so führen, dass sie uns als ihre Freunde erkennen. Die Ayorés wussten, dass wir uns sowohl hier als auch in Ipiás ganz für sie eingesetzt hatten und mit ihnen leben wollten.

Schnell ging der Nachmittag vorbei. Die Ayorés aßen, gingen hin und her und unterhielten sich fröhlich; sie waren so sorglos, wie wir sie noch nie gesehen hatten. Wir erwarteten, dass sie jeden Augenblick in den Dschungel verschwinden würden, wie es zuvor der Fall gewesen war. Aber die Sonne ging unter, und sie machten noch keine Anstalten, nach Hause zu gehen.

Nun standen wir vor einem neuen Problem. Wir wussten nicht so recht, wie wir es lösen sollten. Ein bedeutender Bürger der Stadt schlug vor, sie in der Schule schlafen zu lassen. Ich sollte ihnen zeigen, wo sie es sich gemütlich machen konnten. Neun Ayorés schienen die Nacht dort verbringen zu wollen. Die anderen betrachteten die Schule, überlegten es sich aber anders. Plötzlich verschwanden sie in den Dschungel. Aber ein Paar, Degui und seine Frau, wollte uns nicht verlassen. Degui war zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt. Tiefe Narben verunstalteten seine Stirn. Später erfuhr ich, dass dies ein Zeichen seiner Tapferkeit war. Wir wiesen dem Paar einen Platz auf dem Fußboden an, wo sie schlafen konnten, ohne im Weg zu sein. So lagen sie dann zwischen Evies und meiner Hängematte. Doch wir rechneten kaum damit, dass einer unserer Gäste lange bleiben würde.

Als es schon völlig Nacht war, begriffen wir, dass die Ayorés nicht die Absicht hatten, in den Dschungel zurückzukehren. Sie hatten tatsächlich vor, zum ersten Mal in ihrem Leben eine Nacht in der Zivilisation zu verbringen. Ob sie wohl für einen längeren Zeitraum zu uns ziehen wollten? Justo war nach Ipiás gegangen, um Mel sagen zu lassen, er solle mit dem Flugzeug zu uns kommen. Joe war nicht zu erreichen. Wie sehr fehlten uns das Telefon der Eisenbahngesellschaft und die Funkverbindung der größeren Städte! In Roboré waren drei Missionarsfamilien. Wir wussten, dass sie kommen würden, wenn man sie nur benachrichtigen könnte.

Wir wollten gerade unsere zwei Türen und unser Fenster verriegeln, da tauchte vor unserer Hintertür die dunkle Silhouette eines Reiters auf. »Ich habe gehört, dass die *bárbaros* heute hier waren«, sagte er. »Ich bin auf dem Weg nach Candelaria und möchte wissen, was los ist, bevor ich weiterreite.«

»Candelaria?«, frage ich. Ich dachte daran, dass Joe dort in der Nähe war. »Könnten Sie uns einen Gefallen tun und einen Brief für Señor Moreno mitnehmen?«

Ich freute mich so sehr, dass wir plötzlich eine Möglichkeit hatten, Joe zu benachrichtigen, dass ich für einen Augenblick ganz vergaß, dem Mann die Neuigkeiten mitzuteilen, um die er gebeten hatte.

»Gerne«, antwortete er. »Ich kenne Señor Moreno. Wenn er nicht in der Stadt ist, werde ich dafür sorgen, dass Ihr Brief ihn erreicht.« In dieser Gegend hätte jeder seinem Nächsten diesen Gefallen getan. Es war der einzige zur Verfügung stehende Postdienst.

Schnell kritzelten wir eine Nachricht für Joe aufs Papier und betonten besonders, dass die Ayorés scheinbar zu uns ziehen wollten. Als Nachsatz stellten wir mit Bangen fest: »Wir wissen nicht, was wir als Nächstes tun sollen!«

Wir liefen im Zimmer hin und her. Evie zog aus ihrem Kleidersack eine Decke für Degui und seine Frau. Wir konnten es noch kaum glauben, dass die Ayorés bei uns übernachteten! Evie kroch in ihre Hängematte, und ich legte mich in meine. Wir waren so stolz wie zwei junge Mütter über ihre Neugeborenen. Unser Schlaf war unruhig. Wir waren voller Freude, aber auch ziemlich verwirrt.

Würden uns unsere neuen Freunde am Morgen verlassen? Wie erging es wohl den anderen dort in der Schule? Ob Joe zu spät kommen würde? Vielleicht hätten sich schon vorher einige Ausbeuter unserer Gäste bemächtigt. Wir befahlen uns und unsere Dschungelfreunde erneut der Bewahrung Gottes an. Wir waren uns sicher, dass Gott das begonnene Werk auch zu einem guten Ende bringen würde.

Kurz nach Mitternacht hörte ich, wie Degui aufstand und nach draußen ging. Seine Frau trippelte hinterher. Evie und ich waren hellwach. Wir vermuteten, Degui habe sich entschieden, die Zivilisation sei doch nichts für ihn. Wir starrten nach draußen. Er war aus dem Hof hinausgegangen. So dankten wir Gott für diese halbe Nacht mit zwei Ayorés. Vielleicht würde es beim nächsten Mal eine ganze Nacht. Wir versuchten einzuschlafen.

Nach fünfzehn oder zwanzig Minuten hörten wir Degui zurückkommen. Doch er kam nicht allein. Er hatte alle mitgebracht, die in der Schule geschlafen hatten!

Nun hatten wir elf »Kinder«, die es ins Bett zu bringen galt! Wir wagten nicht, ihnen zu sagen, dass es bei den *cojñone* üblich ist, sich als Gast seine eigene Hängematte mitzubringen. Und so schliefen wir zwischen den Pfählen, die das Vordach des Hauses abstützten.

Der Fußboden unseres Raumes, mit einer Fläche von kaum fünf Quadratmetern, bestand einfach aus Erde. Wir hatten selbst nicht viel Bettzeug übrig. Ein junges Paar deckten wir mit einer Tischdecke zu. Evie zog eine neue rote Decke hervor, um einige Jugendliche zuzudecken. Wir konnten kaum aus unseren eigenen Hängematten steigen, ohne auf einen Schläfer zu treten. Aber wir waren unsagbar glücklich.

Sogar beim Kerzenschein konnte ich sehen, wie Evie vor Glück strahlte. Das war die Begegnung, für die wir gebetet hatten! Aber wir wollten nicht nur unsere armseligen materiellen Güter mit ihnen teilen; sie sollten auch die Liebe Gottes erfahren, die uns bewegte.

Oquica

Kurz vor der Morgendämmerung des 5. Juni wachten wir vom Klang fremder Stimmen auf, die aus unserem Raum zu kommen schienen. Sie sprachen eine fremde Sprache. »Es ist Tag«, meinte ich zu verstehen. Ja, sie sprachen in Ayoré. Ich rieb meine Augen.

Eine Schar Ayorés stand um meine Hängematte herum. Bald tauchte ein älterer Ayoré aus dem Dschungel hinter unserem Grundstück auf. Andere kamen nach. In wenigen Minuten waren wir von etwa dreißig Wilden »belagert«.

Doch wir gerieten nicht in Panik. Wir hofften, dass wir bald Hilfe bekämen. Gegen Mittag tauchte Justo auf. Er teilte uns mit, er habe seine Botschaft abgeliefert und sie würde gewiss an Mel in Roboré weitergeleitet.

Justo hatte von seiner Fahrt zur Bahnlinie eine Schachtel mit gebrauchten Kleidungsstücken mitgebracht. Ich gab einem Mann eine Hose, und Evie gab einer Frau ein Kleid. Der Mann wollte unbedingt tauschen. Augenblicke später stolzierte er im Kleid umher. Ich versuchte ihm zu erklären, dass er in den Augen der *cojñone* lächerlich aussah, weil nur Frauen Kleider tragen. Er konnte es nicht verstehen. Doch Noraine begriff, wor-

auf ich hinauswollte. Noraine war ein Junge mit ungewöhnlich sicherem Auftreten, der sich große Mühe gab, mein gebrochenes Ayoré zu verstehen. Sofort deutete er auf die Dorfbewohner, die am Fenster und an der Hintertür standen. »Die in den Kleidern sind Frauen, und die in den Hosen sind Männer!«

Wie erstaunt waren die Ayorés, als sich die Erklärung herumgesprochen hatte. Dann erfuhr ich Folgendes: Als wir an der Bahnlinie waren, hatten viele von ihnen Inez gefragt, ob ich ein Mann oder eine Frau sei. Nun hatten sie es offensichtlich begriffen. Sie freuten sich so sehr, als ob sie gerade ein Diplom bekommen hätten.

Tage vergingen, aber niemand kam. Kein Mel, kein Flugzeug, kein Joe und keinerlei Hilfe. Voller Hoffnung beobachteten wir zuerst den Himmel und dann die Straße. Evie und ich stöhnten innerlich. Wir beteten weiter, Gott möge uns zeigen, was wir tun sollten. Wir hatten einen Punkt erreicht, an dem wir nicht weiterwussten, als Evie einen Ochsenwagen durch die Stadt poltern hörte. Ein Mann brachte eine Ladung Getreide zur Bahnlinie, um es zu verkaufen. Zu unserer großen Freude konnten wir die ganze Ladung kaufen! Unser Nahrungsproblem war, wenigstens für den Augenblick, gelöst. Salz hatten wir ohnehin im Überfluss. Aber wir wussten, dass wir die Ayorés mit dem, was wir anzubieten hatten, nicht lange zufriedenstellen konnten. Andererseits machten wir doch sehr große Fortschritte. Die Verständigung wurde besser, und wir gewannen ihr Vertrauen.

Doch den Menschen in San Juan und Umgebung wurden die Ayorés immer lästiger, nachdem es ihnen nicht gelungen war, sie zu billigen Arbeitskräften zu machen.

»Warum verteilt sie die Mission nicht auf unsere Haushalte?«, fragten einige. Zugegeben, sie konnten einem schon auf die Nerven gehen. Niemand hatte diesen Dschungelbewohnern beigebracht, dass man anklopft, ehe man in ein Zimmer geht, dass man in bestimmten Fällen um Erlaubnis bittet und dass man keine Lebensmittel anfasst. Ohne Anmeldung gingen sie in die

Häuser, schlichen sich in die Höfe und steckten ihre Hände in die Reistöpfle, die auf dem Feuer standen. Einige stahlen, meistens kleine Dinge wie Messer oder Metallstücke.

Eines Tages überraschten die Städter einen Ayoré, wie er emsig ihr ehrwürdiges Wahrzeichen abhackte: die *totai*-Palme, die den Festplatz schmückte. Da sie ihn nicht fragen konnten, wussten sie nicht, dass der arme Kerl hungrig war. Er wollte sich nur das Mark der Palme zum Mittagessen holen! Wer hatte jemals gehört, dass eine Palme einen *Besitzer* hat?

Dieser Zwischenfall verursachte einen Aufruhr. Die Bevölkerung war so aufgebracht wie nie zuvor. Sie kamen und protestierten dagegen, dass wir die Ayorés beherbergten.

Die Lage spitzte sich zu, als das Unvermeidbare geschah.

Señor Fulano erschien auf der Bildfläche. Er brachte einen Freund mit, der ihm helfen wollte, »die Wilden zu zähmen«. An der Bahnlinie hatte es sich natürlich bis San José herumgesprochen, dass freundliche Wilde nach San Juan gekommen waren. Das war das aufregendste Ereignis seit Jahren. Señor Fulano hatte scheinbar einen alten Bekannten, der in unserer Nähe ein Haus besaß. Dort nahm Señor Fulano seinen Posten an der Tür ein. Er hatte eine reiche Auswahl von Geschenken mitgebracht, die er gut sichtbar auf der Treppe auslegte. Stunde um Stunde saß er dort. Mit entwaffnender Freundlichkeit winkte er jedem vorbeigehenden Ayoré zu und gab ihm etwas.

Doch der Señor war sehr entsetzt, als die Ayorés zu unserem Haus zurückgingen, nachdem sie alles, was er ihnen anbot, erfreut angenommen hatten! Als Señor Fulano und sein Freund keine Geschenke mehr hatten, schlenderten sie zu unserem Hof und blieben vor dem Tor stehen. Señor Fulano war gewiss nicht gekommen, um *uns* zu besuchen. Seine ganze Aufmerksamkeit wandte er den Ayorés zu. Er versuchte, sie in Spanisch anzusprechen. Aber sie lächelten nur und nickten, als ob sie verstanden, und dann unterhielten sie sich weiter in Ayoré. Erbittert wandte sich Señor Fulano schließlich ab.

Als Evie und ich an jenem Abend gemeinsam beteten, wurde

ich an die biblische Verheißung erinnert, die Gott vor einiger Zeit in Ipiás erfüllt hatte.

»O Gott, du hast gesagt, dass diese Männer nicht die Oberhand gewinnen werden. Du hast gesagt, ihre Torheit würde allen bekannt werden! Erfülle deine Verheißung erneut, Herr!«

Wir erfuhren, dass Señor Fulano und sein Freund hinunter zur Bahnlinie gefahren waren, um einen gefangenen Ayoré zu finden, der als Übersetzer dienen könnte. Zuerst machten wir uns keine Sorgen. Wir dachten, er wüsste nichts von Rafaela in Entrerios. Aber als man uns sagte, Señor Fulanos Freund habe von einem Mädchen in der Nähe von Roboré gehört, das sich noch an ihre Sprache erinnern konnte, beteten wir sehr ernstlich.

Wir besprachen uns mit Justo, was wir nun tun sollten. Plötzlich hatte er eine Idee. Er kannte den Besitzer einer verlassenen Farm in Oquica, das etwa zehn Kilometer vom Dorf entfernt war. Warum sollte man ihn nicht um die Erlaubnis bitten, unsere Gäste dort hinbringen zu dürfen? Evie und ich erkannten sofort, wie günstig das für uns wäre. Das wäre fast so gut wie mit ihnen allein im Dschungel zu sein. Wir könnten dort warten, bis Joe käme.

Justo warf etwas Getreide in seinen Jeep und belud ihn bis zu den Kotflügeln mit jungen Ayorés. Ich bat Noraine, ihnen zu erklären, dass wir alle gemeinsam zu einem anderen Haus gingen. Zuerst waren sie verdutzt. Alles Neue kam ihnen verdächtig vor. Aber schließlich waren sie mit dem Vorschlag einverstanden. Als wir an dem Festplatz vorbeiratterten, starteten uns die Dorfbewohner ganz verblüfft an und fragten sich wohl, was wir jetzt wieder vorhätten. Wir hatten ihnen nichts gesagt. Evie blieb für den Fall in San Juan, dass andere Ayorés aus dem Dschungel ins Dorf kommen sollten.

Einer der Christen von San Juan, Alejandro Mendez, war hin und wieder zu uns hereingekommen und hatte gefragt, ob er helfen könne. Er war ein starker Chiquitano mit einem breiten Gesicht. Vor seiner Bekehrung war er ein richtiger Schläger

gewesen. Nun merkte er, dass er gebraucht wurde. Er beschloss, mit uns zu fahren. »Ich werde die Señora nicht mit all diesen *bárbaros* allein lassen! Wir werden auch in Oquica bleiben, bis Señor Moreno kommt!« Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie glücklich ich war, dass ich ihn bei mir hatte.

Am späten Nachmittag kamen wir in Oquica an. Wir waren froh, dass wir noch genügend Zeit hatten, um uns für die Nacht »einzurichten«.

Der Ort sah nicht besonders einladend aus. Ein großes primitives Lehmhaus mit einem Strohdach, das eine Reparatur bitter nötig hatte, stand einen Steinwurf von zwei kleinen Häusern entfernt, mit ziemlich neuen Dächern. Eines davon diente als Küche. Wir konnten durch die Wände sehen. Offensichtlich sollte es mit Lehm abgedichtet werden, aber das war nie geschehen. Die offene Feuerstelle in der Mitte war etwa einen Meter hoch. Die Asche lag innerhalb einer breiten Umrandung aus Lehm, auf der das Holz aufliegen konnte. Hier fanden auch meine Töpfe und Pfannen Platz.

Schon machte sich allmählich ein kalter Südwind bemerkbar. Aber in meinem Schlafsack würde es warm genug sein.

Die Ayorés sollten im Schutz des großen Hauses schlafen. Während Justo zur Stadt zurückfuhr, um die letzten Ayorés zu holen, kümmerte sich Alejandro um die anderen und half ihnen, Schlafstellen für die Nacht herzurichten. Wie ein fröhlicher Pfadfinder führte er eine ganze Schar hinaus auf die Wiesen. Er zeigte ihnen, wie sie Stroh für ihre Betten sammeln sollten. Auch Alejandro hatte das Gefühl, die Nacht könne kalt werden. Die Ayorés brachten das mehr oder weniger dürftige Bettzeug mit, das wir ihnen in San Juan gegeben hatten. Alle hatten zwar Kleidungsstücke, aber welcher Ayoré wollte schon Kleidung in der Nacht tragen? Das war nur etwas für die *cojñone*.

Mit Alejandros Hilfe steckten sie zur Herstellung von Feldbetten Astgabeln und gekreuzte Stöcke in den Boden. Er zeigte ihnen, wie sie eine Matte flechten und sie mit Stroh bedecken konnten.

Ich war von seiner Geschicklichkeit beeindruckt, zumal er in einem Gebiet lebt, in dem Hängematten üblich sind und Feldbetten völlig ungewöhnlich. Sobald es dunkel war, legten sich die Ayorés in die ungewohnten Strohbetten. Justo und Alejandro befestigten ihre Hängematten unter dem Dach des zweiten kleinen Hauses, das sich in meiner Nähe befand.

Ich war froh, allein zu sein. Ohne mich auszuziehen, kroch ich in meine Hängematte. So ging das schon wochenlang. Ich hatte mich tagsüber gelegentlich entfernen müssen, um meine Kleidung zu wechseln oder zu baden. In jener Nacht schlief ich betend ein. Einerseits dankte ich Gott, dass er die Ayorés bis hierher gnädig führte; und andererseits legte ich ihm meine Last hin. Ich wusste nicht, was wir als Nächstes tun sollten.

Ich war scheinbar gerade eingeschlafen, als mich ein Angstschrei weckte. Ich konnte genug Ayoré, um die Worte zu verstehen: »*Pioi tagu! Pioi tagu!*« (»Feuer frisst! Feuer frisst!«). Fast im selben Augenblick hörte ich das schreckliche Prasseln. Durch das Dach des Haupthauses schlugen die Flammen. Mit einem Satz war ich auf den Füßen. Justo und Alejandro waren genauso schnell aufgewacht und trieben die Ayorés aus dem Haus.

»*Bei yodi!*« (»Bringt Wasser!«), schrie ich. Meine Ausdrucksweise mag ihnen schon vorher ziemlich sonderbar vorgekommen sein. Aber dieser Ruf war ein »Volltreffer«. Alejandro hatte das Wasser zum Kochen geholt, und ich wusste nicht, dass er es aus einem trüben Wasserbecken geschöpft hatte, das ein ganzes Stück von uns entfernt war. Ich blickte auf das alte Strohdach, das lichterloh brannte. Wir hatten noch nicht einmal einen Eimer oder einen großen Wassertopf. Es hätte wirklich keinen Zweck, Wasser zu holen. Ich gab jede Hoffnung auf, das Haus könnte noch gerettet werden.

Justo und Alejandro gaben nicht so schnell auf. Sie fanden noch Wasser in den Kochtöpfen und kletterten damit auf die zwei Küchengebäude, deren Strohdächer ziemlich neu und daher grüner waren. Mit nassen Lumpen löschten sie eifrig

alle Funken, die vom Haupthaus herüberflogen. Sie waren entschlossen, diese Gebäude vor dem Feuer zu schützen.

Allmählich erfuhr ich von den Ayorés, dass Deguis Bruder und seine Frau den Brand durch Unachtsamkeit verursacht hatten. Die Nacht war kalt. Sie hatten zum Zudecken nur eine Tischdecke, und sie machten sich ein Feuer. Es wurde immer größer, und schließlich sprangen Funken auf ihr Strohbett über. Im Nu stand es in Flammen. Nur Gottes Gnade war es zu verdanken, dass sie rechtzeitig aus dem Feuer entkamen. Erst später erfuhr ich, dass die Frauen im Dschungel beim Schlafen ihren Rock anbehalten. Er besteht aus einem großen Viereck fest geflochtenen Grases, das einmal gefaltet wird und mithilfe einer Schnur direkt über den Hüften gehalten wird. Nachts dient er für Mann und Frau als Decke. Ich wusste auch nicht, dass sie gewöhnlich auf dem Boden schliefen und dass jede Familie zwischen zwei Feuern lag, wenn die Nacht kalt war.

Justo und Alejandro blieben auf ihren Posten, bis die Gefahr vorüber war. Die Ayorés liefen heulend und schreiend herum. Das Dach war schnell abgebrannt. Außer den verkohlten Resten der Stützpfeiler, die in der Nacht wie Feuersäulen glühten, war nichts mehr übrig geblieben. Ein kalter, düsterer Morgen brach an. Ich bemerkte, wie sich die Ayorés zusammendrängten. Dann kamen sie zu mir und wollten mir etwas sagen. Sie schrien ganz laut und dachten wohl, ich würde dann besser verstehen, was sie mir mitteilen wollten. Sie waren nicht zu bewegen, ihre Worte zu wiederholen oder langsamer zu sprechen. Schließlich schoben sie Noraine vor. Er würde es mir wohl sagen können.

»Sie wollen zurück ins Dorf«, sagte er deutlich. »Sie denken, hier sind Böse in der Nähe.«

Was für Böse? Böse *cojñone*? Böse Ayorés? Böse Geister? Ich konnte es nicht herausfinden und auch nicht erfahren, ob sie wegen des Feuers eine abergläubische Vorstellung hatten.

Wir gaben uns alle Mühe, sie zum Bleiben zu überreden, erreichten aber nichts. Manchmal genügte ein launischer Einfall einer Frau, um die ganze Gruppe in Bewegung zu setzen. Aber

sie waren Nomaden, und man konnte nicht erwarten, dass sie ihre alten Gewohnheiten über Nacht änderten.

Justo lud ein paar Frauen in den Jeep, und Alejandro zog mit einer anderen Gruppe los. Am Schluss des Zuges ging ich mit etwa zehn jungen Leuten. Ich ließ den Ayoré Carayoi die Führung übernehmen. Er trug meine ungeladene Schrotflinte. Er war einer der größten unter den jungen Männern, knapp 1,80 Meter. Seine Gesichtszüge waren nicht so grob wie bei manchen anderen. Es gab mir einen Stich durchs Herz, als ich daran dachte, dass mir mein Mann diese Schrotflinte vor über vier Jahren aus dem Dschungel zurückgeschickt hatte.

Nachdem wir von der Ranch aus etwa zwanzig Minuten durch den Dschungel gegangen waren, erblickten wir den breiten Ochsenkarrenweg vor uns, der nach San Juan führte.

Plötzlich hörte jede Unterhaltung auf. Zuerst dachte ich, es läge daran, dass die Wege der Zivilisierten den Ayorés Angst einflößten. Doch fast zur gleichen Zeit hörten wir einen Schrei in der Ferne. Dann sah ich, wie Carayoi sich an einer sandigen Stelle des Weges über etwas beugte. Fußspuren! Sie kamen von Westen und stammten unverkennbar von einem Ayoré! Das verrät uns die Stellung der großen Zehe und die starke Spreizung der übrigen Zehen. Meine Reisegefährten hielten den Atem an. Sie waren sich ganz sicher, dass feindliche Ayorés in der Nähe waren. Der Schrecken war auf allen Gesichtern zu lesen. Ich vermutete, dass sie Dinge wussten, die über mein Begriffsvermögen hinausgingen.

Carayoi gab mir das Gewehr zurück und forderte mich durch einen Wink auf, die Führung zu übernehmen. Dann folgten mir die zehn Ayorés etwa fünf Kilometer schweigend und im Gänsemarsch. Sie schienen sich auf mein Gewehr zu verlassen, wenn es auch nicht geladen war. Es waren sehr schwere Kilometer für mich, und mir kam es so vor, als wartete an jeder Wegbiegung der Tod auf mich. Doch selbst wenn ich Munition gehabt hätte, nie hätte ich einen Ayoré erschossen.

In diesen Stunden der Gefahr kam mir immer wieder ein

Bibelvers in den Sinn: »... bei Christus zu sein, denn es ist weit besser ...« Der Gedanke daran befreite mich von der Todesfurcht. Ich erinnerte mich an all die Qualen der letzten Zeit: die Jahre der Ungewissheit, was mit Bob geschehen war, die ständige Bedrohung des Lebens, das Flehen und Beten für den Stamm der Ayorés ...

Einen Augenblick lang dachte ich nur an mich und sehnte mich nach Befreiung. »Herr, wie schön wäre es, aus all diesem herauszukommen, abzuschneiden und bei dir zu sein!«

Ich betete, während wir uns mühsam fortschleppten. Aber sofort fiel mir ein, wie sehr mein Tod den Kontakt mit den Ayorés erschweren würde. Mir war, als hörte ich Paulus' Worte an die Philipper: »... das Bleiben im Fleische aber ist nötiger um euretwillen!«

Meine Sorge um die Ayorés, in einem solch entscheidenden Stadium auf dem Weg zu ihrer Evangelisierung, gewann die Oberhand. Ich konnte nur beten: »Vater, wenn du mich nimmst, dann sende schnell jemanden, der dich liebt und der mit ihnen sprechen kann.« Diese Gedanken beschwerten mich auch noch, als wir schon die Hunde des Dorfes bellen hörten und wussten, dass wir sicher in San Juan angekommen waren.

Der Besitzer des verbrannten Hauses nahm meine Entschuldigung wohlwollend an. Der Verlust machte ihm zuerst nicht viel aus. Aber dann redeten ihm einige Freunde ein, die Balken hätten einen gewissen Wert gehabt. Wir bezahlten das verlangte Geld so bald wie möglich, und er konnte seinen Freunden mitteilen, die Sache sei erledigt.

Doch die Einwohner von San Juan wollten unsere Dschungelfreunde auf keinen Fall länger im Dorf dulden. Wir konnten sie ja nicht auf unserem Grundstück festhalten. Es gab im Dorf so viele interessante Dinge zu sehen, und überall mischten sie sich ein. Schließlich sahen wir keinen anderen Ausweg mehr: Ich musste sie nach Oquica zurückbringen, ob sie wollten oder nicht. Durch Noraine erklärte ich ihnen, es gäbe in San Juan einige Leute, die ungerne Ayorés in ihrer Nähe hätten. An diesem

Nachmittag waren sie in besserer Stimmung. Zu meiner Überraschung hatten sie nichts dagegen einzuwenden, dass wir wieder umzogen.

In Oquica verbrachten wir einige glückliche Tage und freuten uns einfach über die Ayorés. Eines Tages malten sie alle ihre Gesichter mit einer roten Erde an. Dann wollten sie unbedingt auch uns bemalen. Wir müssen sehr komisch ausgesehen haben, denn sie bogen sich vor Lachen. Sie kamen ganz nah zu uns und nahmen unsere Gesichter in die Hände. Zuerst wusste ich nicht, was sie vorhatten. Dann merkte ich, dass sie unsere Augenbrauen und die Wimpern auszupfen wollten, damit wir ihnen ähnlicher würden. Ich jammerte bei dieser Zupferei, und ich wollte nicht noch blasser aussehen, als ich ohnehin schon war. Ein älterer Mann versuchte mich zu überreden. Er versprach die Sache schmerzloser zu machen. Ich hatte immer noch keine Lust, meine Augenbrauen zu verlieren, und so protestierte ich energisch. Da zog er sich mit einem so beleidigten Gesichtsausdruck zurück, dass ich bedauerte, mich beklagt zu haben. Aber mein Widerstand veranlasste sie zum Aufhören. »Warum zupft ihr eure Augenbrauen und Wimpern aus?«, gelang es mir zu fragen.

Die einzige Antwort, die ich aus ihnen herausbekommen konnte, war: »Damit wir den wilden Honig sehen können.« Die Honigbienen des Dschungels leben ziemlich hoch, und sie waren wahrscheinlich der Meinung, die vorstehenden Haare hinderten ihre Sicht.

Zwei Wochen und zwei Tage vergingen. Im Großen und Ganzen machten wir Fortschritte. Aber ein dunkler Schatten lag über uns: Wir hatten weder von Mel aus Roboré noch von Joe aus Candelaria etwas gehört. Hatten sie unsere Nachrichten nicht bekommen? Ich betete ohne Unterlass um Hilfe.

An einem Spätnachmittag wurden meine Ayoré-Gefährten ganz plötzlich still. »Ein *cojñone* kommt!« Ich selbst hörte nichts. Aber ich glaubte ihnen. Eine Ayoré-Frau deutete mit den Lippen in die Richtung des Pfades, der zum Ochsenkarrenweg führte. Ich strengte meine Augen an und konnte in der Ferne eine

Gestalt erkennen. Selbst aus dieser Entfernung sah ich, dass es nicht Joe war und auch keiner von den Bolivianern. Dieser Mann war groß, blond und hatte einen federnden Gang.

»Es ist Mell!«, rief ich. Die Ayorés sprangen auf. Sie verbanden diesen Namen sogleich mit dem kleinen Flugzeug, auf das wir gewartet hatten. Einige rannten hinaus, um ihn ins Lager zu begleiten. Sie umgaben ihn von allen Seiten und führten ihn zum Küchengebäude, wo ich vor der Tür wartete.

Einige Zeit später traf auch Mels Gefährte Bob Bodin ein, der kurze Zeit vorher aus den USA gekommen war. Herr Bodin musste auf der letzten Etappe ihres fünfundsechzig Kilometer langen Marsches wegen einer schmerzhaften Blase an der Ferse etwas langsamer gehen. Wie wunderbar war es, dass ich mit den beiden Missionaren jetzt meine Probleme besprechen konnte. Mel und Herr Bodin erklärten kurz, das Flugzeug sei vorübergehend außer Betrieb. Sie hatten in Ipiás gewartet, weil sie glaubten, die Ayorés würden dort wieder auftauchen. Sie entschuldigten sich, dass sie uns nicht schon lange zu Hilfe gekommen waren.

Am nächsten Morgen hatten die Ayorés eine kleine Besprechung. Danach kam Noraine herüber und lud Herrn Bodin, Mel und Justo ein, mit ihm und einigen der jüngeren Ayorés in den Dschungel zu gehen. Normalerweise wäre ich vielleicht besorgt gewesen. Aber zu Noraine hatte ich Vertrauen.

»Du bleibst hier!« Er deutete auf die Küche und fügte hinzu: »Mein Vater ist in der Nähe. Wir werden ihn holen.«

Bei dieser Nachricht hüpfte mir das Herz vor Freude. Endlich sollte ich dem großen Noraide von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Ich wusste zwar, dass er nicht von den Sunsa-Hügeln kam, doch irgendwie hatte ich das Gefühl, er könne etwas von unseren Männern gehört haben.

Wir werden Nomaden

Weder Herr Bodin noch Mel Wyma hatten jemals in ihrem Leben einen Ayoré auch nur gesehen. Und da nahm man sie nun mit in den Dschungel, um Noraines Vater zu begrüßen. Auch Noraide hatte sich noch nie in die Gegenwart der *cojñone* gewagt.

Wir warteten; langsam vergingen die Stunden. Als Herr Bodin und Mel endlich zurückkamen, hatten sie etwas zu erzählen.

Nachdem sie sich einige Kilometer von Oquica entfernt hatten, kam ihnen der Verdacht, sie gingen einfach ziellos im Wald umher. Was das bedeuten sollte, konnten sie sich nicht erklären. Als sie sich durch die Wiesen bis in den Dschungel kämpften, konnten sie keine Anzeichen eines Pfades sehen. Schließlich kamen sie auf eine Lichtung. Dort hielten die Ayorés an.

Plötzlich sah Mel jemanden rennen. Dann rief einer der Ayorés aus Oquica etwas. Und bevor sie es recht merkten, waren die Missionare von etwa 130 Ayorés umringt.

Alle Männer hatten ihre Bogen gespannt. Die Kinder schrien vor Schrecken, als die *cojñone* näher kamen. Einige ältere rasten wie Affen auf die Bäume. Frauen betrachteten sie voller Angst.

Doch die Männer erkannten ihre Stammesgenossen, die Ayorés von Oquica. Sie ließen Pfeil und Bogen sinken. Aber sie redeten immer noch alle gleichzeitig, und so herrschte ein großes Durcheinander. Sie waren wegen Herrn Bodins Gewehr beunruhigt. Einige diskutierten heftig. Deshalb nahm Noraine Herrn Bodin das Gewehr ab und lehnte es gegen einen Baum. Alle atmeten erleichtert auf. Einige kamen herangelaufen und umarmten Mel und Herrn Bodin. Andere hängten ihnen Seile und irgendwelchen Plunder um den Hals. Mütter brachten ihre Babys – es waren vielleicht zwanzig Kleine, die in Tragetüchern auf den Rücken der Mütter hingen.

Dann wies Noraine auf seinen Vater und sagte den Missionaren, sie sollten sich in einem Kreis zu ihm auf den Boden setzen. Noraines Vater schien bei den Ayorés eine sehr große Bedeutung zu haben, und so waren Herr Bodin und Mel enttäuscht, dass er gar nichts Besonderes darstellte. Er war ein wenig unter der Durchschnittsgröße und trug noch nicht einmal einen Lendenschurz, wie es bei den anderen der Fall war.

Als Herr Bodin und Mel sich gesetzt hatten, zogen sie einen Stapel Karten von Postkartenformat hervor, den ich ihnen in Oquica gegeben hatte. Sie begannen, bestimmte Sätze in Ayoré vorzulesen: »Wir sind eure Freunde!« »Kommt mit uns.« »Wir haben viel Getreide.« Der Häuptling blieb ungerührt. Er machte einen sehr feindlichen Eindruck. Einige wollten schon nach Oquica losgehen, aber sie warteten doch alle auf Noraines Reaktion. Er blickte die Nachkommen von Corabe, dem Weißen Schmetterling, forschend an. Endlich nickte er und sagte etwas zu seinen Begleitern. Dann schienen alle zufrieden zu sein. Sie bereiteten sich vor, nach Oquica zu gehen. Noraine nahm Herrn Bodins Gewehr auf, als ob es sein eigenes wäre.

Justo führte die Ayorés an. Mel richtete es so ein, dass er hinter etwa zwanzig oder dreißig Ayorés herging. Nach weiteren dreißig schloss sich Herr Bodin an. Danach kamen die übrigen Ayorés.

Kurz bevor die Kolonne in Sichtweite von Oquica kam, ent-

fernten sich die Krieger. Als sie wieder auftauchten, hatten sie keine Pfeile und Bogen mehr. Wo hatten sie ihre Waffen versteckt? In einem Dickicht oder in einer Baumgabel? Im Falle einer Gefahr würden diese Dschungelbewohner sie in wenigen Augenblicken wiederfinden.

Bei den Häusern bekam Herr Bodin sein Gewehr zurück. Er schlich sich ins Haus und versteckte es unter seinem Bettzeug.

Plötzlich sah ich unbekannte Ayorés in der Nähe meiner Küche. Sie machten es sich auf der Ranch gemütlich, als ob sie ihnen schon immer gehört hätte. Ich holte tief Luft. Sollte das wirklich wahr sein? 180 Ayorés konnte ich zählen. Ich war nicht vorbereitet, so viele Kinder zu »adoptieren«.

Lagerplätze wurden eingerichtet, Feuer angezündet, Mütter, Säuglinge, alte Männer und Kinder gruppieren sich familienweise. Einige rösteten Getreidekörner auf heißen Kohlen oder in der Asche. Ein paar Kinder sprangen in den Dschungel und kehrten mit kleinen kartoffelähnlichen Wurzeln zurück, die sie in die Asche eines Lagerfeuers warfen. Ihre Augen waren immer noch vor Furcht weit aufgerissen. Einige Männer holten Palmmark, das man roh oder gekocht aß. Es war eine große Hilfe für mich, dass sie sich selbst versorgten. So brauchte ich nur für Mel, Justo und Herrn Bodin zu kochen. Alejandro war wieder nach Hause gegangen, da ich ja jetzt Hilfe hatte.

Ein Ayoré mittleren Alters kam mit Kopfschmerzen zu mir und erwartete, ich solle etwas für ihn tun. Ich wusste, dass er nie in seinem Leben eine Pille genommen hatte. So pulverisierte ich eine Aspirin-tablette, vermischte sie mit Zucker und Wasser und forderte ihn auf, das Gebräu zu trinken. Doch den ersten Schluck spuckte er genau auf seinen Bauch. Dort tat es ihm auch weh. Ich protestierte und überredete ihn zum Trinken. Nach einer halben Stunde gab er mir durch Zeichen zu verstehen, dass seine Kopfschmerzen verschwunden seien.

Bald merkte ich, dass mich alle – selbst diejenigen, die ich nun schon zwei Wochen lang kannte – statt »Wana« (eine Nach-

ahmung des spanischen Juana) »Ärztin« nannten. Ich wollte aber gar nicht so gern eine »Medizinfrau« sein! Besonders Noraide dachte, mein »weißes Wasser« sei ein sehr guter Zaubertrank. Am Spätnachmittag desselben Tages ließ er mich durch seinen Sohn zu sich holen. Er befand sich in einer ernsten Unterredung mit einigen Stammesgenossen.

Er bot mir eine Pfeife an. Ich hatte gehört, dass man das Angebot nordamerikanischer Indianer, die »Friedenspfeife« mit ihnen zu rauchen, nicht ablehnen durfte. Aber wenn es sich irgendwie vermeiden ließ, wollte ich dieses Ding nicht in den Mund stecken. Ich tat so, als hätte ich ihn nicht verstanden. Übersetzer Noraine zeigte mir daraufhin, wie man mit einer Pfeife richtig umgeht. Ich hielt die Pfeife vor meinen Mund, ohne sie mit den Lippen zu berühren, und blies hinein. Noch einmal versuchten sie, es mir beizubringen, und wiederum blies ich. Diesmal berührte ich sie versehentlich mit meinen Lippen. Sie war brennend heiß. In dieser Pfeife war sicherlich heißer Pfeffer. Der alte Häuptling muss mich wohl für dumm gehalten haben. Jedenfalls gab er auf. Er schien aber zufrieden zu sein, dass ich es wenigstens versucht hatte. So nahm er denn seine Pfeife zurück.

Noraide paffte nun in vollen Zügen und startete in den leeren Raum. Bald fing er an, ein rhythmisches Murmeln oder einen monotonen Gesang von sich zu geben. Der Gesang wurde schneller und lauter, und er steigerte sich in ein Zittern hinein. Seine Hände klammerten sich an etwas Unsichtbarem fest. Er war in Trance. Ich bekam eine Gänsehaut. Rief er die Dämonen herbei? Ich hatte den Eindruck von Schwüle und Dunkelheit, obwohl es ein schöner, sonniger Tag war. Sofort rief ich Gott um Hilfe an, er möge meinen Geist erheben und die Atmosphäre reinigen. Ein Bibelvers stand mir vor Augen: »... weil der, welcher in euch ist, größer ist als der, welcher in der Welt ist.« Vielleicht hat Satan diesen Häuptling direkt in seiner Gewalt, überlegte ich, aber Gott hat dieser Macht Grenzen gesetzt. Mir kamen noch andere Schriftstellen in den Sinn, die mich stärkten. Die Sinnes-täuschung – oder was es auch immer war – ging vorüber.

Endlich war die spiritistische Sitzung zu Ende. Der Häuptling war wieder er selbst. Er bat seine Frau, ihm einen bestimmten Gegenstand aus ihrer Tasche zu geben. Sie überreichte ihm etwas, das einem Gürtel ähnelte, aus den Fäden von Ananasblättern gewoben. Mit dem Gürtel in der Hand gab er einen lauten Befehl. Als Antwort kamen alle Männer, die alten und die jungen, sofort herbei. Wie sehr wünschte ich, ich könnte verstehen, was vor sich ging. Er warf den Gürtel mitten unter sie! Jeder biss einmal hinein und reichte ihn dann dem Häuptling zurück. Ich wusste nicht, dass alle den Geist der Krankheit bissen, damit der Träger des Gürtels nie krank werden sollte.

Dann stand der Mediziner Achtung gebietend auf und legte den Gürtel über meine Schulter, als wenn es der Riemen einer Kamera wäre. Noraine musste mir erklären, dass ich ihn nie abnehmen sollte. Damals wusste ich nicht, dass es ein Zauber war. Ich achtete darauf, ihn immer zu tragen, selbst wenn ich badete. Ich wollte meine junge Freundschaft mit den Ayorés nicht gefährden.

In jener Nacht kam ich mir so unwichtig vor, als ich in meiner Hängematte zusammengekauert lag. Gott hatte uns über Bitten und Verstehen geholfen.

Er hatte uns bis hierhin gebracht, und er würde auch weiterhin diese Ayorés bei uns halten, damit wir ihnen erzählen konnten, dass Christus für sie gestorben war!

Als ich am folgenden Morgen aufwachte, schlenderte Noraide durch die Küche. Die Neugier trieb ihn, die sonderbaren Dinge, die wir besaßen, zu begutachten – von meiner Hängematte bis zu den metallenen Töpfen und Pfannen. Er hob meinen lederen Handkoffer hoch und betrachtete sich eingehend in dem Spiegel, der an der Oberseite befestigt war. Das dauerte einige Minuten. Dann ging seine Hand hinauf zu dem Spiegel, und er begann wieder, irgendetwas krampfhaft festzuhalten, was nur er sah. Seinen Kopf bewegte er hin und her, wobei sein Blick jedoch starr wurde.

Er hatte wieder eine spiritistische Sitzung! Aber diesmal versuchte er nicht, mich hineinzuziehen. Einige Minuten später war er fertig. Er schloss den Koffer und wandte sich mit einer »Offenbarung« mir zu.

»Euer Häuptling kommt. Er wird bald hier sein; er reitet auf einem Pferd.« Zweieinhalb Wochen hatten wir auf Joe gewartet. Und wir hatten den Ayorés erzählt, er werde kommen, wahrscheinlich zu Pferd. Aber die Ayorés fassten Norai-des Ankündigung als Prophezeiung für Joes unmittelbar bevorstehende Ankunft auf. Zwei oder drei machten sich auf den Weg, oder besser: Sie schlängelten sich durch den Wald, um Joe entgegenzugehen. Noch immer wussten sie nicht sicher, ob unser großer Häuptling auf dem Pferd zu fürchten war oder nicht.

Das Gespräch flaute ab. Wir konnten nur hören: »Er kommt.« Es wurde ganz still. Wir schauten auf, und wie die Ayorés öffneten wir vor Überraschung den Mund. Joe war da. Aber er ritt nicht auf dem kleinen braunen Gaul, den Justo vor einiger Zeit nach Candelaria gebracht hatte, sondern er saß auf einem großen, schönen, stolz tänzelnden weißen Pferd. Die Ayorés gingen neben ihm her, glühend vor Stolz, bei diesem bedeutsamen Einzug eine Rolle spielen zu können! Heimlich blickten sie hin und wieder hinauf, und es sah aus, als wollten sie dem Pullover, den er trug, eine besondere Bedeutung zukommen lassen. Er war ebenso königsblau wie die Taschenlampe an seinem Gürtel. Sie waren sich einig: Dieses Königsblau musste die Häuptlingsfarbe bei den Nachkommen Corabes, des Weißen Schmetterlings sein, weil sie diese Farbe an keinem von uns gesehen hatten. Wir erlaubten uns einen kurzen Nachrichtenaustausch mit Joe, bevor er begann, sich mit den Ayorés zu unterhalten.

Er berichtete uns, er habe unsere Nachricht weit hinter Candelaria erhalten. Er befand sich gerade auf dem Rückweg, nachdem er seine Landebahn etwa 106 Kilometer westlich dieser abgelegenen Stadt fertiggestellt hatte. Doch sein altes braunes Pony war am Fuß erkrankt, und Joe konnte nicht auf ihm reiten.

Die letzten zwei Tage und eine Nacht war er ununterbrochen weitergegangen und hatte das Tier geführt. Dann erklärte er uns, was es mit dem königsblauen Pullover auf sich hatte. Evie hatte ihn gefunden und ihn veranlasst, ihn anzuziehen. Sie sagte, er sei zwar alt, aber immer noch besser als der, den er zu dieser Zeit trug. Doch wir waren neugieriger, wie er zu dem weißen Pferd gekommen war.

Es stellte sich heraus, dass Joe in der Morgenfrühe jenes Tages San Juan zu Fuß verlassen hatte. Immer wieder versuchte er, sein armes Pferd zu schnellerem Gang anzutreiben. In der Nähe der Straße entdeckte er einen Lagerplatz. Hier fand er einen Missionar aus Santiago, der in einer anderen Angelegenheit in dieses Gebiet gekommen war. In Entrerios hatte der Missionar gehört, dass die Ayorés bei uns lebten. Dieses Wunder wollte er so bald wie möglich sehen. Joe hielt an, um die Gruppe zu begrüßen. In kurzer Zeit hatte der Missionar Joes Situation erfasst. Er wusste, dass wir alle auf ihn warteten und dass er wegen des Pferdes nur langsam vorwärtskam. So bestand er darauf, Joe solle sein schönes weißes Pferd nehmen, während er Joes Pferd bei der ersten Gelegenheit nach Oquica hinausbringen würde.

Wir hätten Joe keinen herzlicheren Empfang bereiten können: Mit Frauen und Kindern waren 180 Ayorés anwesend.

Doch es wurde uns bald klar, dass Oquica nicht der ideale Ort für unser Zusammenleben mit ihnen war. Einmal war es zu nahe an der Stadt, und zum anderen gab es dort nur wenig Wasser. Joe sprach von einem Platz, den er vor zwei Jahren gesehen hatte und der unserem Zweck besser dienen würde: ein Palmenhain bei einem Fluss, etwa 20 Kilometer östlich von Entrerios. Einige Kilometer Hügelland lagen zwischen der Eisenbahnlinie und diesem Gebiet, das man Tobité nannte.

»Morgen gehen wir nach Tobité«, sagte Joe.

Der Missionar aus Santiago kam eine Stunde später als Joe. Herr Bodin ging ihm entgegen und brachte ihn zu uns, wo er dann einige Stunden blieb. Er blickte auf die Ayorés, die zwischen den Häusern hin und her liefen, und bemerkte: »Man kann

gewiss sehen, dass der Herr hier Gebet erhört hat!« Wir waren uns wohl bewusst, dass wir bei diesem Kontakt nur Gottes bescheidene Gefäße waren. Neben unseren einfältigen Gebeten waren auch die Gebete Hunderter Gläubiger an der Heimatfront emporgestiegen, die diese Dschungelbewohner die ganzen Jahre hindurch nie vergessen haben.

In jener Nacht wurde ich vor dem Schlafengehen zu einem Jungen gerufen, der krank auf dem Boden lag. Er war einer der Jüngsten von denen, die seit dem 4. Juni in San Juan bei uns waren.

»Was hat er da für rote Flecken?«, wollten alle wissen. Zu meinem Entsetzen vermutete Mel, es seien vielleicht Masern. Zuerst konnte sich niemand von uns daran erinnern, dass es in jüngster Zeit in dieser Gegend Fälle von Masern gegeben habe. Dann erzählte uns Justo, dass im Dorf etwa zu der Zeit Masern ausgebrochen waren, als die Ayorés aus dem Dschungel kamen. Da Evie und ich unsere ganze Aufmerksamkeit unseren Gästen widmeten, waren wir über die üblichen Neuigkeiten nicht auf dem Laufenden. Es bestand kein Zweifel: Die Ayorés waren angesteckt worden. Wir konnten jetzt nur versuchen, den Jungen zu isolieren. Die Masern konnten bei diesen Kindern der Natur eine verheerende Wirkung haben.

Eine Ayoré-Frau machte mich auf zwei ältere Jungen aufmerksam, die dieselben verräterischen Flecken hatten. Wir befürchteten, die Masern könnten sich ausbreiten. Ich gab mir alle Mühe, ihnen zu erklären, sie sollten sich von den anderen fernhalten. Als wir am nächsten Morgen loszogen, mussten sie am Ende des Zuges wandern. Das war ihnen völlig fremd. Wenn es irgendwo wehtut, bindet man ein Seil darum. Wenn es davon nicht gut wird, kann man den Mediziner holen lassen, der auf die kranke Stelle bläst. So sehr ich mich auch darum bemühte, ich konnte sie auf Dauer nicht von den anderen absondern. Solange ich zuschaute, blieben sie für sich, aber sobald ich ihnen den Rücken zuwandte, mischten sie sich unter die anderen. Niemand wusste die furchtbaren Folgen.

In der Frühe des nächsten Morgens machten wir uns auf den Weg nach Tobité.

Die drei Masernkranken am Ende des Zuges konnten nicht einsehen, warum sie für sich bleiben sollten. Bei einer Rast nahmen mich einige Ayorés auf die Seite und deuteten auf sieben weitere junge Wilde, die auch Flecken hatten.

Ich war sehr beunruhigt. Aber was konnten wir tun? Ich wusste: Die Ayorés hatten nur eine geringe Abwehrkraft gegen diese Krankheit der *cojñone*.

Die nächsten Ärzte waren in Roboré und San José. Sollten wir unsere Reise fortsetzen, wenn so viele die Masern bekamen? Aber es würde nichts nützen, wenn wir ihnen sagten, sie sollten »das Bett hüten«. Als Nomaden waren sie gewöhnt, immer unterwegs zu sein.

Die letzte Rast vor unserem Bestimmungsort, der mehr als eine Wochenreise von Oquica entfernt lag, war unser Nachtlager am Ipiás-Tucavaca-Fluss. Wir waren nur noch knappe anderthalb Kilometer von der Ranch in Entrerios entfernt. Joe ging hin, um Justo und Herrn Bodin aufzusuchen. Sie waren mit dem Jeep nach Oquica zurückgefahren und warteten nun mit weiteren Vorräten auf uns. Justo berichtete uns, Señor Fulano sei mit einer Ayoré-Übersetzerin angefahren, um mit den Ayorés zu sprechen. Aber er fand niemanden mehr in Oquica. Er wartete auf unsere Rückkehr, doch schließlich gab Señor Fulano das Ayoré-Mädchen ihren Besitzern ein wenig beschämt zurück und fuhr nach Hause.

Joe konnte Rafaela in unser Nachtlager bringen. Wir hofften, sie würde sich hier in der Abgeschiedenheit des Dschungels frei genug fühlen, um offen zu sprechen. Diese Gelegenheit durften wir nicht verpassen. Unter den Ayorés waren einige ältere Männer von weit her, die *vielleicht* etwas über unsere fünf vermissten Männer wussten.

An jenem Abend versammelten wir uns im Halbkreis um eines der vielen Feuer, die man die ganze Nacht brennen ließ. Wir sahen Rafaela zum ersten Mal fröhlich lachen. Alle Span-

nung schien gewichen. Vielleicht würde sie endlich reden. Ich konnte meinen Blick nicht von den Gesichtern der älteren Männer abwenden. Sie saßen etwas höher als ich und waren im Schein des Feuers deutlich zu erkennen.

Wir mussten Rafaela mit viel Feingefühl behandeln. Zuerst baten wir sie, den Ayorés zu sagen, dass wir sie liebten. Sie begann, schnell draufloszuplappern. Einige von ihnen grunzten und nickten zustimmend. Dann sollte sie ihnen erklären, dass wir mit ihnen leben wollten, um ihnen von Gott zu erzählen. Wieder war ein zustimmendes Murmeln zu hören, ebenso, als sie ihnen sagte, sie sollten sich von den Städten und Dörfern fernhalten, wo sie Krankheiten bekommen könnten. Das verstanden sie, denn sie hatten das Gefühl, sich irgendwie in San Juan angesteckt zu haben.

Der lang ersehnte Augenblick kam. Wir zeigten in die Richtung der Sunsa-Hügel und teilten ihnen mit, dass fünf von unseren Männern in den Dschungel gegangen waren, um die Ayorés zu suchen.

Inzwischen trug die *motacú*-Palme zum fünften Mal Frucht. Durch Rafaela erklärten wir ihnen, wie die Liebe unsere Männer zu den Ayorés getrieben hatte, um ihnen zu erzählen, dass Gott sie liebte. Aber unsere Männer waren nie zurückgekommen. Ob einer von ihnen wusste, was geschehen war? War es möglich, dass unsere Männer noch mit einigen Ayorés in jenem Gebiet lebten? Oder waren sie tot?

»Ich habe sie nicht gesehen«, antwortete ein alter Mann. Verwirrt blickte einer den anderen an. »Ich habe sie auch nicht gesehen«, sagte ein anderer.

Aber ich durfte nicht aufgeben. Wir versuchten, ihrem Gedächtnis nachzuhelfen: fünf weiße Männer, die kein Gewehr trugen, die meisten von ihnen groß und blond wie Mel. Ich beobachtete Rafaela, wie sie an ihrer rechten Hand fünf abzählte, wobei sie mit dem Daumen begann. Dann studierte ich die bronzefarbenen unergründlichen Gesichter der Ayorés im Feuerschein. Aber sie wussten wirklich nichts von fünf wei-

ßen Männern. Wir verließen die Runde um das Feuer eine Weile, sodass die Ayorés sich untereinander besprechen konnten. Andere mischten sich in das Gespräch ein. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten, doch Rafaela lauschte aufmerksam. Dann wandte sie sich uns zu, um zu übersetzen, was sie gesagt hatten.

»Einige von ihnen haben von dort drüben über fünf *cojñone* gehört.« Ihre Lippen wiesen in die Richtung von Santo Corazón. Ich wartete. Dann fügte sie hinzu: »Ein anderer Stamm der Ayorés hat vor einigen Jahren fünf Männer getötet.« Fünf Männer! Meine Hoffnung drohte zu schwinden. Doch ich ließ den Gedanken nicht zu, dass es vielleicht unsere Männer sein könnten. Ich konnte meinen Gedanken nicht nachhängen. Ich musste zuhören. Rafaela berichtete weiter: »Aber sie waren nicht selbst dabei. Sie hörten es nur von jemandem weit hinten im Dschungel, der es wiederum von jemand anderem gehört hat. Niemand weiß hier mehr. Einer glaubt, es waren weiße Männer wie dieser« – sie zeigte auf Mel. »Andere sind nicht dieser Meinung. Sie meinen, sie hätten anders ausgesehen.« Ich fühlte mich zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin- und hergerissen.

Wir versuchten es noch einmal: »Wisst ihr, was mit diesen fünf Männern geschehen ist? Wurden sie hinterher begraben?«

Wieder Stimmengewirr. »Sie haben die toten Männer in den Fluss geworfen«, sagte Rafaela. Das erschien mir sehr unwahrscheinlich. Ich konnte mir den seichten Fluss gut vorstellen, von dem sie sprachen. Er war leicht zu durchwaten. Sicher hätte der Suchtrupp die Leichen gefunden. Aber mir war so, als hätten wir jetzt genug gefragt. Wir mussten uns das Vertrauen bewahren, das sie zu uns gewonnen hatten. Ich dankte Rafaela und zog mich zurück. Einen Schritt waren wir weitergekommen. Irgendwo und irgendwann in der Vergangenheit hatten die Ayorés, die jetzt bei uns waren, mit den Ayorés von den Sunsa-Hügeln Kontakt gehabt. Und das war mit Sicherheit der Stamm, zu dem unsere Männer wie von einer mächtigen Hand durch den großen dichten Dschungel geführt worden waren.

In jener Nacht lag ich wach in meiner Hängematte. Konnten die fünf, von denen sie sprachen, *unsere* fünf Männer sein? Oder handelte es sich nur um eine der vielen Gruppen, die immer wieder gegen die Ayorés loszogen? Ich konnte mich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren. Warum ließ uns Gott nach fast fünf Jahren immer noch nicht erfahren, was wirklich mit unseren vermissten Männern geschehen war?

Ich erinnerte mich wieder daran, wie Inez von den zwei Jungen erzählt hatte, die Häuptling Amájane gefangen genommen hatte. Nach ihrer Beschreibung der geografischen Lage konnte ich mir vorstellen, dass unsere Männer sich dort aufhielten, wo Amájane lebte – wenn sie noch am Leben waren.

Ich sammelte mich, um klar denken zu können. Hier war ich inmitten des Stammes, für den wir gebetet hatten. Gott *hatte* Gebet erhört. Er hatte Schranke um Schranke niedergerissen. Er hatte uns nicht vergessen. Ich konnte ihm gewiss vertrauen, dass er uns genau zum richtigen Zeitpunkt alles wissen lassen würde. Ich zweifelte auch nicht daran, dass durch seine Gnade eines Tages auch diese Ayorés von den Sunsa-Hügeln das Evangelium von Christus hören würden.

Tobité

Früh am nächsten Morgen waren wir auf und davon. Die letzten neunzehn Kilometer unserer Reise von Entrerios nach Tobité fanden auf einem bemerkenswert geraden Pfad statt, den Joe vor zwei Jahren gebahnt hatte. Alles um uns herum war völlig dürr. Mel führte den Zug an. Er brach die Zweige ab, die hier und dort den Pfad überwucherten. Nicht weit hinter ihnen kämpfte ich mich mühsam vorwärts. Joe führte die Nachhut an.

Einmal rief Mel von der Spitze einer niedrigen Hügelkette zurück: »He, schaut euch mal um!« Durch das manns hohe Gebüsch blickte ich den Abhang hinunter und dann die Böschung hinauf, über die wir gerade heruntergekommen waren. Oben auf der Spitze stand Joe. Zwischen uns befand sich ein geordneter Zug von 180 Ayorés. Es schien wie ein Traum. Da waren sie – nach fünf Jahren der Suche. »Das gäbe ein überwältigendes Luftbild«, rief Mel, der mit Leib und Seele Pilot war.

Tobité kam uns wie ein Garten Eden vor. Das war eine Erholung nach der anstrengenden Wanderung in der Sonnenhitze und Trockenheit, durch Dornen und Gestrüpp! Wir brauchten uns beim Gehen nicht mehr zu ducken, denn hoch über uns bil-

deten die Bäume ein gewaltiges grünes Gewölbe. Unsere Füße traten auf saftiges Gras und reichen Humus. Wasser hatten wir auch, denn wir befanden uns hier im Quellgebiet des Tobité-Bachs. An den Spuren von Tapiren und Jaguaren merkten wir, dass wir nicht die einzigen Geschöpfe waren, denen dieser Garten gefiel.

Eine Reihe prächtiger Palmen säumte den Bach. Vögel und Affen schimpften uns aus, aber wir beachteten es nicht. Sowohl die Ayorés als auch die *cojñone* waren sehr zufrieden, dass Joe gerade diese Stelle als ständigen Lagerplatz ausgesucht hatte.

Wir ließen uns nieder und ich machte meine Runden, um die Gesundheitslage zu überprüfen. Zu meiner Bestürzung fand ich weitere Fälle von Masern. Nach zehn Tagen war fast jeder im Lager erkrankt. Nur eine alte Frau schien immun zu sein. Sie konnte noch umhergehen und sich selbst ihr Brennholz hacken, während die meisten anderen von uns bedient werden mussten. Langhaarige Männer legten sich fiebernd in den Fluss und suchten Kühlung. Dann kamen sie tropfnass zurück. Sie waren zu krank, um ein Feuer zu unterhalten, und der nächtlichen Kälte hilflos ausgesetzt.

Es folgten Tage, die ich keinem Diener Gottes wünsche. Meine Rot-Kreuz-Kurse in Krankenpflege und Erste Hilfe nützten mir nicht sehr viel. Ich kniete über glühenden Gesichtern und gab mir alle Mühe, die flehentlichen Bitten um Wasser, Nahrung und irgendeine Art von Erleichterung zu verstehen. Wir waren froh, dass wir einen Vorrat an Sulfathiazol hatten, aber wir konnten niemanden überreden, mehr als eine Pille zu nehmen. Selbst mein berühmtes »weißes Wasser« – das aufgelöste Aspirin, das vorher von allen begrüßt wurde, lehnte man nun ab. Wir bekamen wieder neuen Mut, als Herr Bodin und Cliff Howe kamen. Mühsam holten sie Getreide und Bohnen aus Entrerios. Dann kam ein Ayoré auf die Idee, das Getreide verursache die Krankheit, und sie lehnten jede *cojñone*-Nahrung ab. Viele hatten sich Stricke um den Oberkörper gebunden, um den Schmerz

zu beenden, und ihre Mägen bewegten sich mit erschreckender Geschwindigkeit auf und ab.

Die Missionare fällten Dutzende von *motacú*-Palmen, um den Ayorés das köstliche Mark zu beschaffen. Oft musste ich ihnen die Wünsche der Kranken übersetzen. Manchmal konnte man dem Wunsch leicht entsprechen. Oftmals hieß es einfach: »Fälle einen Baum! Ich will Honig haben!«

Eine große Familie hatte ihr Lager in einer gewissen Entfernung von uns in der Nähe der Quelle aufgeschlagen. Sie kamen nun zu uns. Der Führer sagte mir, sein Vater und seine Mutter seien gestorben. »Wo?«, fragte ich. »Ich habe sie dort drüben beerdigt«, antwortete er. Aber er wollte mich nicht zu dem Platz hinführen. Ich hatte gerade erfahren, dass Mel und Herr Bodin eine alte Frau in der Nähe der Quelle beerdigt hatten. Man hatte sie zum Sterben zurückgelassen, und die Missionare hatten sie gefunden, als sie ihre gewohnte Runde zur Hilfe von kranken Nachzüglern machten. Es gab mir einen Stich durchs Herz.

Wo sollte das enden? Nachts standen wir mehrmals auf und gingen durchs Lager, um die Feuer der Schwächeren anzufachen. Inzwischen waren uns auch Evie und Justo zu Hilfe gekommen. »Alle Mann« mussten rund um die Uhr arbeiten, um nur mit den körperlichen Bedürfnissen fertig zu werden.

»Herr, dazu sind wir nicht hierhergekommen!«, riefen wir gequält, als wir uns nachts zum Gebet versammelten. »Wir haben die Ayorés nicht in die Zivilisation gebracht, damit sie sterben!« Aus tiefstem Herzen flehten wir um Gnade für diese Dschungelbewohner, die noch keine Gelegenheit gehabt hatten, Jesus Christus kennenzulernen, der für sie gestorben ist.

Eines Tages erfuhren wir, dass der Häuptling Noraide sehr krank war. Wir hatten Noraide lieben gelernt. Er hatte sich als unser Freund erwiesen. Ein wenig später wurde ich gebeten, ihm den Gürtel zu schicken, den er mir in Oquica gegeben hatte. Er brauchte ihn, um die Krankheit abzuhalten. Als ich zu ihm kam, lehnte er gegen einen Baum und hatte den Gürtel so um seinen Rücken gebunden, dass ein Knie gegen die Brust gepresst

wurde. Ich überredete ihn, eine Pille Sulfathiazol zu nehmen. Vermutlich hatte er eine tödliche Lungenkrankheit. Ich konnte ihn nicht dazu bewegen, mehr als eine Tablette zu nehmen. Als das Medikament den Schmerz nicht sofort wegnahm, meinte Noraide, es sei keine Zauberkraft darin. Er dachte, seine Zeit sei gekommen.

»*Ajoochaame yu!*«, rief er. »Grabt für mich!« Er wollte, dass ich Joe, den er Moreno nannte, um diesen Gefallen bäte.

Zuerst verstand ich es kaum. Doch als mir Noraine erklärte, was sein Vater gesagt hatte, bestätigte sich mein Verdacht. Noraide wollte lebendig begraben werden? Ich schauderte. Als ich übersetzte, weiteten sich Joes Augen ebenfalls vor Entsetzen. Neben Noraide standen seine Freunde, bereit, »für ihn zu graben«. Aber er blickte immer noch zu uns. Er dachte, Joe würde beim Graben behilflich sein, da er ihm ja schon so viele Freundlichkeiten erwiesen hatte.

Joe hockte sich neben ihn und begann zu sprechen. Ach, wenn wir nur ihre Sprache besser kannten, damit wir ihnen von Jesus erzählen könnten! Wir taten es jedenfalls, so gut wir konnten. Nackte Ayoré-Krieger standen in Reih und Glied um die Häuptlingsfamilie herum und lauschten unseren seltsamen Worten.

»Gott, unser Häuptling, lebt über den Wolken«, sagte Joe. »Er hat uns gemacht. Er hat alle Ayorés gemacht. Er liebt alle Ayorés. Er hat seinen Sohn gesandt. Sein Sohn hat die Kranken gesund gemacht. Böse Leute haben Gottes Sohn getötet. Nach drei Tagen ist Gottes Sohn wieder aufgestanden. Nun macht er böse Leute gut. Nun lebt er über den Wolken ...« Dann beteten wir für Noraide. Das erleichterte die Zuschauer sichtbar, und es schien auch die Schmerzen des Häuptlings zu lindern. Sie gingen alle zurück an ihren Platz, und Noraide verbrachte eine gute Nacht.

Am folgenden Morgen wollte Noraide weiterziehen. Er sagte uns, er sei entschlossen, »der Krankheit zu entfliehen«. Wir sollten nun jenseits des Baches lagern. Während wir unsere Siebensachen packten, kam ein großer, vornehm aussehender

Ayoré zu uns und sagte, er würde uns verlassen. Es war Norai-des Onkel Guiside, der selbst auch eine ziemlich große Gefolgschaft hatte. »Ich fürchte mich vor der Krankheit«, sagte er. Zwar würde er uns nur ungerne verlassen, aber er habe sich entschlossen. Manche seiner Freunde und Verwandte wollten, obwohl sie krank und schwach waren, mit ihm gehen.

Als wir auf der anderen Seite des Baches waren, ließ uns Noraide einige Tage später wiederum mitteilen, er wolle begraben werden. Seine Freunde hatten schon begonnen, mit den paddelförmigen Klingen ihrer schrecklichen *macanas* ein Loch zu graben. Erneut sprachen wir mit ihm. Wir sagten, wir hätten ihm viel über Gott zu erzählen. Nach dem Gebet ging es ihm wieder besser, und wir legten uns in unsere Hängematten.

Kurz nach Mitternacht hörte Evie sie wieder graben. Sie weckte uns alle auf. Diesmal meinten sie es ernst. Wir konnten sie nicht mehr aufhalten. Sie machten es Noraide in dem Loch bequem. Joe war beinahe außer sich. Er unternahm einen letzten verzweifelten Versuch und sprang zu Noraide in das Loch. Er hoffte, sie auf diese Weise daran hindern zu können, den alten Häuptling mit Erde zu bedecken. Er rief nach einem Schilfrohr, durch das der Häuptling noch atmen könnte. Weder der Häuptling noch die Krieger ließen sich dadurch stören, aber es half auch nichts. Der Häuptling rief ihnen zu:

»Habt keine Angst vor dem *cojñone*! Ich fürchte nur den Jaguar und den Donner. Begrabt mich! Begrabt mich!«

Das war zu viel für die Ayoré-Männer. Mit Gewalt zogen sie Joe aus dem Loch heraus. Wir standen in einer gewissen Entfernung und beteten. Weinend wurden wir Zeugen einer »Zeremonie«, die wir uns nie hätten träumen lassen. Zuletzt war Noraide ganz zugedeckt. Seine Frau reichte den Männern einen neuen irdenen Wasserkrug. Sie zerbrachen ihn über seinem Grab. Dann warf sie seinen ganzen Besitz auf das Grab. Sie wusch ihre Hände und ihr Gesicht und machte sich zum Fortziehen bereit. Sie weinte, versuchte aber tapfer, ihre Tränen zu verbergen.

Kein Ayoré würde jemals in der Nähe eines Toten bleiben. Wir sollten später erfahren, dass sie fürchteten, der Geist des Toten würde zurückkommen und Unheil unter ihnen anrichten. Obwohl wir weiterzogen, baten uns Degui und andere: »Nehmt uns mit in eure Stadt.« Es war nicht leicht, ihnen zu erklären, dass es auch in den Städten Gefahren, Krankheiten und sogar Ausbeuter gab. Joe entschied, wir sollten hier in Tobité unsere eigene »Stadt« gründen. So ging er wieder flussaufwärts in die Nähe der Quelle und suchte dort eine Stelle als Zufluchtsort aus. Dieser Platz sollte die Heimat der Ayorés werden. Mithilfe von Justo und den anderen Missionaren waren bald die Pfähle aufgestellt und das Dach gedeckt. In einer Ecke der Hütte errichteten sie einen Raum, wo unsere Vorräte geschützt untergebracht werden konnten.

Die Ayorés freuten sich, mit uns in das neue Haus einziehen zu können. Außer dem kleinen abgeteilten Vorratsraum an der Ecke hatte es keine Wände. Noraides Witwe zog mit ihrer Familie in die Mitte und errichtete ihr Feuer auf dem Boden. Andere lagerten sich unter dem hohen Dach um sie herum. Die Übrigen waren glücklich, sich familienweise im Freien einrichten zu können. Wir Missionare hatten inzwischen Dschungelhängematten vom Militär geerbt, die wir zuversichtlich unter die Bäume hängten.

Wir waren noch nicht lange da, als eine schwer kranke Frau mit der Bitte zu mir kam, Joe solle sie begraben. »Wir begraben niemanden lebendig!«, sagte ich ihr. Offensichtlich wandte sie sich an uns, weil sie keine engen Freunde hatte, die sie um diesen Gefallen hätte bitten können. Ich drang in sie, Jesus Christus als Retter ihrer Seele anzunehmen. Aber meine Worte kamen mir immer noch so leer und hohl vor. Ich weiß nicht, wie viel sie davon verstand. In jener Nacht starb sie, als alle Ayorés eingeschlafen waren. Herr Bodin und ich trugen sie ziemlich weit vom Haus weg. Dann kamen wir zurück und weckten Joe und Mel auf. Gemeinsam überlegten sie, wo sie einen Friedhof anlegen konnten. Sie begruben die Frau dort in der Dunkelheit.

Am Morgen erzählten wir es den Ayorés. Es war das erste Mal, dass sie nach einem Todesfall nicht weiterziehen wollten. Sie hatten nichts gegen einen Friedhof, der weit genug vom Pfad und vom Haus entfernt war, solange sie keine Toten beerdigen mussten! Wir wurden nie wieder gebeten, dem Begräbnis eines lebendigen Ayoré beizuwohnen. Wenn jemand lebendig begraben werden wollte, sagte er es seinen Freunden oder Verwandten und ging hinaus in den Dschungel. Wir würden ihn erst finden, wenn es zu spät wäre.

»Die Erde hat keine Klauen wie der Jaguar.« So begründeten sie ihre Art von Selbstmord.

Eines Morgens bemerkte eine ältere Frau: »Die jungen Männer, die auf Wana (Jean) hören und mehr von diesem weißen Zeug (Sulfathiazol) nehmen, sind nun wieder gesund, und wir sind noch krank!«

»Du hast recht!«, stimmte ihr eine andere Frau zu und blickte auf Carayoi, Degui, Noraine und einige andere, die schon früher Vertrauen zu uns gewonnen hatten. Von diesem Morgen an waren die Ayorés bereit, unsere Medizin anzunehmen.

Endlich konnten wir einen Arzt in San José überreden, zu uns zu kommen. Er schien uns helfen zu wollen, aber die Ayorés waren ihm verhasst. So schnell wie möglich wollte er wieder abreisen. Doch auf seinen Rat hin fingen wir an, Patienten, die nach seiner Meinung Tuberkulose hatten, eine besondere Diät zu verabreichen: Milchpulver, Lebertran und andere Stärkungsmittel. Es war erstaunlich, wie treu die Ayorés uns gehorchten und die Dinge einnahmen, die völlig gegen ihren eigenen Geschmack waren. Sie hatten eine Nachricht von den Ayorés bekommen, die vor einiger Zeit mit Guiside Tobité verlassen hatten. Von ihnen waren viel mehr gestorben als bei uns.

Ich lernte die Sprache der Ayorés immer besser und konnte mich bald mit ihnen über alltägliche Dinge unterhalten. Warum sollte ich nun nicht versuchen, ihnen mehr vom Evangelium

zu erzählen, um dessentwillen wir ja hergekommen waren? Die anderen Missionare bemühten sich, Ayoré-Ausdrücke zu lernen. Unser Nahziel war eine Versammlung, an der alle teilnehmen konnten. So kam unser erster öffentlicher Gottesdienst zustande. Missionare und Ayorés saßen auf Baumstämmen oder in einem Kreis auf dem Boden. Wir sangen einige Lieder in Spanisch. Das gemeinsame Singen machte den Ayorés Freude. Sie kannten nur Einzelgesänge in einer Fünf-Noten-Tonleiter, die zum Rhythmus eines »Instruments«, aus einem Kürbis gefertigt, gesungen wurden.

Ich bemühte mich, ihnen so viel wie möglich vom Evangelium zu erzählen, und war sehr ermutigt, als wir ihnen einiges verständlich machen konnten. Ich glaube, sie wären bis weit in die Nacht hinein geblieben, wenn ich hätte weitermachen können. Für einige Augenblicke herrschte völlige Stille. Dann ließ sich ein Mann vom Ende des Kreises hören: »Ich liebe euren Jesus«, sagte er ernst. Andere brummt zustimmend und zogen sich dann für die Nacht zurück. Einer von ihnen, Nacore, kam öfter zu mir, um sich etwas über Gott erzählen zu lassen.

Wir wussten noch so wenig über sie. Zum Beispiel war uns unbekannt, dass sie meinten, alles in der Schöpfung sei der Geist eines früheren Ayoré. Als wir ihnen sagten, dass Christus getötet wurde, aber wiederauferstand, hatten sie eine eigene Erklärung dafür: »Der Mond muss Christus auf der Erde gewesen sein, weil der Mond stirbt und wieder lebendig wird.«

An einem Spätnachmittag versuchte ich, unbemerkt in den Dschungel zu entweichen, um Andacht zu halten. Ich fand einen umgestürzten Baum, wo ich bequem und in Frieden lesen konnte und von dem Lärm des Lagers entfernt war. Plötzlich hatte ich das Gefühl, jemand sei in der Nähe. Ich blickte auf. Durch die Zweige konnte ich erkennen, wie Nacores brauner Körper langsam vorwärtskam. Zuerst war ich ungehalten. »Ach!«, dachte ich, »kann man mich denn nie allein lassen, damit ich wenigstens meine Bibel lesen kann?« Sofort wies ich mich zurecht. War ich aus ichsüchtigen Motiven in den Dschungel gekommen oder

um anderen zu dienen? Ich lächelte und lud Nacore ein, sich neben mich auf den Baumstamm zu setzen.

Nacore machte ein fragendes Gesicht. Ich konnte sehen, dass er sich gerne unterhalten wollte. »Wer ist *Dupade*?«, fragte er mich.

»*Dupade* lebt über den Wolken«, sagte ich ihm. Er hat uns alle gemacht.

»Ist er die Sonne?«, fragte er.

»Nein«, antwortete ich, »*Dupade* hat die Sonne gemacht.«

»*Chi!*« (»Mann!«), stieß Nacore hervor. Ich konnte sehen, dass er mich verstand. Nacore erzählte mir, im Dschungel pflege er vor einem Tag auf dem Pfad den materiellen Segen von *Dupade* zu erleben.

»Ich bin auf einen Baum geklettert und habe so laut ich konnte gerufen: ›*Dupadee!* Leg heute Schildkröten auf meinen Pfad!« Wie erstaunt war er nun, zu hören, dass es einen Gott gab, der größer war als die Sonne und der ihn persönlich liebte.

Nach diesem Gespräch ging er mir oft nach, wenn ich versuchte, allein zu sein. Ich musste ihm erst eine Zeit lang Unterricht geben; dann schien er Verständnis für mich zu zeigen und ließ mich meine Andacht halten.

Ich hatte auch einige interessante Gespräche mit Noraine. Eines Tages saßen wir auf umgestürzten Palmen vor dem Haus in Tobité. Er beschrieb mir, wie es zu dem ersten freundlichen Kontakt mit den Ayorés in Ipiás kam. Noraine erzählte, dass sie die *cojñone* (Joe und seine Gefährten) auf ihrem Pfad gesehen hatten. »Warum saßen sie so da und bedeckten ihre Gesichter?« Noraine hielt inne und mimte genau eine Gebetshaltung.

»Sie haben mit *Dupade* gesprochen«, antwortete ich. »Manchmal sitzt man so, wenn man mit *Dupade* spricht.«

»Das stimmt«, antwortete Noraine. »Ich habe das auch hin und wieder bei Moreno gesehen.« Er lächelte verständig.

Wie gebannt saß ich da und fragte mich, was die Ayorés sonst noch zu uns gezogen haben mochte. Ich konnte kaum warten,

bis ich es Joe erzählen konnte, denn ich wusste: Weder er noch seine Gefährten hatten auch nur geahnt, dass sie in jener Nacht ein Ayoré gesehen hatte, als sie den Schrei so hoch im Norden hörten.

Dann berichtete Noraine, wie sein Vater seine Offenbarung gehabt hatte. Die jungen Leute hatten die ganze Nacht über davon gesprochen, zum »großen Eisen« zu gehen. Als er sich daran erinnerte, lachte er vor Freude. Sein Onkel Ugucharene hatte seine Schildkröte als Geschenk für die *cojñone* mit dem Kopf nach unten auf den Pfad gelegt. Die Ayorés hatten diese Schildkröte in derselben Stellung wiedergefunden, als sie von den Salzlagern in Richtung Norden nach Hause gingen. Zu ihrem Bedauern hatten die *cojñone* sie nicht angenommen, und sie verstanden das nicht.

Nun wollte ich, dass mir Noraine in einer bestimmten Sache Klarheit verschaffte. Wir hatten uns oft gefragt, warum die Ayorés nach dem zweiten Kontakt nicht mit Joe zusammengetroffen waren, nachdem sie sich durch Inez dazu bereit erklärt hatten. Als ich Noraine fragte, merkte ich zu meiner Freude, dass er mich verstand. Sein Gesicht wurde finster. Das war eine Geschichte für sich.

Am Tag nach dem zweiten Kontakt hatten die Ayorés ein Weidegebiet nördlich von Ipiás überquert. Plötzlich erspähten sie in der Ferne einen Reiter, der hinter verstreutem Vieh herjagte. Seit dem ersten Kontakt in Ipiás hatten diese Ayorés nur freundliche *cojñone* gesehen. Deshalb wagte sich ein tapferer Krieger namens Chañuanai vor, um auch mit diesem Mann Freundschaft zu schließen. Er hielt ihm den Hut hin, den ihm ein Eisenbahnarbeiter gegeben hatte. Er ging auf den Reiter zu und rief, er sei sein Freund. Chañuanais Freund folgte kurz hinter ihm.

Doch der Rancher verstand nicht. Er bekam Angst, als er die nackten, langhaarigen Männer auf sich zukommen sah. Er zielte und erschoss Chañuanai. Die anderen rannten um ihr Leben. Doch Chañuanais Freund versteckte sich hinter einem großen Baum. Er wollte nicht eher gehen, bis er von Chañuanais Tod

überzeugt wäre. Nach einigen Stunden kehrte er zu dieser Stelle zurück. Wo Chañuanai gefallen war, entdeckte er Blut, aber ihn selbst konnte er nicht finden. Chañuanais Freund hat ihn nie gefunden. »Ob sie ihn wohl begraben haben?«, fragte Noraine.

Dieser Bericht war ein weiterer Beweis dafür, dass den Ayorés ihr Verhalten gegenüber den Zivilisierten ganz und gar nicht zu verübeln war. Aber ich konnte über das Verschwinden von Chañuanai nichts herausbekommen. Wenn er gefangen genommen worden wäre, hätten es die benachbarten Farmer nach den guten Kontakten sicher erfahren.

»Ich fürchte, der Rancher hat ihn begraben, damit die anderen *cojñone* die Leiche nicht finden«, sagte ich zu Noraine. Erneut staunte ich, wie viele Barrieren Gott für uns überwunden hatte. Nach dem, was Chañuanai zugestoßen war, sah ich es als ein Wunder an, dass sie überhaupt jemals wiedergekommen waren.

Später erfuhr ich, dass Chañuanais Witwe von ihren Verwandten daran gehindert wurde, sich in die Nähe der *cojñone* zu begeben. Auch später änderte sich das nicht, als sie Samané heiratete, der einer von den »Wissenden« war. Er war der erste Ayoré, der in Ipiás auf die Ingenieure zugegangen war, und er hatte uns auch zu den Frauen geführt. Kein Wunder, dass ich ihn nicht unter den freundlichen Ayorés gesehen hatte!

Eines Tages forderte ich Noraine auf, mir mehr über seinen Vater zu erzählen. Der Junge konnte inzwischen das Evangelium besser verstehen, und er legte sehr viel Wert auf die Worte seines Vaters, die dieser kurz vor seinem Tod ausgesprochen hatte.

Der alte Häuptling hatte gesagt: »Ich habe geschaut, und ich habe gesehen, dass es dort oben sehr schön ist. Wenn ich sterbe, werde ich dafür sorgen, dass alle Ayorés dort oben hinkommen.«

Nachricht von den Sunsa-Hügeln

Das Jahr 1948 ging seinem Ende zu. Inzwischen wurden viele Ayorés allmählich zivilisiert. Wer bleiben wollte, ließ sich den Pferdeschwanz abschneiden. Sie kamen nur noch selten ohne Kleidung an, es sei denn, ihre eigene wurde gerade gewaschen. Bittere Erfahrung hatte sie gelehrt, dass sie auf Ranchen oder in der Stadt nur dann ohne Lebensgefahr auftauchen durften, wenn sie Kleidung trugen und kurzes Haar hatten. Ihr Interesse für die Eisenbahn in Portón ließ nie nach. Da es jedermann gestattet war, kostenlos auf einem Pritschenwagen mitzufahren, taten sie dies nach Herzenslust. Aber da warteten auch Gefahren auf sie. Einige Kinder, die inzwischen furchtlos allein umhergingen, wurden in die Häuser gelockt und als Knechte behalten. Frauen wurden nur zu oft eine leichte Beute für die Männer aus den Eisenbahnlagern.

Noch eine andere Gefahr verwirrte die Ayorés. Eines Tages fragte mich Noraine: »Was ist das für ein Feuerwasser, das sie uns geben, wenn wir in die Stadt kommen?«

Ein älterer Ayoré, der unglückliche Erfahrungen mit Alkohol gemacht hatte, erklärte, wie er das Problem löste, wenn er es

nicht wagte, ein von einem *cojñone* angebotenes Glas Bier abzuschlagen.

»Ich tue so, als ob ich es trinken würde«, sagte er. »Aber ich lasse es vorsichtig in mein Hemd laufen. Wenn sie einen Augenblick nicht hinsehen, gieße ich den Rest über meine Schulter.«

Es war klar, dass wir die unternehmungslustigen Ayorés und die Zivilisierten nicht länger voneinander trennen konnten. So hielten wir es für unsere Pflicht, sie so vorzubereiten, dass sie in der Lage wären, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Eines Tages saß ich mit Degui auf dem Boden und versuchte, ihm die Bedeutung des Geldes zu erklären. Die Ayorés waren gewohnt, untereinander ohne feste »Preise« zu handeln. Ein *cojñone*-Mantel wurde an einem Tag vielleicht für einen Kürbis voll Honig verkauft und am nächsten Tag für eine brauchbare Axt. Ich erklärte Degui, wie viele »Brote« er für jede einzelne Geldeinheit bei der Eisenbahn jeweils kaufen könne. Degui warf seinen Kopf zurück und entblößte seine weißen Zähne zu einem herzhaften Lachen.

Als ich ihm jetzt die Bedeutung der bolivianischen Währung erklärte, fiel ihm etwas ein. »Wana, einmal wurde ich in Portón hungrig und bat einen Mann um Brot. Er gab mir eins von diesen (Geldstücken) und wies mich zu einem kleinen Haus. Ich wurde zornig, denn ich wollte Brot, und darum warf ich das Geld hin!« Degui lachte wieder, weil er nun begriff, dass der Mann ihm einen Gefallen hatte tun wollen.

Wir wussten, dass sich die Ayorés mit Pflanzungen auskannnten. Die Gemeinschaftspflanzung in den Sunsa-Hügeln war der Beweis. Auf Joes Vorschlag sagte ich zu Degui, er solle doch eine ganze Menge Kürbisse anpflanzen, und wir würden sie ihm dann abkaufen. So könnte er Geld verdienen. Er wollte gar kein Geld, aber er wollte eine Hängematte. So begann Degui, noch etwas zögernd, den ersten Garten in Tobité anzulegen. Als die Zeit da war, verkauften er und seine Freunde uns ihre ersten kleinen Kürbisernten. Eines Tages waren wir der Meinung, seine Geduld sollte mit der gewünschten Hängematte belohnt werden, und so überreichten wir sie ihm. Er war entzückt. An jenem

Nachmittag zogen viele Ayorés am Bach entlang und über den Bach, um eigene Gärten mit Kürbissen und Getreide anzulegen.

Aber die Ayorés waren immer noch sehr primitiv. Eines Tages sprach Noraides Witwe Evie im Haus an: »Schau, Nacores Frau hat ihr Baby bekommen, und sie begraben es dort drüben.« Ihre Lippen deuteten in die entsprechende Richtung.

Sofort wusste Evie, dass sie dort kein totes Baby begruben. Sie hoffte zwar, Nacore würde ein solches Verbrechen nicht zulassen, aber es war keine Zeit zu verlieren.

Evie rannte in die angedeutete Richtung und fand ein kleines, aber tiefes Loch. Man hatte das kleine Mädchen von Nacore kopfüber dort hineingelegt. Es strampelte mit Füßen und Armen und versuchte zu schreien, aber die lockere Erde fiel ihm ständig in Mund und Nase. Die älteren Frauen kümmerten sich um die Mutter und waren noch nicht zurückgekommen, um die Beerdigung zu beenden. Schnell rettete Evie das Mädchen, obwohl die Frauen Einspruch erhoben!

Die Krankenschwester Clara Ford war zu dieser Zeit bei uns in Tobité, und sie pflegte das Baby so gut wie möglich, aber es lebte nicht länger als zwei Wochen.

Trotzdem stellte Evies Eingreifen einen Wendepunkt dar. Die Ayorés waren zutiefst beeindruckt, dass wir uns um das Leben ihrer Säuglinge kümmerten. Von da an wurden wir immer von jemandem benachrichtigt, wenn man ein Baby nicht behalten wollte, sodass wir es holen konnten, bevor die älteren Frauen das Loch gegraben hatten. Schon nach kurzer Zeit mussten wir ein kleines Waisenhaus für todgeweihte Babys gründen.

Anfang 1949 brach in Tobité unerwartet Malaria aus. Ugucharenes Frau, Evie und ich bekamen sie am selben Tag. Doch wir sagten den übrigen Ayorés nicht, dass wir krank waren, damit sie nicht Angst bekämen. Wir lagen so oft und so lange in den Hängematten im Lagerraum, wie wir es tagsüber wagen konn-

ten. Für die Nacht gingen wir zurück zu unseren Dschungelhängematten.

Inbrünstig beteten wir, dass wir nicht noch mehr Ayorés sterben sehen müssten, dass dieselben Moskitos, die uns infizierten, sie nicht auch ansteckten. Wir hatten den Eindruck, dass die Krankheit von *cojñone*-Besuchern übertragen worden war.

Glücklicherweise befolgte Ugucharenes Frau gewissenhaft alles, was wir ihr vorschrieben. Wir mühten uns so viel wie möglich um sie, obwohl wir uns kaum auf den Füßen halten konnten. Zwei kranke Krankenschwestern pflegten eine Patientin. Mit der Zeit hörten die schubweise auftretenden Fieberanfälle auf. Später befolgten auch die anderen mittlerweile Erkrankten unsere Ratschläge. Wir waren froh, dass offensichtlich alle auf die Malaria-Medikamente ansprachen. Wir verabreichten ihnen Chinin oder andere Medikamente mit ähnlicher Wirkung und versteckten sie in Kürbissen, im Brot und in allem Möglichen.

Doch meine eigenen Malaria-Anfälle führten zu Komplikationen. Ich fuhr nach Roboré, wo ich vom Arzt hören musste, ich sei im frühen Stadium der Beri-Beri-Krankheit (Mangelkrankheit infolge Fehlens von Vitamin B durch einseitige Ernährung.) Er legte es mir sehr ans Herz, sofort in die USA zurückzukehren. Seine Diagnose störte mich nicht – bis mir jemand sagte, diese Krankheit sei unheilbar, also nichts Vorübergehendes, und es würde immer schlimmer mit mir werden. Ich war niedergeschlagen. Bedeutete dies das Ende meiner Arbeit als Missionarin? Und das gerade zu einer Zeit, in der wir solche Fortschritte machten? Ich erwog einen Urlaub. Evie lernte die Ayoré-Sprache ziemlich rasch. Helen Perkins hatte sich uns auch angeschlossen und half dabei, ein Ayoré-Wörterbuch für die Missionare herzustellen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, ganz entbehrlich zu sein.

Eines Tages tröpfelte ich eine Flüssigkeit in das wunde Auge eines Ayoré. (Unsere Freunde wussten noch nicht, dass ich sie vielleicht für einige Monate verlassen würde.) Ziemlich viele

hatten eine Art Bindehautentzündung bekommen, da sie ja keine Augenwimpern hatten, die sie gegen die kleinen Stechmücken hätten schützen können, von denen das Übel übertragen wurde. Ich war gerade eifrig in meiner improvisierten Klinik beschäftigt, als Degui herankam und einen scheuen Jungen zur Behandlung vor sich herschob. Ich hatte den Jungen vorher noch nicht gesehen, aber ich dachte mir nicht viel dabei, weil ständig neue Ayorés kamen und gingen. Ich behandelte ihn. Aber der Junge und Degui blieben noch da. Degui schien etwas sagen zu wollen. Plötzlich stieß er hervor:

»Dieser Junge weiß etwas über deinen vermissten Mann!« Beinah hätte ich meine Medikamente fallen lassen. Ich hatte mich eigentlich schon damit abgefunden, dass die Ayorés nichts wussten. Forschend blickte ich den unbekanntem Jungen an. Er musste wohl achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein. Sein langes Haar hatte er schon schneiden lassen. Das war ein Zeichen dafür, dass er in der Zivilisation bleiben wollte. Ich hielt den Atem an und fürchtete, ich würde zwar endlich Nachricht bekommen, aber die Nachrichten seien schlecht. Der Junge zögerte. Er schien sich zu fürchten, mit mir zu reden. Vergeblich versuchte er, seine Angst zu verbergen. Ich gab mir Mühe, ihm die Befangenheit zu nehmen.

»Du hast einige große weiße Männer gesehen?«, fragte ich und versuchte, ihm alles Wissenswerte zu entlocken.

»Nein, ich habe sie nicht gesehen, aber sie sind in mein Dorf gekommen«, sagte er. »Sie vollendeten die Hand.« Auf diese Weise zählte er fünf. (Die Ayoré-Sprache kennt die Zahlen von eins bis vier, dann ist die Hand vollendet. Über fünf fängt man an der linken Hand an, wieder bis vier zu zählen, von sechs bis neun. »Zehn« ist »vollende meine Hände«.)

Degui unterbrach ihn und erklärte mir, das Dorf dieses Jungen läge in der Richtung der Sunsa-Hügel. Mein Herz schlug bis zum Hals. Hatten wir hier in Tobité endlich jemanden aus diesem Gebiet? Degui stellte ihm nun die Fragen. Er wollte mich hören lassen, was er schon gelernt hatte.

»Zu welcher Tageszeit kamen sie in dein Dorf?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete er. »Aber ich denke, die Sonne war so hoch.«

»Wie lange waren sie in deinem Dorf?«, warf Degui ein.

»Ich weiß es nicht. Ich war nicht da, als sie da waren. Ich habe nur durch andere von ihnen gehört. Ich denke, sie waren eine Weile bei unseren alten Männern und Frauen.«

Der Junge war aufgetaut. »Deine Landsleute sind tot«, sagte er. »Unsere Krieger kamen her und töteten sie.« Er beobachtete mich. Sein Gesichtsausdruck war völlig regungslos. Ich musste gleichmütig bleiben wie er. Ich erwog die Möglichkeit, dass unsere Männer nur eine kleine Weile bei den Ayorés gewesen sein könnten. Aber ich bemühte mich, die Dinge realistisch zu sehen. Vor fünf Jahren, überlegte ich, war dieser junge Mann ein kleiner Junge gewesen. Wie viel wusste er wirklich? Ich versuchte es mit einer anderen Frage.

»Was hat man mit ihren Leichen gemacht, nachdem man sie getötet hatte?« Wenn er irgendetwas wüsste, dann sicher dieses! Ich dachte an die Version, die mir Rafaela in Entrerios übersetzt hatte, und fügte sofort hinzu: »Haben deine Leute sie in den Fluss geworfen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, antwortete er, »ich denke, sie haben sie begraben.« Aber das hörte sich unwahrscheinlich an. Ayorés, die *Tote* begraben! Das konnte ich mir nicht vorstellen. Aber weiter ging seine Auskunft nicht. Ich musste die Ausdrücke wie »ich weiß nicht«, »ich denke« ... abwägen. Aber mich verwirrte, dass er mit solcher Bestimmtheit behauptete, die fünf seien tot. Seine Beschreibung schien diesmal unseren Männern zu entsprechen: groß, sehr weiß, in einer Anzahl, die »meine Hand vollendet«. Ich ließ ihn gehen. Mehr konnte ich durch ihn nicht erfahren.

Die Aussicht auf Urlaub gab mir neuen Ansporn. Ich hielt es für meine Pflicht, mit Dorothy, Audrey und den Müttern von George Hosbach und Eldon Hunter zu sprechen und ihnen alles zu berichten, was ich wusste. Dave Bacons Mutter war schon

gestorben, als er noch klein war. Auch Mutter Dyes Wirken auf dieser Erde hatte vor einigen Jahren ein Ende gefunden. Da es mir an Beweisen mangelte, hatte ich niemanden von unseren Unterhaltungen geschrieben, die wir durch Rafaela mit den Ayorés geführt hatten.

Doch das Wichtigste war, dass ich zum ersten Mal ehrlich sagen konnte, ein fester Kontakt bestehe mit den Ayorés und wenigstens ein paar von ihnen seien unter der Verkündigung des Evangeliums. Ich konnte nicht genau sagen, wie viele an Christus glaubten und wie viele nicht.

Aber wir lehrten sie täglich, was Christentum bedeutet. Doch die Ayorés kannten den Unterschied zwischen Glauben und Unglauben scheinbar besser als wir. Eines Abends hörte ich Degui beten: »Unser Vater, Gott, ich danke dir, dass du meine Frau gut gemacht hast.« Er nannte noch mehrere Namen von »guten« Ayorés. Dann führte er andere auf, die nicht glaubten.

»*Dupade*, mach, dass sie dir glauben, und hilf mir, ihnen *deine* Worte zu sagen.«

Allein die Geschichte von Deguis geistlichem Wachstum war es schon wert, dass ich nach Hause fuhr, um sie Dorothy und Audrey zu berichten. Das wäre für sie gewiss eine Stärkung. Ich erinnerte mich an einen Gedanken, den ich meinem Vater (Afrika-Missionar Guy W. Playfair) in jenen spannungsgeladenen Tagen von 1943 (frei nach einem seiner Lieblingsgedichte) schrieb:

»Oh, wenn mir nur ein *bárbaro* begegnet an Gottes rechter Hand, wird mir der Himmel doppelt schön in Emmanuels Land!«

Es war nicht so leicht, sich im Urlaub einzuleben. Ich hatte mich mittlerweile daran gewöhnt, eine Feldflasche und eine Erste-Hilfe-Ausrüstung mitzutragen. Nun verlor ich ständig meine Handschuhe. Ich genoss die heißen Bäder und das frische Gemüse. Aber es war für mich eine Qual, aus dem Lebensmittelgeschäft zu gehen und all die Esswaren zu sehen. Solche Nahrung gab es im Innern Boliviens einfach nicht. Ich hatte das

Gefühl, ich sollte alle verlockenden Leckerbissen in Reichweite aufkaufen.

Die erste Untersuchung nahm ein Arzt in New York vor.

»Sie sind Witwe?« Diese Frage gehörte zur Routine. Das Wort »Witwe« durchfuhr mich wie ein Messer. Eine Minute verging, bevor ich mühsam antwortete: »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.« Die letzte Hoffnung wollte ich einfach nicht aufgeben. Schließlich hatte dieser Junge von den Sunsa-Hügeln unsere Männer nicht wirklich tot *gesehen*.

Die Untersuchung ergab, dass ich nicht die Beriberi-Krankheit hatte. Ich war aber noch voller Malaria-Erreger und anderer Parasiten, die eine anhaltende Erschöpfung verursachten. Der Arzt verschrieb mir für den Zeitraum von einem Monat dreißig Pillen pro Tag. Diese Behandlung und die vielen Gebete brachten mich innerhalb einiger Monate wieder auf die Beine. Ich bereitete mich auf eine baldige Rückkehr nach Bolivien vor.

In der Zwischenzeit besuchte ich Dorothy und Audrey und die Mütter von George Hosbach und Eldon Hunter. Mit Ausnahme der nahen Verwandten der fünf Männer hegte niemand mehr die Hoffnung, dass sie noch am Leben sein könnten. Und selbst die Verwandten zweifelten, nachdem ich ihnen von meinen Gesprächen mit den Ayorés erzählt hatte. Sie weinten, als ihnen die Tatsache vom Tod der Männer bewusst wurde. Doch es war ihnen ein Trost, dass sich Gottes Wille erfüllt hatte.

Eldon Hunters Mutter hatte von Clyde Collins die Bibel ihres Sohnes bekommen. Darin hatte sie eine Notiz vom 8. Januar 1943 gefunden: »Herr Jesus, lass mich um deinetwillen leiden.« Sie meinte, sein Gebet sei erhört worden. Nur Audrey wollte nicht aufgeben.

Oft luden Gemeinden mich ein, um mehr über den Kontakt mit dem Stamm der Ayorés zu erfahren. Es war erstaunlich, wie gegensätzlich die Ansichten über das Verschwinden unserer Männer waren. Manche lobten uns. Aber das war noch schlechter als Kritik; denn dadurch gaben sie nicht Gott, sondern uns die Ehre.

Wir begegneten aber auch einer Kritik, die auf unzureichende Informationen zurückzuführen war. Nur selten forschten die Leute nach, woher ein bestimmtes Gerücht überhaupt kam. Aber es gab auch treue Freunde, die uns halfen und sich nur mit wirklichen Tatsachen zufriedengaben.

Da war zum Beispiel Frau Tylee aus Brasilien, deren Mann von einem wilden Stamm ermordet worden war. Einmal traf sie mich in einer Gemeindegruppe und lud mich zum Mittagessen ein. Sie war meine ehemalige Bibelschullehrerin, und ich schätzte sie sehr. »Euer Bibelwissen muss über eure Notizblöcke hinausgehen, wenn ihr es auf das Missionsfeld mitnehmen wollt«, pflegte sie zu sagen. »Es wird Zeiten geben, in denen ihr eure Bibel kaum tragen könnt.« Und sie hatte so recht gehabt.

Beim gemeinsamen Mittagessen kam sie behutsam auf das Thema zu sprechen. »Weißt du, Jean«, begann sie, »eure Männer haben unklug gehandelt, als sie einfach vom Lastwagen sprangen und direkt in den Dschungel rannten.« Dann berichtete sie von ihrer eigenen Erfahrung und wie heimtückisch sie am Schluss überfallen worden waren. »Und dabei waren wir schon sechs Monate auf diesem Posten, bevor wir den Indianern begegneten«, sagte sie und war dabei sehr freundlich.

»Aber Frau Tylee, unsere Männer waren fast ein Jahr in diesem Gebiet, bevor sie den Ayorés begegneten«, erklärte ich. »Einige sind im Januar in Roboré gelandet, die Übrigen Anfang Februar, und sie sind den Ayorés vermutlich am 19. November begegnet.«

»Oh, das habe ich nicht gewusst. Das habe ich wirklich nicht gewusst«, sagte sie sofort. »Alles, was ich wusste, habe ich aus einem Brief erfahren, der hier im Umlauf war.«

Sie war noch entsetzter über ihr Missverständnis, als ich ihr von dem Landmesser erzählte, der die Männer in die Tücken und Geheimnisse des Dschungels eingeführt hatte. Ich erwähnte auch, dass unsere Gruppe vorher eine Gebetszeit eingelegt hatte.

Nachdem ich alle Einzelheiten berichtet hatte, wie sie sich wirklich zugetragen hatten, war sie zufrieden und kam auf

ein anderes Thema zu sprechen. Aus einer Schublade holte sie einige Bilder von dem Stamm, der ihr immer noch so am Herzen lag. »Das war vor achtzehn Jahren«, berichtete sie traurig von dem Gemetzel, bei dem ihre Familie und noch andere Menschen umgekommen waren. Sie selbst hatte man als tot liegen lassen. »Achtzehn Jahre, und diese Indianer kennen das Evangelium immer noch nicht!«

Sie tröstete sich damit, dass jetzt andere Missionare bei diesem brasilianischen Stamm waren und eifrig ihre Sprache lernten.

Während meines sechsmonatigen Heimaturlaubs in den USA beeindruckten mich besonders zwei Dinge. Zuerst: Warum all dieses eilige Rennen und Hasten ohne Ziel? Wussten diese Leute zu Hause überhaupt, was *Leben* eigentlich ist? Selbst die Kirchen schienen nur äußerlich übertüncht. Niemand schien meine Herzenslast zu verstehen, wenn ich erzählte, dass Ayorés vor unseren Augen wegstarben, bevor sie das Evangelium gehört hatten, das wir ihnen bringen wollten. Nur manche verstanden mich und waren mir eine Hilfe. »Wir haben mit Ihnen geseufzt, während Sie sprachen«, sagte mir eine Frau nach einer Versammlung.

Aber andererseits war ich auch freudig überrascht: Wo ich nur oberflächliche Religiosität vermutete, begegnete ich Menschen, die ihr Leben ganz der Mission zur Verfügung gestellt hatten. Einige von diesen Lieben beschämten mich durch ihre Opferbereitschaft und ihr ernstes Gebet. Ohne es zu wissen, gaben sie mir die Erquickung und Ermutigung, die ich so sehr brauchte. Sie halfen mir, von meinen eigenen engen Grenzen wegzublicken und die Wahrheit der wichtigen Schriftstelle zu erkennen: »... der Acker aber ist die Welt.«

Dorothy und ich konnten gegen Ende August 1949 mit demselben Flugzeug zurück nach Bolivien fliegen, das uns hergebracht hatte. Audrey sollte noch ein bisschen länger zu Hause bleiben. In Roboré holten uns die neuen Leiter der Mission ab. Sie veranstalteten zurzeit eine Konferenz über die Einsatzmöglichkei-

ten neuer Missionare. Dorothy sollte in einer Schule für Missionarskinder arbeiten, und ich sollte nach Tobité zurückkehren, um meine Kenntnisse der Ayoré-Sprache schriftlich festzuhalten. Nach Beendigung dieser Aufgabe würde ich die Sprache eines neuen, teilweise zivilisierten Stammes analysieren, der einige Hundert Kilometer westlich vom Gebiet der Ayorés wohnte.

Ich entdeckte, dass sich in den sechs Monaten meiner Abwesenheit manches aus der Pionierzeit von Tobité verändert hatte. Beispielsweise hatte ein Ehepaar in mittleren Jahren seine einträgliche Hühnerfarm in Kalifornien aufgegeben, um in Tobité für die Missionare Gemüse anzubauen. Gleichzeitig brachten sie den Ayorés bei, wie man die in diesem Gebiet üblichen Lehmhäuser errichtet und Getreide anbaut.

Inzwischen hatte fast jede Ayoré-Familie eine Art Garten. Es gab sogar einen Laden, und die Ayorés lernten, mit ihren Produkten zu handeln. Sie tauschten Getreide, Kürbisse, Melonen und Bananen gegen Stoffe, Salz, Zucker und andere erwünschte Dinge. Die Schule war immer noch ein Problem. Gerade wenn Evie meinte, einige Ayorés machten Fortschritte, beschlossen die Männer, es sei nun an der Zeit, Wildschweine zu jagen oder Honig zu sammeln. Dann blieb kein einziger Junge in der Schule.

Ich war noch nicht lange in Tobité, als Degui eines Tages angerannt kam, um mir zu berichten, dass wieder ein Ayoré aus den Sunsa-Hügeln angekommen sei.

»Er weiß etwas über deinen Mann«, sagte er. »Dein Mann ist tot.« Degui sah traurig aus. Er sprach mühsam. Aber er meinte wohl, es sei besser, wenn ich die Wahrheit wisse. Diesmal erschreckte mich Deguis Nachricht nicht. Es war nur merkwürdig, dass er diesmal die Botschaft so uneingeschränkt zu glauben schien. Beim letzten Mal war das nicht der Fall gewesen.

Degui brachte mich zu dem fremden Ayoré, der etwa dreißig Jahre alt war und ein rundes Gesicht hatte. Er fühlte sich in meiner Gegenwart nicht wohl. Auf seinen Pferdeschwanz hatte er einen Filzhut gestülpt, und über seine Schultern hing locker

ein Hemd. Diesmal hielt sich Degui zurück und überließ mir das Fragen.

»Ist es wahr, dass du meinen Mann gesehen hast?«, fragte ich ihn.

»Es ist wahr«, antwortete er. Er sprach mit niederschmetternder Endgültigkeit in der Stimme. Ich wagte nicht, meine eigenen Gefühle zu zeigen, da ich wollte, dass er unbefangen blieb.

»Teile mir mit, was du gesehen hast«, sagte ich und wünschte, seine Sprache hätte ein Wort für »bitte«. »Wie viele von meinen Landsleuten waren da? Berichte mir alles.«

»Sie vollendeten meine Hand«, antwortete er. »Sie kamen in unsere Pflanzung, als die Sonne so hoch war. (Er deutete etwa zehn Uhr morgens an.) Als die Sonne dann so hoch war (er deutete vielleicht eine Stunde später an), haben unsere Krieger sie getötet. Ich habe sie nicht getötet!«, fügte er schnell hinzu. »Unser Häuptling Amájane war zu dieser Zeit nicht da. Als er ins Lager zurückkam, war er auf die Krieger wütend. ›Ihr hättet diese Männer nicht töten sollen«, sagte er ihnen. Dann begruben die Krieger sie.«

Etwas versetzte mir einen schweren Schlag. Hatte Inez nicht von Häuptling Amájane erzählt, dass er Gefangene zu machen pflegte? So war er also tatsächlich in den Sunsa-Hügeln, als die fünf hinkamen. Und nun waren sie anderen Kriegern begegnet, während er nicht da war! Degui und auch ich waren davon überzeugt, dass dieser Mann die Wahrheit sprach.

Am ersten Sonntag nach meiner Rückkehr vom Urlaub sah ich ein erhebendes Bild: Eine ganze Schar Ayorés versammelte sich mit den Missionaren zur Morgenandacht im Freien. Sie sangen einige Chorusse in Ayoré. Dann leitete Degui sie im Gebet. Er schien in innigem Gespräch mit Gott zu sein. Wie erstaunt war ich, als ich meinen Namen hörte!

»Dupade«, betete er, »ich danke dir, dass Wana zu uns zurückgekommen ist. Ich danke dir, dass sie uns nicht böse ist, weil wir ihren Mann getötet haben.«

Der Mühe wert

Es war im April 1950. Dorothy war mit den Kindern der Missionare vollauf beschäftigt. Ich war sehr weit vom Gebiet der Ayorés entfernt und befand mich in der ersten Phase einer neuen linguistischen Arbeit. Audrey war mit ihrer sechsjährigen Tochter Avis nach einem längeren Urlaub wieder auf dem Missionsfeld und sollte nun im Innern des Landes arbeiten. Seit ihrer ersten Reise nach Bolivien hatten sich die Umstände sehr verändert. Nichts erinnerte mehr an den Albtraum der beschwerlichen Lastwagenfahrt, die sie von Cochabamba nach Santa Cruz Anfang 1943 unternommen hatten. Nun war Fliegen an der Tagesordnung.

Aber auch sonst waren die Verhältnisse anders geworden. Audrey hatte zum Zehnerstamm des »Wolkenclubs« gehört, der mit der Mission in diesem Gebiet begann. Ich war als erstes offiziell aufgenommenes Mitglied hinzugekommen. Doch bald waren wir nicht mehr elf Personen, sondern fünf weniger. Später hatten sich nach und nach andere angeschlossen. Viele erklärten, sie fühlten sich durch das Beispiel der vermissten fünf Männer zur Missionsarbeit herausgefordert. Inzwischen war

unsere Zahl auf 142 gestiegen und wir arbeiteten außer in Bolivien auch noch in anderen Ländern.

Ich hatte Audrey nicht davon überzeugen können, dass Dave nicht mehr lebte. Sie gab die Hoffnung nicht auf.

»Aber dieser Mann, den Degui dir gebracht hat, war kein Augenzeuge, nicht wahr?«, sagte sie hartnäckig und schaute mich angestrengt an. Dann kam ihr plötzlich ein Gedanke: »Seine Geschichte entspricht nicht der von Rafaela!« Ich hatte ihr erzählt, die fünf seien nach Rafaelas Erzählung in den Fluss geworfen worden. Audrey klammerte sich daran, dass ihr bisher noch niemand einen echten Beweis für den Tod unserer Männer geliefert habe. Sie weinte nicht, denn sie war sich sicher, die Männer würden irgendwo gefangen gehalten.

Ich wusste nicht, dass Audrey meinen Bericht so aufgenommen hatte. Dorothy reagierte ganz anders. Das fehlende Glied in der Beweiskette war so gering, dass sie es nicht für entscheidend hielt. »Nun, Vater«, beendete sie unter Tränen, »mach mich zu einer Frau, die du gebrauchen kannst!« Und die fast endlose, quälende Spannung war schließlich vorbei.

Auch ich erwog immer seltener andere Möglichkeiten. Ich sprach auch nicht mehr davon. Aber Audrey war anders. Es klang unbeschwert, wenn sie sich mit Avis darüber unterhielt, dass ihr Papa noch im Dschungel sein könnte.

Das Flugzeug befand sich auf dem letzten Streckenabschnitt nach Roboré. Mutter und Tochter überflogen den großen grün-braunen Streifen, der die Fortsetzung des brasilianischen Mato Grosso bis hinüber nach Bolivien kennzeichnete.

»Sieh mal, alles dort unten ist Dschungel!«, rief Audrey ihrer Tochter zu.

»Dschungel?«, fragte Avis. »Ist da mein Papa?«

Audrey wich nicht aus, obwohl sie ein Zittern verspürte, das nur vom Zweifel herrühren konnte. »Ja!«, antwortete sie mit fester Stimme.

Einige Tage später ruhte sich Audrey in einer Hängematte des neuen Missionshauses in Roboré aus. Ihre Gastgeber waren

neue Missionare, die mithalfen, die Nachschubverbindungen von Roboré nach Tobité aufrechtzuerhalten. Sie unterhielten sich über Ereignisse, die sich vor Kurzem unter den Ayorés zugetragen hatten. An einem Punkt bezog sich Audreys Gastgeber auf »die fünf Männer«. Sofort wurde Audrey hellhörig. »Vielleicht finden wir sie diesmal!«, warf sie ein.

Der Sprecher wurde plötzlich still; er setzte das Gespräch auch nicht mehr fort. Das verwirrte Audrey, die nun den Gastgeber mit großen Augen ansah. »Was ist los?«, fragte sie ihn geradeheraus. »Was ist denn? Was wissen Sie, was ich nicht weiß?«

Es war nur zu offensichtlich, dass der Mann Angst hatte, mit der Wahrheit ans Licht zu kommen. Er konnte sich zu keinem weiteren Wort entschließen. Audrey machte sich Gedanken, was sein merkwürdiges Verhalten wohl zu bedeuten habe.

Zu dieser Zeit waren noch andere Missionare, darunter auch Neuankömmlinge aus den USA, anwesend. Eine junge Frau, mit der Audrey zusammenarbeiten sollte, sprach sie ganz offen an, als sie abends allein waren. »Alle wissen es außer dir, Audrey. Die Männer sind tot.« Obwohl sie nicht wusste, dass Audrey auf einen Beweis wartete, teilte sie ihr mit, was sie von anderen erfahren hatte: »Einer der Mörder ist selbst in Tobité gewesen. Er behauptet, einen von den fünf großen weißen Männern getötet zu haben. Die Ayorés zweifeln nicht daran.«

Audrey war über ihre eigene Reaktion überrascht. Später berichtete sie mir, es habe sie wie eine schreckliche Überraschung getroffen. Die Nachricht erschütterte sie so, als ob Dave direkt vor ihren Augen an einem Herzanfall gestorben wäre. Einige Stunden lang ging sie wie betäubt um das Haus herum.

Nachdem sie aber ihren Verlust als Tatsache akzeptiert hatte, merkte Audrey, dass sich ihre ganze Denkweise ändern musste. Die Verantwortung für Avis lag nun allein auf ihren Schultern, und die vorläufigen Entscheidungen, die sie später mit Dave gemeinsam fällen wollte, türmten sich plötzlich wie ein Berg vor ihr auf. Die Nachwirkungen des Schocks hielten einen vol-

len Tag an. Aber, so sagte sie mir, der Herr war sehr gegenwärtig, um sie mit Frieden und Trost zu erfüllen. Nicht lange danach reisten Audrey und ihre Partnerin in den Dschungel im Nordwesten Boliviens, wo sie unter einem halbzivilisierten Stamm arbeiten sollten.

Als Audrey die schockierende Nachricht von Daves Tod erhielt, war noch eine andere junge Frau im Raum. Sie hieß Joyce Buchegger und hatte gerade ihre Arbeit als Missionarin unter den Ayorés begonnen. Später berichtete sie mir, wie sehr Audreys ausdauerndes Hoffen die neuen Missionare erstaunt hätte. Joyce selbst und andere sprachen mit dem ersten Ayoré, der nach Tobité kam und von sich sagte, er habe einen der fünf großen Männer getötet. Sie forschte nach Einzelheiten, aber sie erfuhr nie viel mehr, als der Augenzeuge mir berichtet hatte.

Doch eines Tages stieß Joyce als Übersetzerin für einen französischen Anthropologen auf eine neue Informationsquelle. Einige Wissenschaftler hatten von dem unberührten Tobité gehört und hofften nun, dort etwas für ihre Archive einzubringen. Samané, der sich einige Jahre später in Tobité niedergelassen hatte, konnte am besten Auskunft geben. Immer wenn Joyce etwas wissen wollte, vom Volkstum oder von der Geschichte der Ayorés, verwiesen die anderen Ayorés auf Samané als den Mann, der alle Einzelheiten kannte. »Frag Samané!«, sagten sie.

Nun saß Samané an einer Seite des Tisches in Joyces weißem Lehmzimmer in Tobité. Der Anthropologe hatte rechts von Joyce auf der anderen Seite Platz genommen und blickte ihn an. Der Franzose stellte seine Fragen in Spanisch und Joyce übersetzte in die Ayoré-Sprache. Samané fühlte sich sehr wohl, und oft erzählte er sogar mehr, als er gefragt wurde. Mit besonderer Freude erzählte er, was ihm bei den Kontakten in Ipiás durch den Kopf gegangen war. Nun sollte er mehr von dem Volkstum seines Stammes erzählen.

»Einer unserer weiblichen Vorfahren war Corabe (Weißer Schmetterling)«, sagte er. »Sie war die hellste Ayoré, an die sich unsere Vorfahren je erinnern konnten.« Und mit Vergnügen

erzählte er dem Anthropologen die Geschichte von dem glatten Baum, und er berichtete, wie sich Corabe von den Ayorés getrennt hatte, um im Norden zu leben. Der Anthropologe war sehr interessiert. Aber Samané hatte seine Geschichte noch nicht beendet. Er wandte sich an Joyce. »Mein älterer Freund Ejene hat gemerkt, dass eure fünf toten Landsleute Nachkommen Corabes waren«, fügte er hinzu.

Diese einfache Feststellung überraschte Joyce sehr. Beinahe vergaß sie, für den Franzosen zu übersetzen. Später sagte sie zu mir: »Wer hätte gedacht, dass Samané überhaupt etwas von den fünf Missionaren wusste? Er war nicht von den Sunsa-Hügeln.« Und natürlich war er auch zu jener Zeit nicht in Tobité, als die Missionare Informationen aufzuspüren suchten. Aber die anderen Ayorés hatten Joyce gesagt, sie könne sich auf die Berichte von Samané verlassen. So forderte Joyce ihn auf, mehr zu erzählen. Er erklärte, dass zwischen Ejene und ihm eine enge Freundschaft entstanden war, nachdem Ejene die Sunsa-Hügel verlassen und sich Noraides Gruppe angeschlossen hatte. Ejene wurde später von einem feindlichen *cojñone* getötet, als er versuchte, einige Ayorés von den Sunsa-Hügeln zu Corabes Nachkommen am »großen Eisen« zu führen. Dieser Ejene hatte Samané von der Ermordung fünf weißer Männer erzählt. Samané berichtete Joyce, was er von Ejene gehört hatte. Und dies ist seine Geschichte:

Eines Morgens hackte Ejene gerade seine Pflanzung durch, als er überrascht aufblickte. Fünf *cojñone* kamen ruhig auf ihn zu. Sie hielten ihm Messer und Kleidungsstücke entgegen, als wollten sie ihm die Dinge anbieten.

Ejene war so erschrocken, dass er sich schnell auf den Boden fallen ließ und sich auf allen vieren durch das Getreide davonmachte. Er wagte nicht aufzustehen, denn er wollte nicht von dem Gewehr eines *cojñone* erschossen werden. Als er den Rand der Pflanzung erreichte, rannte er so schnell er konnte und schrie allen im Dorf zu: »*cojñone, cojñone!*« Allein der Klang dieses Wortes versetzte schon alle, die es hörten, in Angst und Schrecken.

Sofort flohen die Frauen und Kinder und einige der weniger tapferen Männer auf die andere Seite des nahe gelegenen Hügels. Ejene musste seinen eigenen kleinen Kindern bei der Flucht helfen.

Nachdem er die Warnung ausgerufen hatte, rannten die Männer, die auf ihren Pflanzungen arbeiteten, ins Dorf. Schnell versteckten sie ihren Besitz; sie nahmen die Taschen der Frauen mit den zurückgelassenen Haushaltsgegenständen und versteckten sie in den Bäumen. Dann blieben die Männer hinter ihren Hütten in der Deckung des Dschungels und hielten ihre Speere, Pfeile, Bogen und *macanas* kampfbereit.

Die fünf *cojñone* kamen mitten in das Dorf, das aus einem Ring von Hütten bestand. Sie hoben schnell zwei Stöcke auf, spitzten sie an den Enden an, steckten sie in einem gewissen Abstand in die Erde und verbanden sie durch zwei Schnüre.

Die Ayorés beobachteten die fünf aufmerksam, als sie Unterhosen und Hemden über die Schnüre hängten. Dann legten sie noch drei große Messer oder Buschmesser, einige kleinere Messer und eine Schere oben auf die Kleidung.

Während die fünf Fremdlinge noch ihre Geschenke auslegten, pfiß ein Ayoré-Pfeil aus dem Dschungel. Er traf einen der Männer an der Schulter. Der Getroffene schrie vor Schmerzen auf. Einer seiner Gefährten eilte zu ihm und zog den Pfeil heraus.

Dann verließen die fünf schnellen Schrittes das Dorf. Die Ayorés merkten wohl, dass die fünf trotz des Schusses nicht rannten. Sie nahmen den Weg, auf dem sie hergekommen waren, und gingen auf die Pflanzung außerhalb des Dorfes zu. Die *cojñone* waren noch nicht sehr weit gekommen, als die Ayorés, die jede Bewegung der Besucher beobachtet hatten, in die Mitte des Lagers eilten und gierig nach den Geschenken griffen.

Ein Ayoré namens Upoide, der kein Buschmesser mehr bekommen konnte, wurde sehr zornig.

»Ich gehe hinter diesen *cojñone* her und hole mir ein Buschmesser von ihnen«, erklärte er. Die anderen Ayorés folgten ihm,

wenn auch viel vorsichtiger und in großem Abstand. Zweifellos hatten die fünf ihr Geplapper hören können, als sie näher kamen.

Die *cojñone* saßen nebeneinander auf einem Baumstamm in der Lichtung, auf der sich die Pflanzung befand. Mit ihren Hüten und Händen winkten sie den Ayorés, zu ihnen zu kommen. Sie hielten ihnen noch weitere Messer hin, sprachen viel und wiesen dabei zum Himmel. Alles, was die Ayorés verstanden, war »*Dupade*«.

Upoide war immer noch wütend, dass er kein Buschmesser bekommen hatte, und so ging er direkt auf einen der Männer zu, der eins in der Hand hatte. Es war der kleinste der Männer (Dave Bacon). Er hatte Gold in seiner unteren Zahnreihe. Der Missionar übergab Upoide das Buschmesser, umarmte ihn und sagte: »*Dupade, Dupade*.«

Aber Upoide war auch jetzt noch nicht freundlich gestimmt. Er befreite sich aus der Umarmung, ging ein paar Schritte zurück und blieb stehen. Dann durchbohrte er den Missionar mit seiner Lanze. Inzwischen kamen die anderen Ayorés heran, gerade als Upoide zustieß; aber sie konnten die Ursache nicht so schnell herausfinden. Sie kamen dichter auf die *cojñone* zu. Als Dave Bacon versuchte, die Lanze herauszuziehen, schlug ihn ein anderer Ayoré namens Aburasede mit seiner schweren *macana* über den Kopf. Dieser Schlag war tödlich.

Sofort meinten die anderen Ayorés, sie müssten auch zum Angriff übergehen. Hatten sie, nach ihrer Denkweise, eine andere Möglichkeit, als die übrigen vier auch zu töten? Sonst würden die *cojñone* sicher den bereits getöteten Mann rächen.

So kamen die Ayorés auf sie zu und schwangen ihre Lanzen und ihre langen *macanas* aus Hartholz. Gewöhnlich schlugen sie mit ihren *macanas* nicht ein zweites Mal zu. Doch Upoide kauerte immer noch über seinem ersten Opfer. Er zog seine Lanze heraus und stieß sie dann wieder hinein. Einem der Missionare gelang es, in der Verwirrung des Gemetzels zu entkommen. Er rannte bis zum Rand der Pflanzung und wollte gerade

im Dschungel verschwinden, als der Krieger Datide ihn einholte und ihn mit seiner *macana* niederschlug. Er starb als letzter der fünf Männer.

Als die Mörder keinen Grund zur Furcht mehr sahen, riefen sie zu denen hinüber, die über den Hügel geflohen waren. Ihr Geschrei ließ auch Ejene zurückkommen. Er warf einen Blick auf die toten *cojñone* und entdeckte bestürzt, wie außerordentlich weiß ihre Haut war. Er fragte sich, warum er es nicht vorher gemerkt hatte.

»Sie müssen die Nachkommen von Corabe sein«, sagte er zu einigen Dorfbewohnern in seiner Nähe. Obwohl er derjenige war, der die Männer zuerst gesehen und Alarm geschlagen hatte, erklärte er nun, dass er sie vor Überraschung und Angst gar nicht genau angesehen habe.

»Ihr hättet sie nicht töten sollen!«, warf Ejene ihnen vor und erzählte noch einmal die Geschichte von Corabe, dem Weißen Schmetterling. Die »Wissenden« stimmten ihm zu, dass die fünf, die wegen Upoides Neid und Zorn getötet worden waren, gewiss die Nachkommen von Corabe waren. Sie erkannten: Diese Opfer konnten nicht die *cojñone* sein, die auf den Straßen der bösen Leute reisten.

Der oberste Krieger des Dorfes, Amájane, war nicht bei seinem Stamm, als die fünf getötet wurden. Gerade an diesem Morgen hatte er mit einer Gruppe junger Männer das Lager verlassen, um eine Lüge, die ein anderer Stamm über ihn erzählt hatte, zu berichtigen. Aber die Frauen gingen ihm nach, erzählten ihm von den fünf Besuchern und brachten ihn zurück.

Nachdem er einen Blick auf die Opfer geworfen hatte, stimmte Amájane Ejene bei. »Ihr hättet sie nicht töten sollen!«, sagte er streng. »Ich hätte sie nicht getötet. Sie kamen nicht nur ohne Waffen, sondern haben sich in allem, was sie taten, nicht wie Feinde verhalten.« Einige seiner Männer warfen ein, sie hätten befürchten müssen, dass die *cojñone* Späher seien, die in ihr Dorf gekommen waren, um es zu erkunden. Sie hätten die Vorhut eines ganzen Stammes sein können, der nur auf ein Zeichen

zum Angriff wartete. Amájane wusste, dass es feindliche Ayorés gab, die zunächst ohne Waffen kamen, um so zu tun, als wären sie Freunde. Aber solche Männer würden nie Geschenke anbieten. Amájanes Augen blitzten. Er war sehr zornig.

»Ja, sie müssen Corabes Nachkommen gewesen sein«, wiederholte Amájane. Leider kam diese Entdeckung zu spät.

»Grabt Löcher für sie!«, befahl Amájane jetzt. Er wusste, dass jederzeit Verwandte der Opfer kommen konnten, um nach ihnen zu suchen.

Dann gruben die Krieger fünf Gräber und bestatteten jeden genau an dem Ort, wo er niedergefallen war. Die Männer, die sie begruben, erhoben Anspruch auf die Kleidung der Toten. Aber sie ließen den *cojñone* alle Ringe und Uhren.

Joyce schrieb den ganzen Bericht nieder und sandte ihn mir per Luftpost – angefangen mit der Sage von Corabe bis zur letzten Einzelheit über die Ermordung der Männer. Obwohl schon so viele Jahre vergangen waren, traf mich die Nachricht wie ein Schlag.

Ständig versuchte ich, mir vorzustellen, was gewesen wäre, wenn ... wenn Häuptling Amájane zu dieser Zeit im Dorf gewesen wäre? Wie lange hätte man unsere Männer gefangen gehalten? Was wäre gewesen, wenn Ejene richtig hingeschaut und früher erkannt hätte, dass unsere Männer keine gewöhnlichen, feindlichen *cojñone* waren? Was wäre gewesen, wenn Upoide sich nicht geärgert hätte, als die anderen Buschmesser bekamen? Und später: Was wäre gewesen, wenn Ejene und Samané nur einen Tag vorher bei den Ayorés in Ipiás gewesen wären, als Joe durch Inez nach unseren Männern fragte? Wenigstens einige Jahre der Ungewissheit wären uns erspart geblieben. Doch wir hatten gelernt, Gott zu vertrauen, dass er alles auf seine Weise und zu seiner Zeit tat.

Die Geschichte war jedoch noch nicht zu Ende. Später erfuhr ich noch mehr von Herrn und Frau Morarie, die einige Jahre lang in Tobité gearbeitet haben. Erstaunt lauschte ich, als sie das Ritual dieser Ayoré-Mörder beschrieben. Dort in den Sunsa-

Hügeln muss Gott der Allmächtige voll Mitleid auf die Szene herabgeschaut haben, die der Ermordung der fünf Männer folgte. Die an den Morden aktiv Beteiligten mussten jetzt einen Reinigungsritus durchmachen.

Würden ihnen die Geister der Toten nicht Böses zufügen, wenn sie sich nicht reinigten?

Die Krieger tanzten im Kreis, schrien und zeigten durch bestimmte Bewegungen an, dass sie das Blut von ihren Händen auf die Waffen übertrugen, die sie benutzt hatten. So mussten nicht mehr sie, sondern die Waffen die Schuld für immer tragen. Dann warfen sie die Lanzen oder Keulen weg, mit denen der Mord geschehen war. Das war der erste Teil der Zeremonie, durch die der Mörder sich selbst »befreien« und loskommen wollte.

Danach gingen alle acht in die Wälder, um Honig zu holen. Gemäß einer Sitte, die verlangte, dass Sühnung geschehen müsse, gaben sie einigen Stammesgenossen einen Kürbis voll Honig.

Nun war der Mörder ganz gewiss von der Blutschuld befreit; er hatte das Instrument seiner Tat weggeworfen und war dadurch »gereinigt«. So sehr er die Waffe auch liebte, er würde sie jetzt als »tabu« betrachten. Und darüber hinaus hatte er noch bei einem anderen für seine Tat bezahlt. War er nicht gerechtfertigt? Oder doch nicht? Voller Furcht würde er für den Rest seiner Tage gegen den Geist des Toten ankämpfen, besorgt, er könne zurückkommen und ihm ein Leid zufügen. Jeder dieser Mörder malte das Bild eines Mannes auf den Boden (nur einen länglichen Schatten und einen Kreis). Diese Figur sollte den Mann darstellen, den er getötet hatte. Dann sprangen sie alle wütend auf und ab, immer auf die Gestalt und besonders auf den Kopf, und sie ließen erst ab, als die Figuren völlig zerstampft waren. Nun hatten die Mörder das Gefühl, sie hätten alles, was in ihren Kräften stand, getan, um die Folgen ihrer Tat abzuwenden.

Aber das Ritual vergrößerte die Schuldgefühle tief im Innern

nur noch mehr. Daher rührten die Ängste derer, die uns als Erste von der Ermordung erzählten. Und deshalb beeilte sich die Gruppe in Tobité auch, die Sache mit Audrey in Ordnung zu bringen, als sie später einmal einen Besuch machte. Bis zu dieser Zeit hatte sie noch nie einen Ayoré gesehen. Im Gegensatz zu den nackten Wilden mit Pferdeschwanz, von denen sie gehört hatte, sahen die Ayorés, die sie jetzt anstarrten, ganz zivilisiert aus. Sie waren vollständig und gut bekleidet. Die Kinder, die in die Sonntagsschule kamen, wurden schnell in die bolivianische Kultur eingegliedert, und zwar als Christen. Lebhaft sangen sie Gott ihre Loblieder und sagten Audrey auswendig gelernte Schriftstellen auf.

Bei der üblichen Versammlung der Frauen merkte Audrey, wie einige versuchten, ihr etwas verständlich zu machen. Da saßen die treuen gläubigen Frauen der Ayoré-Gemeinde. Viele hatten wunderbare Zeugnisse. Zum Beispiel: »Ich liebe Jesus sehr, und seinem Wort zu lauschen, ist für mich so gut, wie etwas zu essen.«

Nun baten sie einen Missionar, für sie zu übersetzen, was sie Audrey sagen wollten. »Es tut uns leid, dass wir deinen Mann getötet haben.« Ein paar Verwandte der Mörder waren unter ihnen, doch sie konnten für das ganze Lager sprechen.

»Wir wussten es damals nicht besser«, erklärten sie. Audrey hatte die ganzen Jahre lang in Bezug auf die Ayorés genauso empfunden wie ich. Sie sagte zu ihnen:

»Der Tod meines Mannes war es wert, dass ich euch jetzt als Jünger Jesu sehen darf.«

Neues Leben

Nachdem ich noch weiteres notwendiges Wissen auf dem Gebiet der Linguistik gesammelt hatte, wurde ich 1953 nach Tobité zurückgeschickt, um dort eine begonnene Arbeit zu vollenden. Die neuen Missionare brauchten eine Grammatik zum Erlernen der Ayoré-Sprache.

Den ganzen Weg von Santa Cruz nach Portón konnte ich mit der Bahn fahren. (Es dauert 23 Stunden.) Lärmend schaukelten die Wagen über die Ipiás-Brücke; der Fluss zur Linken und die Hügel drüben zur Rechten erfüllten mein Herz mit Heimweh. Wir fuhren langsamer. Unsere Lokomotive, die mit Holz geheizt wurde, hatte angehalten. Der Dampf wurde gestaut, damit sie den Hügel bei Portón schaffen konnte. Mit jeder Dampfwolke stieß sie eine Flut von Funken aus, die sich mit jedem Feuerwerk hätte messen können.

Ich ging zu Fuß in den Dschungel über eine Jeep-Straße, die am Quellgebiet des Tobité-Bachs vorbeiführte. Sofort fiel mir auf, dass jemand den einladenden Palmenhain, unsere einstige Oase, vollständig abgeholzt hatte. An seiner Stelle befanden sich nun große Lichtungen, blühende Gärten und ein kleines Dorf

mit Häusern der Missionare und der Ayorés. Die meisten der alten gläubigen Ayorés standen am Ende des Pfades und wurden von vielen Neuen umringt. Sie grüßten mich schweigend, wie sie es gewohnt waren. Ich suchte nach vergessenen Ayoré-Wörtern. Schließlich kam Degui mit einem breiten Lächeln nach vorn, streckte unbeholfen seine Hand aus und brachte in seinem Spanisch ein »*Buenos días*« hervor. Begeistert nahm ich diese Lösung für meine Sprachschwierigkeiten an und begann, sie alle in Spanisch zu begrüßen.

In einigen Tagen war die Kluft überwunden. Ich arbeitete wieder mit der Ayoré-Sprache und fühlte mich allmählich heimisch. Noraine konnte mir nicht mehr helfen. Evie berichtete, dass er an Tuberkulose gestorben sei – aber in der seligen Gewissheit, er gehe zum Himmel. Meine Informanten waren hauptsächlich die Jugendlichen. Zwei Jungen waren mir ganz besonders behilflich. Ein aufmerksamer Schüler war der einäugige Ecarai, der schon ziemlich fließend Spanisch sprach. Er verschlang die spanischen Bibellektionen geradezu, die ich ihm jeden Morgen vor Beginn des Sprachunterrichts gab. Und da war Jomone, der immer wieder Arbeit bei der Eisenbahn und in den Städten fand und sich so einen beachtlichen spanischen Wortschatz erwarb. Doch hielt ich es für weise, meine sprachlichen Erkenntnisse gemeinsam mit Degui, Nacore und älteren Männern zu überprüfen, mit denen ich mich allerdings nicht auf Spanisch verständigen konnte.

Ich vermisste Carayoi und fragte Evie, wo er sei. »Er ist einem der Missionare bei der Kontaktaufnahme mit einer weiteren Ayoré-Gruppe behilflich«, teilte sie mir mit. Evie erklärte, wie eines Tages zwei Abgesandte von Rincón nach Tobité kamen und um Hilfe baten. Die Leute von Rincón, das südöstlich von Santo Corazón liegt, lebten nicht in Frieden und Sicherheit, denn sie hatten noch die Angriffe der Ayorés zu fürchten. Sie sagten, eine Farm in der Nähe von Rincón sei überfallen und zwei Christen seien getötet worden. Den Abgesandten, ebenfalls Christen, war es gelungen, die Städter davon zurückzuhalten, eine bewaff-

nete Schar in den Dschungel zu schicken – allerdings nur unter der Bedingung, dass Missionare von Tobité versuchten, einen freundlichen Kontakt mit den Ayorés der ganzen Umgebung herzustellen. (Auch Santo Corazón gehörte dazu.) Joe Moreno war nicht mehr da. Er war nach Brasilien versetzt worden, um in einem strategisch wichtigen Gebiet die Kontaktaufnahme zu leiten. Aber ein Missionar wollte freiwillig gehen, und Carayoi und noch ein anderer Ayoré erklärten sich sofort bereit, ihn zu begleiten. »Er wollte bei der Evangeliumsverkündigung unter seinem eigenen Volk mitwirken«, sagte Evie.

Wie freute ich mich über diese Nachricht! In den Versammlungen hatte ich die gläubigen Ayorés oft darum bitten hören, dass sie doch Gottes Wort ihren eigenen »Bösen« bringen könnten. In einer Versammlung betete ein Ayoré, er möge doch den *cojñone*, die auf einer Farm in der Nähe von Entrerios »in Trunkenheit lebten«, Gottes Wort erzählen können. Ich freute mich, dass sich Carayoi zu einem Missionar entwickelte. Wie ich mit meinen Freunden herausfinden konnte, schien es ganz sicher zu sein, dass es die Ayorés von den Sunsa-Hügeln waren, die die Gegend von Rincón unsicher machten. Mein Herz bebte, wenn ich an die Gefahren eines weiteren Kontaktes dachte – selbst wenn Carayoi dabei war. Aber wie glücklich machte mich der Gedanke, dass die Ayorés von den Sunsa-Hügeln endlich das Evangelium hören sollten!

Als ich eines Tages in Evies kleinem Haus mit Ecarai an der Arbeit saß, hörten wir plötzlich in der Nähe, direkt am Eingang des Dorfes, lautes Stimmengewirr. Ich schaute hinaus und sah Nacore mit einem älteren Ayoré. Sie waren nackt und hatten sich mit Holzkohle vollständig schwarz angemalt. An ihren Nacken waren Kragen von schwarzen Truthahnfedern. Sie sahen wilder und schrecklicher aus, als ich sie je zuvor gesehen hatte. Herr Bodin und ein anderer Missionar redeten mit großem Ernst auf sie ein.

Bald erfuhr ich dann auch, was es mit dem Spektakel auf sich hatte. Eine blinde Frau, die vor einigen Jahren von den Ayorés

gefangen genommen worden war, hatte gerade ihren Mann durch eine Krankheit verloren. Er war gut zu ihr gewesen, selbst als sie blind wurde. Doch nun sah man sie als eine Belastung an, worauf einige Ayorés in Tobité ihr mit dem Tod drohten. Doch eine kleine Frau namens Cucheri nahm sich ihrer an, um sie zu beschützen. So waren Cucheri und ihr Mann mit zwei anderen Familien zu der Ansicht gelangt, sie müssten Tobité verlassen und weit fortziehen. An jenem Morgen hatten sie sich aufgemacht. Sie gingen nur so schnell, wie die Blinde es vermochte, die sich von ihrem 19-jährigen Sohn führen ließ. Doch Nacore, ein Christ, hatte sich von einem ungläubigen Gefährten verleiten lassen und beschlossen, ihr nachzueilen, um die Drohungen auszuführen. Glücklicherweise wurden die Missionare rechtzeitig benachrichtigt, und sie konnten ihnen ihre Absichten ausreden. Ich war zutiefst enttäuscht, als ich hörte, welche Rolle Nacore bei diesem Anschlag spielte. Er war doch ein Führer unter den Christen. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass er so zurückgefallen sei.

Die kleine Cucheri vermisste ich sehr. Sie und die blinde Frau waren Christen, die sehr gerne an den Versammlungen teilgenommen und jede Gelegenheit genutzt hatten, um mehr von Gottes Wort zu hören. Cucheri hatte früher Ayoré-Lieder – Klagegesänge und auch andere Lieder – gesungen, aber dann hatte sie mit Begeisterung die Evangeliumslieder gelernt. Nun war ich überrascht, dass sie fortgegangen war – und zwar zu den Sunsa-Hügeln. Ich erfuhr, dass dort das Volk ihres Mannes wohnte. Wir hofften nur, dass sie zusammen mit der blinden Frau das Wort Gottes verbreitete.

Bevor meine Arbeit fertig war, kam der Häuptling Nanine zu uns. Bis spät in die Nacht saß Degui bei ihm und erzählte ihm von Jesus. »Eines Tages wird er vom Himmel zurückkommen«, sagte Degui. Das beunruhigte Nanine sehr, sodass er am nächsten Tag Joyce Buchegger fragte: »Ist es wahr, dass Jesus zurückkommt?«

Ich hörte nicht das ganze Gespräch, aber Joyce erzählte mir

später, sie habe ihm versichert, Gottes Wort lehre die Wiederkunft Jesu.

»Wird er nach Tobité kommen?«, fragte Nanine sie dann.

»Wenn er nach Tobité kommt, gehe ich zurück in den Dschungel. Ich bin zu schlecht, um ihm zu begegnen!«

»Aber du brauchst keine Angst vor ihm zu haben«, tröstete Joyce ihn. Dann stellte sie geduldig alle augenblicklichen Pflichten zurück, um Nanine noch mehr von dem zu erklären, worüber Degui in der vergangenen Nacht mit ihm gesprochen hatte. An diesem Morgen fand auch Nanine Herzensfrieden durch den Glauben an Jesus Christus.

Eine ganze Zeit später nahm ich an einer Konferenz für Bibelübersetzung in die Sprache der Ayorés teil. Jomone war unser Informant. Seine Haltung und seine Reife erinnerten mich an Noraine. Ich konnte mich noch gut an den Tag erinnern, an dem er sein erstes Hemd bekam. Er hatte sich hinter einem Baum versteckt und war buchstäblich bis zum Weinen verlegen, weil er sich inmitten seiner nackten Gefährten so fremd vorkam. Doch Herr Bodin hatte ihn überredet, das Hemd anzulassen, und so trug er die Schande um unsertwillen. Nun stach er als einer hervor, der Gottes Wort liebte und dessen Sehnen es war, dass mehr davon in seine Sprache übersetzt wurde.

Einmal sah ich in der Morgenfrühe, wie Jomone mit seiner spanischen Bibel in der Hand den Rasen in Santa Cruz überquerte. Ich fragte die ebenfalls anwesende Evie, was er denn tue. »Er geht weg, um für sich in der Stille seine Andacht auf Spanisch zu halten«, sagte sie.

Das Staunen darüber war groß bei mir. »Ecarai macht das auch«, fügte sie hinzu. Ich konnte es kaum glauben, dass sie so hingegeben waren.

An jenem Wochenende war Jomone in einer Gemeindeversammlung in Santa Cruz anwesend, und man bat ihn, »ein paar Worte zu sagen«. Wie ein erfahrener Prediger stand er auf und las einige Verse der Ermahnung aus 1. Thessalonicher

5,16-22 in Spanisch vor. Er begann: »Freuet euch allezeit; betet unablässig ...« Dann deutete er auf die anwesenden Missionare und sagte zu der Versammlung: »Wenn diese Missionare nicht eine solche Liebe zu uns gehabt und uns das Evangelium gebracht hätten, wäre ich heute Abend nicht hier ...« Wie dankte ich Gott, als mir Evie von der tiefen Hingabe Jomones erzählte.

Einige Monate später berichteten mir Mel Wyma und seine Frau, dass Ecarai mit ihnen an einer Kleinstadt-Versammlung in der Gegend von Santa Cruz teilgenommen habe. Viele Ungläubige waren anwesend, als jemand Ecarai aufforderte zu sprechen. »Hier bin ich«, begann er in verständlichem Spanisch, »ein *bárbaro*, der aus dem Dschungel gekommen ist, um euch, die ihr zivilisiert seid, von Jesus Christus zu erzählen.«

»Die Zuhörer waren mucksmäuschenstill«, sagte Mel.

Ecarai fuhr fort: »Gottes Wort ist in eurer Sprache geschrieben, sodass ihr es deutlich verstehen könnt. Und doch nehmt ihr es nicht an. Wir kennen das Evangelium noch nicht sehr lange; doch was ich von dieser wunderbaren Wahrheit weiß, möchte ich euch mitteilen.« Dann redete Ecarai in wenigen Sätzen auf sie ein und forderte sie auf zu glauben, dass Christus gestorben sei, um sie von ihren Sünden zu retten.

An diesem Nachmittag saß dort eine bolivianische Frau und weinte. Schon am Abend brachte sie andere mit zu der festgesetzten Versammlung und fragte, ob Ecarai es noch einmal erzählen könne. »Ich will, dass diese Leute hier die erstaunlichste Geschichte erfahren, die ich je gehört habe!«, sagte die Frau zu Mel.

Als Mel mir dieses Ereignis später berichtete, war ich davon überwältigt, wie wunderbar Gottes Wege sind. Ich dachte daran zurück, dass einmal Ayoré-Jungen in Ecarais Alter einige Tage in San José verbracht hatten. Als sie wieder in Tobité waren, erzählten sie, dass sie Señor Fulano gesehen hätten, den sie noch von San Juan kannten. »Wir haben mit dem Señor gesprochen«, sagten sie voller Freude, »und wir haben ihn Gottes Worte gelehrt!« Ich erinnerte mich daran, was ich damals von ihren schwachen

Bemühungen gehalten hatte: »Eifer ohne Erkenntnis!« Ich war eine, die »den Tag kleiner Dinge verachtete«. Es war mir nun klar geworden, dass jedes Kind Gottes, *bárbaro* oder *cojñone*, Einfluss auf ein Leben haben konnte, welches Gott erreichen wollte.

Einige Zeit später erfuhr ich noch mehr. Ich konnte ein Gespräch mit Joyce Buchegger führen, als sie in den USA auf Heimaturlaub war. Ich befragte sie ausführlich über alle Ayorés, die ich persönlich kannte und von denen ich gehört hatte. Sie informierte mich über den neuesten Stand der »Mission«, an der Carayoi teilgenommen hatte, und sagte mir, dass innerhalb eines Jahres ein freundlicher Kontakt mit genau jener Gruppe von Ayorés hergestellt war, die die fünf Männer getötet hatte. Innerlich atmete ich tief auf: »Endlich!« Und mein Herz war voller Dankbarkeit gegen Gott.

Joyce selbst war nach Rincón gegangen, um auszuhelfen, als die neue Gruppe erstmals von einer Krankheit heimgesucht wurde. Auch einer der Christen aus San Juan, der Joe oft in den Dschungel begleitet hatte, zog mit seiner ganzen Familie dorthin. Joyce berichtete mir von ihrem Gespräch mit den Ayorés jenes Stammes, der die Männer 1943 tötete. Eine Frau berichtete ihr, wie sie monatelang umhergewandert waren und dauernd in der Furcht lebten, ein *dritter* Suchtrupp könne in ihr Gebiet eindringen. »Die ganze Zeit über trauten wir uns nicht, in die Nähe unserer Pflanzung zu gehen«, sagte sie. »Als wir endlich doch hinkamen, waren die Bohnen völlig verschimmelt, und auch die übrige Pflanzung war nicht mehr zu gebrauchen.«

Joyce konnte mir sagen, was aus jedem der Mörder unserer fünf Männer geworden war. Samané hatte ihr alle acht Namen genau angegeben. Sie fand heraus, dass vier im Dschungel gestorben waren, bevor der Stamm irgendeine Gelegenheit gehabt hatte, das Evangelium zu hören. Zwei von diesen vier waren von feindlichen Ayorés getötet worden, die in der Nähe von Paraguay lebten. Diese Nachricht betrückte mich sehr. Ich hatte mir die Mörder oft als zukünftige Christen vorgestellt.

Dann erzählte sie mir von den Mördern, die in Tobité gewesen waren. Es waren drei an der Zahl. Upoide, dessen Ärger das Verbrechen ausgelöst hatte, war als Erster gekommen. Er war schon ein alter Mann, als er mit seiner Frau und zwei erwachsenen Söhnen ankam, die auch ihre eigenen Familien mitbrachten. Joyce berichtete mir, er sei immer still und zurückhaltend gewesen. Aber Joyce und andere Missionare sprachen mit ihm über die Vergebung seiner Sünden. Sie versicherten ihm, dass die drei Witwen ihm vergeben hätten. Bald darauf nahm er als erster der Mörder Jesus Christus als seinen Erretter an.

Ein anderer hieß Ajaramane. Er hatte den Pfeil abgeschossen, als die fünf ihre Geschenke auf der Lichtung ausbreiteten. Ajaramane kam in der Nähe von Rincón mit dem Evangelium in Berührung. Dort hatte die Mission mithilfe von Carayoi Kontakt zu den Ayorés bekommen. Bald darauf zog er mit seiner Familie durch den Dschungel nach Tobité, wo Joyce und andere ihm von der Liebe Gottes erzählten. Auch er bekannte sich dann zu Christus.

»Weder Upoide noch Ajaramane leben noch«, fügte Joyce hinzu. »Beide starben in Tobité. Sie haben nur wenige Monate in der Zivilisation gelebt.« Ich dankte Gott, dass er sie so lange leben ließ, bis sie Christen werden durften.

Joyce sagte, dass zwei der Mörder noch lebten. Sie berichtete, sie haben einem von ihnen, Soriane, in Tobité oft Zeugnis gegeben. Lange Zeit ließ sich Soriane nicht von seinem eigenen Glauben, seinen Ängsten und Tabus abbringen. »Er ist nun in Rincón unter der Stimme des Evangeliums«, sagte Joyce. »Auch Jochaide, der letzte der acht Mörder, lebt dort.« Ich beugte mein Herz in Dankbarkeit, als ich das hörte. Gott gab ihnen noch Zeit zur Buße.

»Wer sind jetzt die geistlichen Führer in Tobité?«, wollte ich wissen. Diese Frage war für Joyce nicht so leicht zu beantworten. Sie erklärte, dass die Jünger wie Ecarai, die die Schrift besser kannten, als Lehrer anerkannt werden. »Aber eigenartigerweise«, fuhr Joyce fort, »können sich die älteren Ayorés nicht

dazu durchringen, einem Ayoré zuzuhören, der noch keinen Menschen getötet hat.« Das bedeutet, erklärte sie, dass Degui und Nacore als geistliche Führer angesehen werden.

Ich wunderte mich, dass man Nacore noch als gläubig anerkannte, nachdem er damals im Jahr 1953 diesen Anschlag auf die blinde Frau geplant hatte. »Das war das letzte Mal«, sagte Joyce. »Er und Degui haben nun eine feste Haltung gegen das Töten bezogen. Sie sehen es jetzt als eines der Dinge an, die Gott hasst.« Joyce versicherte mir, Nacore sei in seiner geistlichen Erkenntnis sehr gewachsen und lade von sich aus gern die Jünger zu sich ins Haus, um ihnen die biblischen Geschichten und Wahrheiten zu erzählen, die er schon kannte.

Ich drängte Joyce, sie solle mir noch mehr erzählen. Darauf berichtete sie mir von Samané. Wie erstaunt war ich zu erfahren, dass er früher ein Mediziner und Mörder gewesen war. Ich dachte daran, dass er es war, der an der Bahnlinie die Annäherungsversuche gewagt hatte.

In Tobité hörte Samané, wie Christus für ihn geopfert wurde, und er merkte, dass dieses Opfer seinen tiefen geistlichen Hunger stillen könnte. Bald bekannte sich Samané eindeutig zu Christus. Er brach alle Bande mit der Dämonenwelt ab, in der er gelebt hatte. Seine Frau war sehr wütend, weil sie jetzt keine Geschenke mehr als Bezahlung für seine Zauberei bekam. Und sie hatte diese Geschenke doch so gern! Zwar quälte sie Samané durch ihr Schelten, aber sie konnte ihn in seinem neuen Glauben nicht erschüttern. Er leistete den Missionaren unschätzbare Dienste, indem er für sie die Übersetzungsarbeiten überprüfte, die sie mithilfe von jüngeren Ayorés anfertigten. Sorgfältig lehrte er seine Kinder Gottes Wort, die dann ihrerseits für ihre Mutter beteten, damit sie dem Evangelium gegenüber nicht länger »eine mit verstopften Ohren« bliebe.

Samanés älteste Tochter war schon in ihrer frühen Jugend eine treue Christin. Einmal in der Woche hielt sie mit einem anderen Mädchen eine Kinderstunde in Ayoré, genauso, wie Frau Morarie es gelehrt hatte. Wenn ich hörte, dass ein Ayoré den anderen

unterrichtet, war ich besonders erfreut; denn es zeigte mir, dass Gottes Wort sich vermehrte.

Irgendwie kamen wir wieder auf die kleine Cucheri und die blinde Frau zu sprechen. »Ach, weißt du eigentlich, dass sie später in Rincón aufgetaucht sind?«, fragte Joyce.

»Nein!«, antwortete ich. »Erzähl mir doch mehr davon. Ich habe über diesen Kontakt zu den Ayorés in Rincón so wenig gehört.«

Eifrig erklärte Joyce, dass sich Carayoi und seine Gefährten noch bei der ersten Gruppe in der Nähe von Rincón aufhielten, als sie erfuhren, dass ein anderer freundlich gesinnter Stamm auf einer Farm zwischen Santo Corazón und Rincón aufgetaucht sei. Dieser Stamm war auch von den Sunsa-Hügeln. Dort fand der Missionar von Tobité aber auch eine Gruppe wilder, weniger friedlicher Ayorés. Doch mitten unter ihnen saßen ganz gelassen die glückliche blinde Frau und die winzige Cucheri. Die beiden Frauen hatten in den Sunsa-Hügeln eine Gemeindegemeinschaft unter den Eingeborenen begonnen. Sie stellten dem Missionar eine der unbekanntenen Ayoré-Frauen vor, die noch nie zuvor einen *cojñone* gesehen hatten.

»Diese Frau glaubt schon den Worten *Dupades*«, sagte die Kleine. »Jesus ist in ihr!« Die Fremde blickte schüchtern zu dem Missionar auf und strahlte zustimmend.

Eine große Freude erfüllte mich. Sie wussten noch nicht viel, aber was sie wussten, gaben sie weiter.

»Aber es beunruhigt mich, dass heute kein Missionar in Rincón ist, der diese Ayorés von den Sunsa-Hügeln lehren könnte«, sagte ich, während ich an die verschiedenen Stämme dachte, die dort leben sollten. Sie konnten sich nun alle – innerhalb und außerhalb des Dschungels – frei bewegen. Wie an der Bahnlinie gab es nun auch hier ein großes Gebiet, das endlich frei von Bedrohung war, ein Gebiet, in dem die *cojñone* früher nicht ungefährdet leben oder reisen durften.

Joyce konnte mich beruhigen. Sie sagte mir, Jomone sei aus Liebe zu Christus nach Rincón gezogen, um den Ayo-

rés in den Sunsa-Hügeln »Dupades Worte« zu lehren. Sie fügte hinzu, dass auch ein Christ aus Rincón seine Aufgabe sah und mit Jomone zusammenarbeitete. Er erlernte die Ayoré-Sprache, damit er Jomone helfen konnte, ihnen mehr von Christus beizubringen.

Diese Nachricht bewegte mich tief. Es war wie ein letzter Handgriff an Gottes Meisterwerk zugunsten des Ayoré-Stammes, diesem »sehr schwierigen« Stamm, mit dem unsere Männer in den Sunsa-Hügeln Kontakt gesucht hatten.

Ich erinnerte mich, wie ich damals aus dem Zugfenster geschaut hatte, und wieder einmal stiegen die Bilder der Vergangenheit in mir auf. Als ich an die seelischen Qualen, die Einsamkeit und die langen Jahre der Ungewissheit zurückdachte, wurde es mir ganz klar: Das war der Preis, den Gott in seiner Voraussicht für die lohnende Arbeit gefordert hat, die seitdem getan wird. Gott wird jüngere Soldaten des Kreuzes, die noch nach uns kommen werden, befähigen, sie weiterzuführen.

Gott hat fünf Samenkörner gesät. Tief bewegt sah ich die Ernte.

Epilog

Der Missionspilot senkte seine kleine dreisitzige Maschine ein wenig, damit wir einen besseren Blick hätten. Der Fluss unter uns schlängelte sich kilometerweit durch den südamerikanischen Dschungel.

»Das ist die Stelle«, informierte er uns mit ernster Stimme, »wo sie ihr Leben gelassen haben – genau vor zehn Jahren.«

Unsere Herzen waren bewegt, und unsere Gedanken weilten bei den anderen jungen Menschen, die gewagt hatten, diesen mächtigen Urwald mit der Botschaft Gottes an seine Bewohner zu durchdringen, und deren Leben auf tragische Weise ein plötzliches Ende gefunden hatte. Wir erinnerten uns daran, was wir über eine Gruppe von jungen Männern gehört hatten, von denen keine Spur mehr zu finden war. Wir konnten diese Geschehnisse nicht aus unserem Gedächtnis löschen. Wir hatten eine der Beteiligten kennengelernt, die jetzt eine junge Witwe war, als sie unser Bibelinstitut in Saskatchewan, Kanada, mit ihrem Vater, Herrn Guy Playfair von der Sudan-Inland-Mission, besuchte. Sie strahlte innere Ruhe und Kraft aus. Barg der Dschungel unter uns das rätselhafte Geheimnis des Verschwindens ihres Mannes?

Drei Jahre später wurden unsere Fragen beantwortet durch Jean Dye Johnsons bewegenden Bericht »Er säte fünf Körner« – die bis dahin unveröffentlichte Geschichte über fünf Märtyrer, zu denen auch ihr Mann gehörte.

Möge diese aufrüttelnde Erzählung Ihnen zum Segen werden. Uns war sie eine Herausforderung. Wir sind dankbar für die jungen Missionare und Missionarinnen aus Deutschland, die heute die Arbeit in diesem Land weiterführen und dort eine Ernte einbringen, nachdem diese jungen Märtyrer ihren Dienst beendet haben.

Der Herr schenke es, dass dieses Buch, das hier in der deutschen Übersetzung vorliegt, noch vielen jungen Menschen zum Ansporn wird, dem Missionsbefehl zu gehorchen, und andere motiviert, für sie zu beten, wenn sie das Evangelium denen bringen, die immer noch in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen.

John Parschauer

Falls Sie weitere Informationen über die Arbeit von New Tribes Mission erhalten wollen, wenden Sie sich bitte an:

New Tribes Mission e.V.
Scheideweg 44
D-42499 Hückeswagen
Tel.: 0049 (0)21 92 / 93 67-0
Fax: 0049 (0)21 92 / 93 67-29
E-Mail: info@ntmd.org
Internet: www.ntmd.org



Dave Bacon und seine Frau Audrey heirateten 1942, kurz bevor sie nach Bolivien aufbrachen.



Dave Bacon an seiner Drehbank in einer Werkzeugfabrik, bevor er nach Bolivien fuhr.



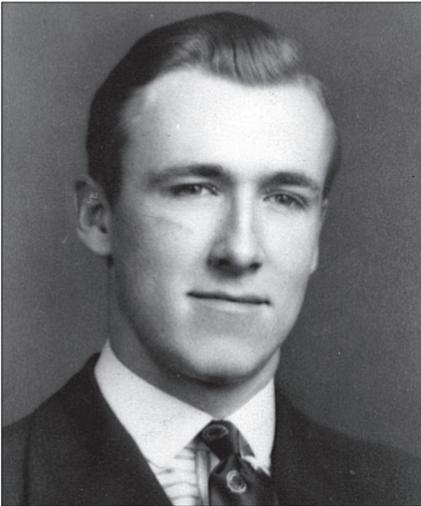
Missionsleiter Cecil Dye in Roboré, kurz bevor er in den Dschungel ging.



Eldon Hunter mit einem selbst gemachten Ofen, den er für die Frauen und Kinder erfand, damit sie ihn in der kalten Jahreszeit benutzen konnten.



George Hosbach näht in Roboré einen Rucksack für die Reise.



Robert W. Dye, der jüngere Bruder von Cecil und Ehemann der Autorin Jean Dye Johnson. Nach dem Tod ihres Mannes war Frau Dye 13 Jahre lang Witwe, bevor sie Larry Johnson heiratete. Sie arbeitete später in der Sprachenschule der Mission.



Cecil Dye (rechts) mit Paul Fleming, der sich das Konzept von New Tribes Mission ausdachte und die Mission leitete. Acht Jahre später starb Paul Fleming bei einem Flugzeugabsturz.



Eines der frühen Bilder der Männer auf dem Weg zu den Ayorés. Von links nach rechts: ein bolivianischer Helfer, Eldon Hunter, der lettische Landmesser und Anführer, Bob Dye und David Bacon. George Hosbach und Cecil Dye sind auf diesem Bild nicht zu sehen.



Die Missionare ziehen mit ihren Familien zu einem Stützpunkt, der näher am Rand des Dschungels liegt. Hier transportieren Bob Dye und Dave Bacon ihren Haushalt mithilfe von Ochsen.



Die fünf Männer, wie sie zuletzt gesehen wurden. Sie bereiten sich darauf vor, tiefer in den Dschungel zu gehen. Cecil Dye (links) leitet die Gruppe im Gebet.



Ein anderes der letzten Bilder der fünf Männer, bevor sie verschwanden. Von links nach rechts: George Hosbach (im Schatten), Bob Dye, Eldon Hunter, Dave Bacon und Cecil Dye. Der Esel, der das Wasser für die Expedition trug, sollte den übrigen Vorrat später zurück in die Zivilisation bringen.



Joe Moreno, der sich selbst eher als Missionshelfer denn als Missionar bezeichnete. Joe wurde später geschäftsführender Direktor auf dem Missionsfeld. Zu der Zeit, als die fünf Missionare verschwanden, evangelisierte er die zivilisierten Dorfbewohner.



Joe Moreno (in der Mitte) mit seinen bolivianischen Helfern. Sie folgten den Ayorés fünf Jahre auf ihren Wanderungen, hinterließen Geschenke für sie, bis sie die Gelegenheit hatten, einen freundlichen Kontakt zu dem Stamm aufzunehmen.



Mrs. Johnson in dem Jeep, in dem Joe viele seiner Reisen machte. Daneben Inez, die gefangene Ayoré-Frau, die so wertvoll als Übersetzerin war. Im Heck des Jeeps befand sich ein tragbares Telefonhaus, in dem Mrs. Johnson wohnte, während sie darauf wartete, dass die Ayorés aus dem Dschungel kommen.



Eine einfache Steinzeit-Axt, die die Ayorés benutzten, bevor sie die Lastwagenfedern bekamen.



Dorothy Dye fotografiert von der Missionarin Susanne Plett. Sie zogen vorübergehend in das kleine Dorf San Juan, wo sie lebten, bevor sie irgendeinen Kontakt mit den Ayorés hatten.



◀ *Der deutsche Zahnarzt, hier mit einem der Ayorés, war einer der Ersten, der, anders als die Missionare, sich mit den Ayorés anfreundete.*

▼ *Mel Wymas Flugzeug, mit dem er, zusammen mit Joe Moreno, aus der Luft den Stamm der Ayorés suchte. Endlich erkannten sie eine Gruppe von Ayoré-Hütten. Sie führten Joe auf einen Pfad, der weiter nördlich lag, als er jemals gewesen war, und schließlich zu einem Treffen mit dem Stamm. Im Hintergrund ist Bob Bodin.*





Die Ayorés in einem von den Missionaren gegründeten Dorf. Sie haben sich gerade von einer Masernepestidemie, die viele Leben forderte, erholt. Hier spielen sie eins ihrer Spiele, ein Fangspiel für Erwachsene.



Noraine, ein Ayoré-Junge, der zivilisiert wurde, hält eine einfache Axt. Sie ist aus einem Stück Lastwagenfeder, das die Missionare auf dem Pfad als Geschenk hinterließen. Sein Cousin Uroi wartet darauf, die kostbare Axt ausleihen zu können.



Ayoré-Frauen weben Taschen aus den Fasern der Wedel von wilden Ananasbäumen. Die Männer tragen damit die Lasten auf den Wanderungen. Von den Missionaren geschenkte Macheln wurden zu Nadelspitzen umgearbeitet und ersetzen damit die gespitzten Holzstücke, die normalerweise von den Ayorés benutzt wurden.

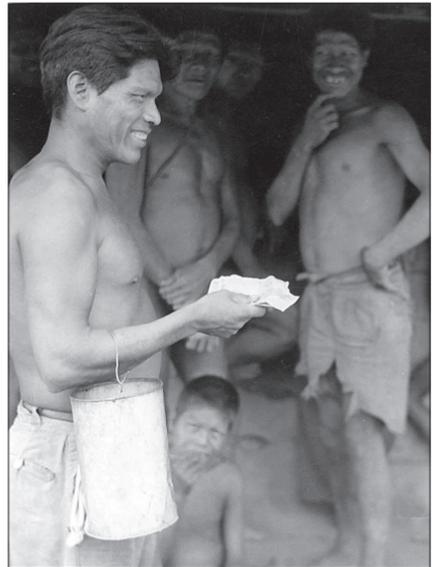
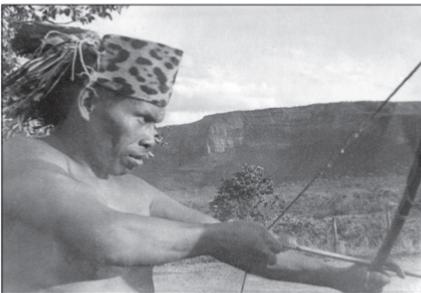


◀ Ein Ayoré-Krieger erzählt beim täglichen Powwow von einem seiner Morde.

▶▶ Ein anderer Mörder beschreibt seinen Stammesgenossen seine Tat. Obgleich sich die Ayorés änderten, war es schwierig, die alten Gewohnheiten hinter sich zu lassen. Um ein Anführer sein zu können, musste ein Mann auch ein Mörder gewesen sein.

▶▶▶ Degui (mit Jaguar-Haarschmuck), setzte die Suche nach den Mördern der fünf fort. Degui war einer der ersten Ayorés, der das Evangelium von den Missionaren hören wollte.

▼ Nacore, früher ein Mörder, aber jetzt ein geistlicher Leiter, vor einem Tobité-Geschäft. Er möchte sein wohlverdientes Geld ausgeben.





Upoide bekannte, dass er derjenige war, der den Speer in Dave Bacon stach und damit den Massenmord auslöste.

Später zog er mit seiner Familie in die Nähe der Zivilisation. Er hörte das Evangelium, und einige Monate bevor er starb, nahm er Christus an.



Nachdem ein Ayoré getötet hat, muss er seine Waffen, die er dafür benutzt hat, zerstören, damit sie an seiner Stelle den Fluch der Tötung aushalten. In einem aufwendigen Ritual überträgt er die Schuld von sich selbst auf die Waffen, dann wirft er die Speere, Keulen, Bogen und Pfeile weg. Diese Waffen, hier auf einem Grab eines Kriegers, sind ebenfalls »tabu«.



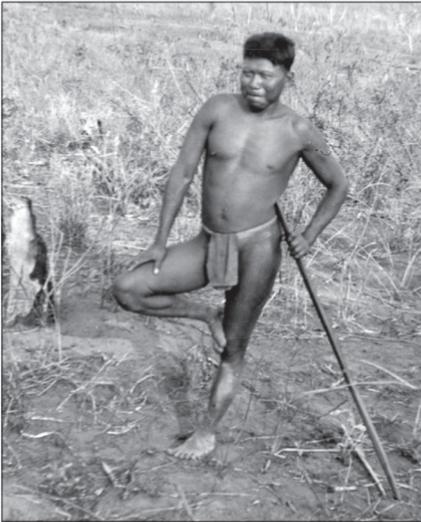
Paul Dye, der Sohn von Cecil, mit Jomone, einem Mitglied des Stammes, der seinen Vater tötete.

Paul folgte den Fußspuren seines Vaters und ist ein Missionar bei den Guaicás in Venezuela.

Jomone trägt heute das Evangelium zu den Ayorés in den »Sunsá-Hügeln«, also zu dem Stamm, der für den Tod der fünf Missionare verantwortlich war.



Eine Versammlung der Ayorés. Hier teilt Ecarai, ein Mitglied des Stammes, der die Missionare tötete, das Evangelium mit seinen Stammesgenossen.



Soriane rühmte sich, dass er der Mörder des großen blonden Missionars (wahrscheinlich Bob Dye) sei.

Er war bereit, sich mit den Zivilisierten zu verabreden, nachdem ihm versichert wurde, dass sie nicht unfreundlich zu ihm sein würden. Er hörte in Tobité und Rincón oft das Evangelium.

Die drei Witwen der getöteten Missionare



*Audrey Bacon mit ihrer Tochter Avis.
Sie wurde auf dem Missionsfeld geboren,
kurz nachdem die Männer verschwanden.*



*Jean Dye Johnson, die Autorin des Buches.
Bob Dye und sie heirateten kurz nach ihrer
Ankunft in Bolivien.*



*Dorothy Dye, Witwe
von Cecil Dye, in
Roboré während der
Zeit, als ihr Ehemann
vermisst wurde.
Mit ihr zu sehen sind
ihre drei Kinder Betty,
Paul und Kathryn (von
links nach rechts).*